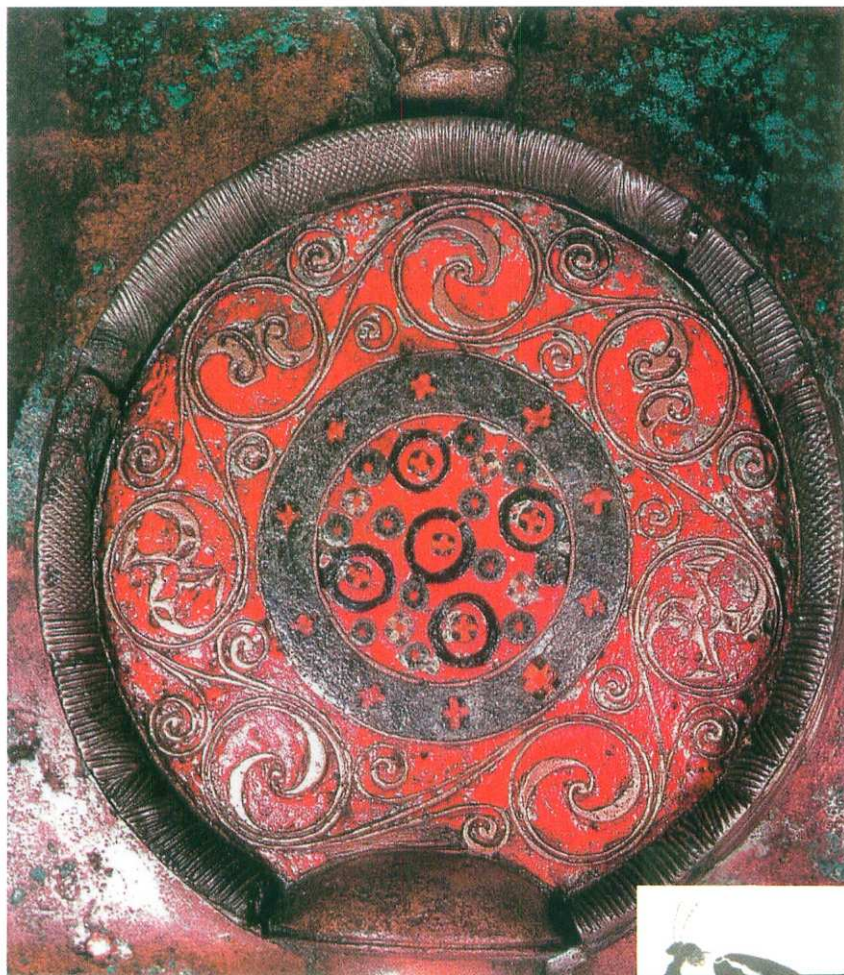


# Zeiten sprünge

Interdisziplinäres Bulletin

(vorm. 'Vorzeit-Frühzeit-Gegenwart')

2/2015



Jahrg. 27, Heft 2, August 2015, ISSN 0947-7233



MANTIS VERLAG

**Titelbild:** Sutton-Hoo-Begräbnis der Angelsachsen-Zeit: Die größte der Hänge-Schalen ist unter den Ösen der Aufhängung mit emaillierten 'Wappen' geschmückt, sein Zentrum mit Millefiori-Gläsern hervorgehoben. So verbindet sich Angelsächsisches mit keltischen Einflüssen. Der reale Durchmesser liegt bei der Hälfte dieser Abbildung [Campbell, 65]. Die Preziose steht für die Aufsätze ab den Seiten 286, 306 und 362.

## Impressum

### **Zeitensprünge *Interdisziplinäres Bulletin***

(*vormals 'Vorzeit-Frühzeit-Gegenwart'*)

Mantis Verlag Dr. Heribert Illig  
D-82166 Gräfelfing, Lenbachstraße 2a

Tel. 089 / 87 88 06  
Fax: / 87 139 139  
[mantisillig@gmx.de](mailto:mantisillig@gmx.de)

**ISSN 0947-7233**

**Edition und Redaktion:** Dr. phil. Heribert Illig

### **Verlags-Homepage**

mit Online-Bestellmöglichkeiten und Stichwort-Verzeichnissen

[www.mantis-verlag.de](http://www.mantis-verlag.de)

### **Phantomzeit**

Blog zur Mittelalter-Phantomzeit mit Forum

[www.fantomzeit.de](http://www.fantomzeit.de)

Dazu

mit Zugang zu erweiterten Funktionen  
nach Anmeldung über

[www.chrono-rekonstruktion.de](http://www.chrono-rekonstruktion.de)

[andreas.otte@chrono-rekonstruktion.de](mailto:andreas.otte@chrono-rekonstruktion.de)

**Druckerei:** Difo-Druck GmbH, 96052 Bamberg, Laubanger 15

### **Bezugsbedingungen**

Nach Einzahlung von 44,- € auf das Verlagskonto (außerhalb Deutschlands bitte 50,- € überweisen oder bar senden) werden bei Erscheinen die drei Hefte des Jahresabonnements 2015 verschickt.

Frühere Hefte können, zum Teil auch vor 2000, einzeln nachgeliefert werden.

Preise für Einzelhefte und Bestellmöglichkeit siehe [www.mantis-verlag.de](http://www.mantis-verlag.de)

**Jahrgänge:** 2000-2002 je 22,- ; 2003-2006 je 22,- , 2007-2008 je 38,- , 2009-2014 zu 40,- €. Inlandsporto im Preis enthalten.

**Copyright ©:** Mantis Verlag Dr. Heribert Illig

Für unverlangte Manuskripte und Fotos keine Haftung

Verantwortlich im Sinne des Presserechts: Dr. Heribert Illig

Namentlich gezeichnete Beiträge geben nicht unbedingt die Meinung der Redaktion wieder.

**Konto:** Heribert Illig Verlag

IBAN: DE21 7001 0080 0137 2388 09 BIC: PBNKDEFF

# Zeitensprünge

Interdisziplinäres Bulletin  
(vorm. 'Vorzeit-Frühzeit-Gegenwart')

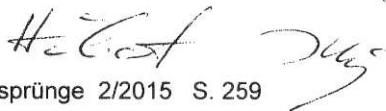
Jg. 27, Heft 2  
August 2015

## Editorial

Der Herausgeber freut sich immer dann besonders, wenn zwei oder sogar mehr Autoren sich bei einem Thema treffen. Diesmal hat sich das erstaunlich oft ergeben. So stieß Veit RÖSLER noch einen zweiten Artikel zu Pyramidenbau und ägyptischer Eisenzeit an; Alexander GLAHN arbeitete parallel zum Herausgeber an Aspekten zur angelsächsischen Phantomzeit, Volker FRIEDRICH'S Vortragsbesuch ließ gleich zwei Artikel reifen, umrankt von zwei weiteren zu spezifisch bayerischen Datierungsproblemen. Im Falle des Islam empfahlen mir gleich mehrere Leser das Buch von Norbert Pressburg zur Rezension, Otto ERNST erweiterte hier das Spektrum, das Günter LÜLING noch nach seinem Tod um eine düstere Facette bereicherte. Zuletzt warf Volker HOFFMANN zur Aachener Pfalzkirche seinen Handschuh in den Ring, der von mir aufgenommen wurde, zumal ich mir davon ganz unabhängig Gedanken zum Bauherren dieses anachronistisch angesiedelten Bauwerk gemacht hatte.

Nur eine Erwartung wird enttäuscht. Die beiden Artikel von Jürgen von STRAUWITZ und Hans BANGERTER zu Religion und Moral zeitigten prompt mehrere Antworten. Aber ich hatte schon im letzten Editorial angedeutet, das es nicht Aufgabe der Chronologiekritik ist, die Grenzen zwischen Glauben, Wissen und Zweifel auszuloten, zumal hier schnell schroffe Abgründe aufreißen würden. Es ginge wieder einmal um den alten Konflikt zwischen Glauben und Wissenschaft, doch sogar um mehr. Denn ist der Gläubige den Aussagen seiner Religion verpflichtet, so ist auch der Wissenschaftler seiner 'scientific community' verpflichtet, die darauf achtet, dass der Fortschritt dorthin steuert, wo ihn „die sich wechselseitig Kompetenz zuschreibenden“ Ordinarien haben wollen. Wenn ein nicht Einzuschüchternder „die bisherigen Vorstellungen von Entstehungsgeschichte, Text und Inhalt des Koran auf den Kopf stellen“ will, dann wird er nicht mit der Aussicht auf einen Platz in der Hölle bedroht, sondern sofort mit einem höllisch-elenden Leben (S. 460).

Trotzdem wünscht  
bereichernde Lektüre



28. 07.

# Gedankensplitter zu antikem Glas


Volker Heinitz

## Frühes mesopotamisches Glas

Axel von SALDERN hat 2004 ein Handbuch der Archäologie *Antikes Glas* auf 708 Seiten plus Einführung und Bildteil vorgelegt. Leider verzichtete er weitgehend auf die Bearbeitung von Perlen. Er benötigt für den ersten Abschnitt:

1. *Vorrömisches Glas aus dem 3. und 2. Jtsd. v. Chr.*

1.1.1 *Glas aus dem späten 3. Jt. und der 1. Hälfte des 2. Jtsd. v. Chr.*

zweieinhalb Seiten. Dabei greift er u.a. auf ein früheres Werk zurück, an dem  selbst mitgearbeitet hatte [Oppenheim/ Brill/ Barag/ Saldern 1970, 19] und führt Folgendes aus:

„Der Stab aus Eshnunna, die Glasbrocken aus Tell Brak und Eridu und das Gefäß aus Tell Asmar sind (abgesehen von Perlen) die ältesten, uns bekannten Zeugnisse antiker Glasmanufaktur. Angesichts dieser bescheiden anmutenden Stücke gewinnt eine Passage in einem Inventar [Keilschrift-Tontafel; V.H.] aus der Zeit der Dritten Dynastie von Ur, d.h. gegen Ende des 21. Jhs. an Bedeutung. Dort werden Gegenstände aus einem Haushalt eines wohlhabenden Beamten aufgeführt. Unter diesen erscheint, neben Werken aus Metall, «eine Schale aus anzahhu-Glas von einem Gewicht von 55 Shekel» (d.i. weniger als ein Pfund). Wäre ein derartiges Gefäß tatsächlich aus einer glasartigen Masse gefertigt worden (*primary glass*), würde es ungefähr gleichzeitig mit Stab und Glasklumpen und damit den frühesten, uns bekannten Glasgefäßen um rund einem halben Jahrtausend vorausgegangen sein (s.u.)“ [Saldern 2004, 6 f.].

Für SALDERN kommt das beschriebene Gefäß (aus anzahhu-Glas mit einem Gewicht von 55 Shekel) ca. 500 Jahre „**zu früh**“, im Vergleich zu anderen gefundenen mesopotamischen und ägyptischen Glas-Gefäßen. Er möchte dies **vermeiden**, indem er diesen Begriff „anzahhu-Glas“ tatsächlich **nicht** als Glas anspricht. Sein Unbehagen lässt sich förmlich zwischen den Zeilen lesen, falls hier ein chronologisches Problem in das Blickfeld der Archäologen und Historiker rücken würde. [Hvhg. V. H.]

In dem Buch *Wann lebten die Pharaonen?* schrieb Gunnar HEINSOHN [gemeinsam mit Heribert Illig '2001, 305] auch über die Glasproduktion des -3. und -2. Jtsd. in Mesopotamien und Ägypten. HEINSOHN stützte seine Ausführungen u.a. auf die gleiche Stelle bei OPPENHEIM et. al. [1970, 19]:

„Neben dieser materiellen Evidenz gibt es in der Dritten Dynastie von Ur (ab -2150), unter deren Ruinen das akkadische Glas ausgegraben wurde,

schriftliche Quellen. So liest man von »einer Schüssel aus anzahhu-Glas im Gewicht von fünfundfünfzig Schekel«.

HEINSOHN zielt in seinem Buchabschnitt speziell auf den Begriff »anzahhu-Glas« ab, kommt aber zu einer völlig anderen Einsicht:

„Zur großen Überraschung der Historiker wird der Terminus »anzahhu« dann auch wieder im -14 Jh. und sehr viel später noch einmal im -7. Jh. gängig.“

Er stellt auch fest, dass die Ur III-Tafeln die gleichen glastechnischen Termini wie die Texte aus Ninive verwendeten.

HEINSOHN hat mit Hinweis auf das Durchlaufen der Termini bis ins -7. Jh. bereits deutlich gemacht, dass es sich beim »anzahhu-Glas« in allen Fällen um den gleichen Werkstoff handeln sollte – um *Glas*.

Den Autor beschäftigt außerdem die Gewichtsangabe Schekel: Aus dem Persischen ist bekannt, dass 60 Schekel einer Mina (ca. 500 g) entsprechen, 60 Minas = 1 Talent. Da gemünztes Geld erst um -600 auftritt, ist hier eindeutig eine Gewichtsangabe (allerdings für Edelmetalle) gemeint. Damit handelt es sich auch um eine Wertangabe. Bei *moneypedia* steht unter Schekel: „*alt-hebräisches Wort, nicht vor -1400 bzw. -1300 entstanden*“ [hier sind die Mengenangaben Schekel zu Mina allerdings abweichend; V.H.].

Die Ur III-Dynastie gehört damit *nicht* ins Ende des -3. Jtsd., sondern sie ist deutlich jünger.

### Glasperlen

Von der Glassammlung Ernesto WOLF fand ich im Internet vor längerer Zeit nachfolgende Abbildung [Bild 1]:

„Stabaufsatz mit Schichtaugen. In Karthago oder im syro-palästinensischen Küstenbereich hergestellt; 4.-3. Jahrhundert v. Chr., Arch. 98/W39“  
[auch bei Stern/Schlick-Nolte, 195].

Die Grundfarbe ist türkis, die Schichtaugen blau auf weiß, goldfarbene Noppen.

Die im meinem Artikel *Frühes Zinn und kobaltblaues Glas* [ZS 2/2014, 481] abgebildete Kette gelber Schichtaugenperlen umschließt eine Perle obiger Machart und nahezu gleicher Farbgebung [Bild 2]. Als Perle ist sie aber durchgehend gelocht. Sie wurde in einem Grab in Siebenbürgen gefunden [manching]

Eine ähnlich gestaltete Perle, wenn auch kleiner gehalten, wurde in Altdorf bei Bamberg in einem Grab gefunden und als phönizischer Import des -3. Jh. angesprochen [Bild 3].

Eine weitere Abbildung einer Perle, bestehend aus dem türkisfarbenen Grundmaterial mit mindestens einer goldenen Noppe fand ich im Stadtmu-

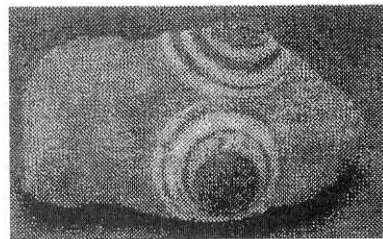
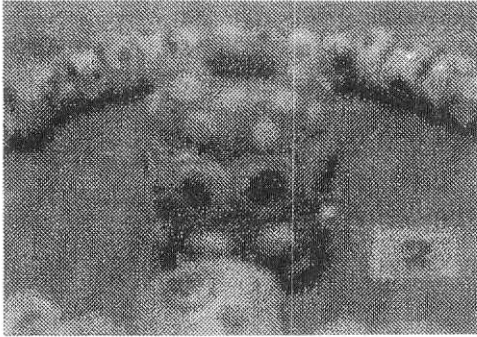
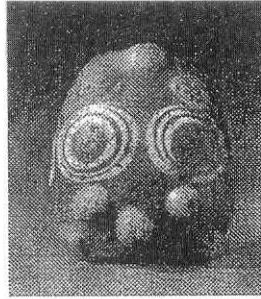


Bild 1: Stabaufsatz mit Schichtaugen, 4.–3. Jh. [auch bei Stern/Schlick-Nolte, 195]

Bild 2: Perle gleicher Machart und nahezu gleicher Farbgebung wie Bild 1 [*manching*, Foto VH]

Bild 3: Kleinere Perle, Grabfund in Altendorf bei Bamberg, phönizische Importware, -3. Jh. [Abb. bei Gebhardt 1996, 19 bzw. Auer 1982, Taf. 5 Abb. 44]

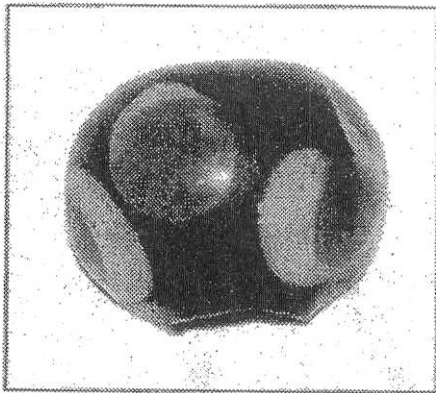
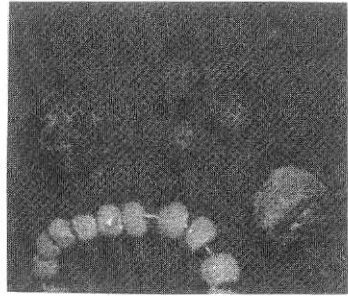
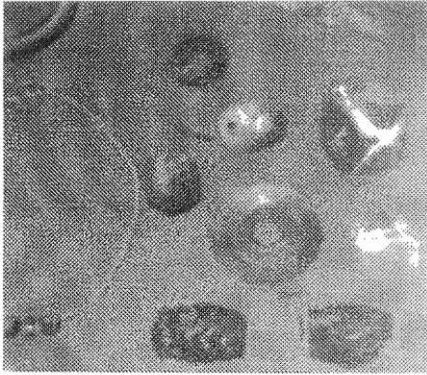


Bild 4: Perle aus türkisfarbenen Grundmaterial mit mindestens einer goldenen Noppe, ohne Schichtaugen, aus einem slawischen Grab auf Rügen; Stadtmuseum Bergen/Rügen [Foto VH]

Bild 5: Aus dem Nachlass von Georg Kemnitz, Gera, wohl aus slawischen Gräbern; Foto von 1975

Bild 6: Kugelige Kreisaugenperle aus schwarzem, opakem Glas vom slawischen Gräberfeld in Hohennauen (Lkr. Havelland)

seum Bergen/Rügen. Die Perle war aber zu klein, um Schichtaugen darauf unterzubringen (etwa Bildmitte). Die Perle stammte aus einem slawischen Grab auf der Insel Rügen [Bild 4].

Alle drei bzw. vier Beispiele türkisfarbener Perlen mit Schichtaugen und Goldnoppen deuten auf die gleiche Glasmanufaktur in Nordafrika oder dem Mittelmeerraum.

Über „keltische Perlen“ in slawischen Gräbern gibt z.B. Alfred AUERBACH [1930] für die Stadt Gera Auskunft:

1. „Gera-Thieschitz [...] Slav. Grabfunde: [...] Einer der Bestatteten hatte einen dünnen Draht mit aufgereihten Perlen um den Hals. Sonst wurden

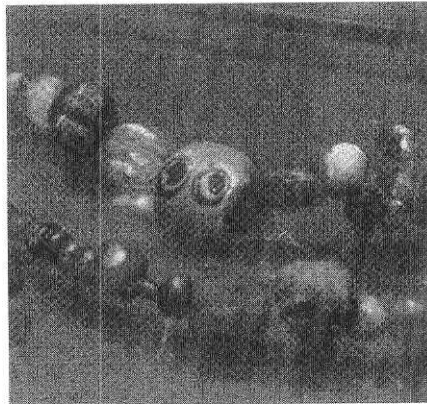
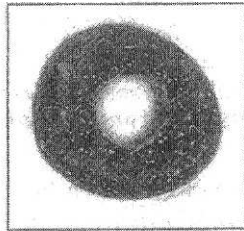


Bild 7: Blaue Ringperle, Hohennauen, aus der Mundhöhle eines Kleinkindes (Bestattung 7)

Bild 8: Keltische Glasperlen aus slawischen Gräbern, Gnesen/Polen [Foto 2013, VH]



noch gefunden ein offener Armreif von Bronze slavischer Art und 2 röhrenartige Perlen, hellgrünlichgrauer und **dunkelblauer Glasfluß mit gelben Zickzackstreifen**. v[erschollen]“ [Auerbach, 101; Hvhg. hier u. i. W. V.H.].

2. „[Gera-]Trenitz [...] Slav. [...] 1910 wurde am Wasserhochbehälter eine zerbrochene **blaue Glasperle mit weißem Wellenstrich** (Zickzack) gefunden. M[useum] G[era].“ [ebd. 143]
3. AUERBACH [97] gibt für den Pfortener Berg/Gera eine Skizze an, auf dem neben Gräbern anderer Zeitstellung auch eine Reihe slawischer Gräber aufgeführt sind. Die Funde aus diesen slaw. Gräbern führt er aber nicht auf. Aus dem Nachlass eines ehemaligen Bodendenkmalpflegers aus Gera, Georg KEMNITZ, stammt das Foto von 1975 [Bild 5].

Neben grauen Ton- und roten Halbedelsteinperlen wurde in einem slawischen Grab vom Pfortener Berg zusätzlich eine **blaue Glasperle mit weißen Zickzack-** oder Wellenmuster und eine stark korrodierte, vermutlich ebenfalls blaue Perle gefunden. Die Graböffnung erfolgte durch Kalkbrucharbeiten etwa 1927. Das Foto selbst wurde von KEMNITZ im Geraer Museum aufgenommen, wo sich auch sein Nachlass befindet. [Hvhg. V.H.]

Ebenfalls in Brandenburg ist man fündig geworden: Bettina JUNGKLAUS und Heike KENNECKE [2009, 276-277] beschreiben nachfolgende Perlen und ihre Auffindung in einem slaw. Gräberfeld in Hohennauen (Lkr. Havelland):

„In Höhe des Knüppeldammes unmittelbar über dem gestörten Kopfbereich der Hohennauer Bestattung 2 fand sich eine kugelige Kreisaugenperle aus schwarzem, opakem Glas (Abb. 10 [hier Bild 6]). Die Kreisaugen bestehen aus blauen, transparenten Punkten in einem weißen Ring [...] Die zweite Perle (Abb. 11 [hier Bild 7]), eine blaue Ringperle, fand sich ebenfalls in Hohennauen, und zwar in der Mundhöhle eines Kleinkindes (Bestattung 7).“

Bei der Kreisaugenperle sind sich JUNGKLAUS und KENNECKE nicht sicher wegen der eher keltischen Zeitstellung, ob es sich nicht um eine verlorene Glasperle handeln könnte. Auch hier spürt man chronologisches Unbehagen.

Selbst im Polen kann man keltische Glasperlen in slawischen Gräbern finden. Das Foto entstand 2013 anlässlich einer Exkursion der Archäologischen Gesellschaft Thüringen nach Gnesen/Polen, Museum Gnesen [Bild 8].

Es handelt sich um eine zerbrochene gelbe Schichtaugenperle, vergesellschaftet mit anderen mittelalterlichen Perlen aus einem slawischen Grab. Die Zickzack- und Schichtaugenperlen werden lt. offizieller Lehrmeinung nach dem Verlöschen der keltischen Kultur nicht mehr gefunden. Fragt man Archäologen nach einer Erklärung, wie diese keltischen Glasperlen aus der Zeit bis -300 in slawische Gräber um +1000 gelangt sein könnten, wird kaum nach einer Erklärung gesucht, höchstens Grabräuberei als Quelle für diese frühen

Perlen angeben. Dabei fällt auf, dass trotz der großen Zahl an keltischen Fibeln keine in slawischen Gräbern auftauchen.

Der Beitrag von JUNGCLAUS/ KENNECKE erschien im Sammelband der Beiträge der Sektion zur slawischen Frühgeschichte der 18. Jahrestagung des Mittel- und Ostdeutschen Verbandes für Altertumsforschung in Greifswald, 23. bis 27. März 2009 unter der Prämisse: *Der Wandel kam um 1000*. Deutliche slawische Aktivitäten sind erst im 10. Jh. nachweisbar. Der eigentliche Landesausbau beginnt etwa ab 1000. Die slawischen Gräber in einer deutlich früheren slawischen Periode zu verorten, wird nicht unterstützt.

Und nun noch eine Korrektur in eigener Sache. In meinem Artikel *Frühes Zinn und kobaltblaues Glas* [ZS 2/2014, 471 f.] ist bei den Abbildungen etwas durcheinander geraten. Die Abb. 6 [482] zeigt nur violettes Rohglas (undatiert) und einen violetten Glasarmreif, beide von der Fundstelle Manching.

### Literatur

- Auer, Wilfried (1982): Die frühlatènezeitlichen Schichtaugenperlen in Nordbayern. Festschrift zum 100jährigen Bestehen der Abteilung für Vorgeschichte der Naturhistorischen Gesellschaft Nürnberg e.V.; *Abhandlung der Naturhistorischen Gesellschaft e.V.*, Band 39
- Auerbach, Alfred (1930): *Die ur- und frühgeschichtlichen Altertümer Ostthüringens*, Jena
- Gebhard, Rupert (1996): Ein anspruchsvoller Werkstoff; *Archäologie in Deutschland* (AID), Heft 1, 18-21
- Heinitz, Volker (2014) : Frühes Zinn und kobaltblaues Glas, *Zeitensprünge* 26 (2) 471-485
- Heinsohn, Gunnar / Illig, Heribert (<sup>4</sup>2001): *Wann lebten die Pharaonen?* Mantis, Gräfelting
- Jungklaus, Bettina / Kennecke, Heike (2009): Die slawischen Körpergräberfelder von Bredow und Hohennauen, Lkr. Havelland - archäologische und anthropologische Aspekte; *Der Wandel um 1000*, (Hg. Biermann, F. / Kersting, Th. / Klammt, A.), Beiträge zur Ur- und Frühgeschichte Mitteleuropas 60 - Beiträge der Sektion zur slawischen Frühgeschichte der 18. Jahrestagung des Mittel- und Ostdeutschen Verbandes für Altertumsforschung in Greifswald, 23. bis 27. März 2009, (2011), Langenweissbach
- manching* = Sonderausstellung Kelten-Römermuseum Manching: *Roms unbekanntes Grenzen*, 2013/14
- moneypedia = [www.moneypedia.de/index.php/Schekel](http://www.moneypedia.de/index.php/Schekel)
- Saldern, Axel von (2004): *Antikes Glas, Handbuch der Archäologie*, München
- Stern, E. Marianne / Schlick-Nolte, Birgit (1994): *Frühes Glas der alten Welt*, Sammlung Ernesto Wolf, Stuttgart [www.landmuseum-stuttgart.de/ausstellungen/schausammlungen/glas/glassammlung-ernesto-wolf/](http://www.landmuseum-stuttgart.de/ausstellungen/schausammlungen/glas/glassammlung-ernesto-wolf/)

volker.heinitz@web.de

# Meteorit als Werkzeuglieferant

## Erklärt das den Bau der Cheopspyramide?

Veit Rösler

Eines der größten Rätsel bisher: Womit haben die alten Ägypter den Granit bearbeitet? Die damals vorhandenen Kupfer- und Bronzewerkzeuge waren dazu nicht in der Lage. Sie waren zu weich. Etwas härter als der Granit sind nur einige andere Steinarten wie Diorit und Eisenwerkstoffe. Erstere zu Werkzeugen zu formen, ist fast genau so aufwendig, wie den Granit selber als Werkstück zu bearbeiten. An in Pyramiden verbauten Granitsteinen sind Riefen zu erkennen, die von 'Kreissägen' stammen könnten. Eisen, oder ein noch härteres Metall, das dazu in der Lage wäre, gab es erst viel später – nimmt die Wissenschaft an. In ihren Büchern haben Gunnar Heinsohn, Heribert Illig und Franz Löhner die Pyramiden der 4. Dynastie ins -1. Jtsd. umdatiert und kommen damit zu dem für Werkzeuge unbedingt notwendigen Eisen. Während die Forscher versuchten, die Eisenzeit bis ins -3. Jtsd. zu dehnen, oder von einer sporadischen Eisenzeit zu sprechen [vgl. Heinsohn/Illig, 56 f.], versuchen die 'Außenseiter', die Pyramiden zu verjüngen. Gibt es auch einen dritten Weg?

„Im Jahre 2009 entdeckte Vincento De Michele mit Google Earth in der Ost-Uweinat-Wüste im südwestlichen Ägypten nahe der Grenze zum Sudan einen Einschlagkrater mit einem Durchmesser von 45 Metern. Der Höhenunterschied vom Kraterand bis zum Zentrum des Kraters beträgt etwa 8 Meter, wobei dort bereits ungefähr 2 Meter äolische Sedimente abgelagert sind. Auf Satellitenaufnahmen ist zu sehen, dass dieser Krater geologisch noch sehr jung sein muss, da die Ejektadecke gut zu erkennen ist. Die Forscher gehen bisher davon aus, dass der Einschlag jünger als 5000 Jahre ist, da menschliche Spuren durch Auswurfmaterial überdeckt sind. Im Umfeld des Kraters konnte Impaktglas identifiziert werden. Während zweier italienisch-ägyptischer Expeditionen zu diesem Krater im Februar 2009 und Februar 2010 wurden über 1,6 Tonnen meteoritisches Material gesammelt, wobei noch mehr Material gefunden und kartiert wurde. Der Meteorit ist als ungruppierter Eisenmeteorit klassifiziert [...]. Dass in nächster Nähe der Einschlagstelle nicht nur das übliche Bodenmaterial, sondern auch Tausende von Splintern des Meteoriten selbst gefunden wurden, wird als ungewöhnliche Tatsache gewertet. Wissenschaftler schließen daraus, dass *Gebel Kamil* die Erdatmosphäre trotz seiner geringen Masse von (geschätzt) nur 5 bis 10 Tonnen weitgehend unzerstört durchqueren konnte und erst beim Aufschlag auf den Boden zerbrach“ [wiki → Gebel Kamil].

Was ist, wenn es auch bei diesem Impact so war und noch weitere Bruchstücke die Erde in einem Meteorschauer getroffen haben, nur etwas nördlicher? Während schon Bruchstücke des 2008 aufgefundenen Meteoriten zu den Pyramidenbaustellen gelangt sein können, wären auch Einschläge noch weitaus näher zu den späteren Baustellen denkbar.

Es handelt sich um einen jener Eisen-Nickel-Meteorit, wie sie immer wieder auf die Erde stürzen. Auch der größte bislang auf der Erde gefundene Meteorit besteht aus diesem Material. Er liegt noch immer an seinem Einschlagplatz in Namibia, wo er beim Pflügen gefunden worden ist.

„Die Angaben über das Gewicht schwanken zwischen 50 und 60 Tonnen. Seine ursprünglichen Abmessungen waren 2,70 Meter × 2,70 Meter × 0,90 Meter. Der Meteorit schlug vor etwa 80.000 Jahren auf der Erde ein und liegt immer noch in der ursprünglichen Position. Sein geschätztes Alter beträgt 190 bis 410 Millionen Jahre.

Der Meteorit besteht zu ca. 82 % aus Eisen, zu ca. 16 % aus Nickel und zu ca. 1 % aus Cobalt. Darüber hinaus enthält er eine Reihe von Spurenelementen wie Chrom, Gallium, Germanium, Iridium, Kohlenstoff, Kupfer, Schwefel und Zink. Meteoriten mit Nickelgehalten von über 15 % werden als Ataxite bezeichnet“ [wiki → Hoba (Meteorit)].

Derartige Ataxite zeichnet außerdem ihre Strukturlosigkeit aus, anders als Hexaedriten oder Oktaedriten:

„In diesen Meteoriten liegt nur noch das Mineral Taenit vor; es zeigen sich keine Widmanstättenischen Strukturen“ [wiki → Eisenmeteorit].

### **Zurück zum Kamil-Krater**

An dem jetzigen Fundort sind Fragmente noch immer vorhanden. Andere Einschläge können womöglich nur deshalb nicht gefunden werden, weil sie vielleicht bereits im Tagebau als 'Materialsponder' für die Werkzeuge des Pyramidenbaus ausgebeutet wurden. Unter Umständen wurden der oder die Einschläge eines oder mehrere kleinerer Meteoriten von Menschen beobachtet. Auch nur das Auffinden muss ein spektakuläres Ereignis gewesen sein. Es ist möglich, dass die Ägypter dem vom Himmel gefallenen „Metall der Götter“ eine mystische Herkunft nachsagten; allerdings ist mit derartigen 'Göttergeschenken' heute schon zu viel Aufhebens gemacht worden.

Die in Gebel Kamil gefunden Reste liegen in unterschiedlichsten Größen vor, von winzig bis wohl zu 34 Kilo. Damit lassen sich handgroße Fragmente auch ohne Bearbeitung als Werkzeug verwenden, womit kein Rennofen zur 'Eisenverhüttung' beherrscht werden muss. Mit dem Metall lassen sich Granitsteine weitaus präziser bearbeiten als mit einem härteren Steinwerkzeug. Seine Präsenz kann den Bau von Pyramiden mit Hartgestein, also ab Beginn

der 4. Dynastie mitbegründet bzw. befördert haben. Seine Abnutzung und Erschöpfbarkeit in ausreichender Menge kann das Zeitalter der Pyramiden von Gizeh beendet haben. Das Meteorereisen war sicher wertvoller als Gold und von strategisch-militärischer Bedeutung, so dass sein Nachweis als Bauwerkzeug bis heute nicht gelungen ist. Es ist nach wie vor in Ägypten vorhanden. Lagerstätten in unmittelbarer Nähe des Pyramidenbaus wären möglich. Selbst im trockenen Klima Ägyptens würden Teile von Eisen über die Jahrhunderte korrodieren und auswaschen. Es blieben oxidierte rötliche Stellen. Und tatsächlich gibt es solche auf Satellitenbildern südwestlich von Gizeh im Wüstensand.

Vermutlich würde man heute keine Spuren des Abriebstaubes von Ataxit finden, da es in 4.500 Jahren durch Wind und Wasser abgetragen worden sein dürfte. Daneben wurde sicher der wertvolle Staub eingesammelt, um ihn erneut als 'Schleifpaste' zu verwenden. Mit dieser Paste – möglicherweise an einem hölzernem Sägeblatt, das von Wasserkraft, Tieren oder Menschen angetrieben wird –, ließen sich die Schleifspuren am Granitsarkophag in der Cheops-Pyramide erklären. Die Meteorfragmente als Meißel zu benutzen, wäre deutlich zielführender gewesen als das Hämmern mit anderen sehr harten Steinen (Kupfer- oder Bronzemeißel sind hier auszuschließen).

Es sind sogar kaltgeschmiedete Meteoriteneisen-Arbeiten von Schmuckfunden aus ägyptischen Gräbern bekannt, die 1911 gefunden worden sind. Schon 1928 wurde vermutet, dass es sich dabei um Eisen aus dem Weltall handeln könnte. Moderne Analysemethoden haben nun anhand des Eisen-Nickel-Anteils die kosmische Herkunft nachgewiesen. Der Fundort: Gräber in der Nähe von Gerzeh etwa 70 Kilometer südlich von Kairo. Die hier gefundenen, kaltgeschmiedeten Eisenperlen waren zusammen mit Gold und Edelsteinen zu einer Kette geschnürt. Das Alter der Perlen wird auf 5.000 Jahre geschätzt. Die röhrenförmigen Kettenglieder wurden durch Schmieden und Rollen hergestellt [spektrum]. Mehr braucht es nicht, um mit Eisen auf geknoteten Seilen einen Seilsägemechanismus zu schaffen.

Zu Recht wird von den *Zeitensprünge-Autoren* betont, dass in der Kupfersteinzeit kein Material zur Verfügung stand, um Granit bearbeiten zu können. Kupfer und selbst Bronze sind dafür nicht hart genug und haben die Ägyptologen gezwungen, sehr merkwürdige Erklärungen abzugeben: uns unbekannte Kunstmittel, geheime Härteverfahren für Kupfer oder Prozeduren an Metallen, die für kurze Zeit ihren molekularen Zustand verändern [vgl. Illig/Löhner 154-157]. Da ist es dann doch einfacher, Herodot Glauben zu schenken. Er weiß z.B. von der nicht leicht erkennbaren Relation zwischen der Fläche einer Pyramidenseite und einem Quadrat über der Pyramidenhöhe [Heinsohn/Illig, 122]; warum sollte seine Erwähnung von Eisenwerkzeug für den Bau der Cheopspyramide falsch sein? [vgl. Illig/Löhner, 26]

Nur mit dem Gebrauch von Eisenwerkzeugen dürfte sich auch die praktisch fügenlose Aneinanderpassung von Granit- wie von Kalksteinquadern im Pyramideninneren erklären lassen. Fast scheint es so, als hätten die Baumeister bei der Bearbeitung eine raue, flache Ebene – ähnlich einem Brett, großen Feilen oder Scheiben – zwischen den aneinander liegenden Bausteinen hin und her geschoben, um beide Steinseiten gleichzeitig aufeinander einzuschleifen. Woher sollen die Baumeister vor mehreren tausend Jahren solche feilenähnlichen Gebilde gehabt haben, ohne Eisen bearbeiten zu können?

Notiz: Meine Befunde zum Meteoriteisen habe ich in Kontakt mit dem Herausgeber der *Zeitensprünge* formuliert, der die Zitationen aus seinen Büchern zur Verfügung stellte.

### Literatur

Heinsohn, Gunnar / Illig, Heribert (52003): *Wann lebten die Pharaonen?* Mantis, Gräfelting (1990, Frankfurt am Main)

Illig, Heribert / Löhner, Franz (62003): *Der Bau der Cheopspyramide nach der Rampenzeit*; Mantis, Gräfelting

*spektrum*= <http://www.spektrum.de/news/meteoriteneisen-zu-schmuckperlen/1198234>

wiki = <http://de.wikipedia.org/wiki/> → Artikel

Veit Rösler, [veit.roesler@t-online.de](mailto:veit.roesler@t-online.de)

# Meteoreisen-Meißel an Cheops' Pyramide?

Eine Ergänzung zu Veit Rösler, von Heribert Illig

Der von Veit Rösler vorgestellte Krater-Fund in der libyschen Wüste (s. S. 267) ist durchaus bemerkenswert, weil zwar viele Hobbyforscher Satellitenbilder nach Kratern absuchen, aber erstaunlich selten fündig werden. Bislang sind „auf der Erde ganze 188 geologisch nachgewiesene Krater“ bekannt. Geologen erwarten höchstens weitere „340 noch unentdeckte Krater mit bis zu sechs Kilometer Durchmesser“ [Illinger].

Das muss sehr erstaunen, zeigt doch der etwas kleinere „Mars rund 300.000 sicht- und messbare Überbleibsel von Meteoriten“. Das wird damit begründet, dass auf der Erde die Erosion 1000-mal schneller als auf dem Mars verlaufe, gegenüber dem Mond liegt die Zahl noch höher [ebd.]. Es wird also nicht davon ausgegangen, dass die Erdoberfläche im Vergleich zum Mars sehr viel später noch einmal auf- oder umgeschmolzen worden ist.

Für die Ägyptologen ist klar, dass schon in prädynastischer Zeit im Reich am Nil Eisen bearbeitet worden ist, genauer gesagt 'himmlisches' Eisen mit einem so hohen Nickelanteil, dass es praktisch nicht rostet.

„»Lange vor der Verhüttung terrestrischer Eisenerze«, sagt der Archäo-Metallurge Thilo Rehren vom Deutschen Bergbau-Museum in Bochum, »haben die Ägypter gezielt nach herabgefallenen Meteoriten gesucht« [Schulz].

Wir kennen aus dem Neuen Reich Berichte über Expeditionen in die östliche Wüste, um dort Goldminen auszubeuten. Obwohl die Route nur ca. 150 km in die Wüste hineinführte, galt dies für die Chronisten als hervorhebenswertes Unternehmen. Der Kamil-Krater liegt hingegen 650 km vom Nil entfernt, dessen Schiffbarkeit in beiden Richtungen durch Katarakte unterbrochen war.

Auf Atlanten mit Darstellungen der gegenwärtigen Erdoberfläche sieht man jedoch von Gizeh aus eine Wüstenpiste nach Südwesten ausgehen, die über die Oasen Bahrija und Farafra, dann südostwärts über Dachla zur Oase Charga führt, die mit Assiut am Nil verbunden ist. Westlich der Oase Dachla, Luftlinie 350 km oder – laut DFG-Mitteilung – mehr als 500 km vom Nil entfernt, verzeichneten Forscher am Fundplatz Chufu 01/01 „die Entdeckung einer ausgebauten Wüstenstation von Pharao Cheops und seinem Sohn Radjed“ [DFG]. Die Arbeiten erbrachten Feldbild-Dokumentationen, Hieroglyphentexte, Siegelabrollungen und archäologisch eine aus dem Felsen herausgearbeitete Hangterrasse. Steinwerkzeuge und gesiegelte Tonverschlüsse lassen von „einer ausgebauten pharaonisch kontrollierten Versorgungsstation in

der Oase Dachla“ ausgehen [DFG2]. Die Bezeichnung Oase könnte einige wenige Zelte rings um eine Quelle suggerieren, doch erstreckt sich gerade Dachla über rund 60 km Länge und bietet Überreste von Tempeln, Gräbern und Ansiedlungen, allerdings auch stark schwefelhaltiges Wasser [Willeitner, 54-85]. Für Veit Rösler könnte interessant sein, dass in neu gefundenen Texten von bis zu 400 Mann starken Expeditionen zur Cheops-Zeit die Rede ist, die nach „mefat“ suchten, ein bislang ungeklärtes Wort (s.u.).

Er erhält sogar noch weitere Unterstützung, ist doch mittlerweile geklärt, dass von der Oase Dachla aus ein pharaonischer Karawanenweg, eine selten begangene „Extremroute“ [Förster] 400 km weit bis ins Dreiländereck Ägypten, Libyen und Sudan und damit dicht an den Meteorokrater herangeführt haben dürfte. Er ist mit Wasserdepots bestückt worden.

„Diese von Dachla ausgehenden [...] Maßnahmen dürften es durchziehenden Eselkarawanen von bis zu rund 100 Lasttieren ermöglicht haben, während der kühleren Jahreszeiten eine Nutzlast und damit einen potentiellen Warenumfang von – je nach Nutzungsphase – etwa zwei bis fünf Tonnen zu transportieren“ [Förster].

Es geht hier noch nicht um Kamele, sondern um Esel. Aufgrund einer Felsinschrift lässt sich

„mit einiger Gewißheit sagen, daß über den Abu Ballas-Weg wahrscheinlich subsaharische Luxusgüter wie Weihrauch, Elfenbein, Felle exotischer Tiere, Straußenfedern, Öle und dergleichen eingeführt wurden“ [Förster].

Joachim Willeitner [16] nennt weitere Rohstoffe aus dem ‘Outback’, zu denen hier in der westlichen Wüste weder Kupfer noch Türkis gehörten: Ganz im Süden, 60 km westlich vom heutigen Nassersee, lag ein Terrain mit Anorthositgneis. Aus diesem schlierig grau-blauen Stein wurden die berühmten Statuen des Chephren herausgehauen – auch bei dieser Gesteinsart ohne Stahl oder Eisen ein Ding der Unmöglichkeit. Ebenfalls gesucht wurden Farbpigmente und sog. Wüstenglas, ein natürliches Quarzglas, das von einem Meteoriteneinschlag oder von vulkanischer Tätigkeit herkommen dürfte [wiki → Libysches Wüstenglas].

Gegen Röslers Meteoriten-These spricht allerdings, dass nicht nur die alten Ägypter ein Wort für Meteor-Eisen besaßen:

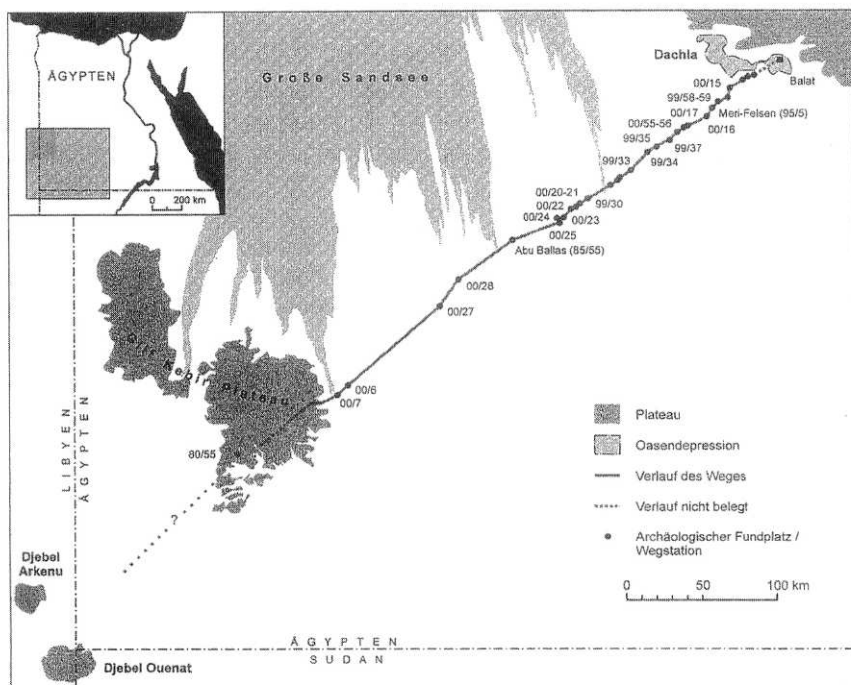
„Die Babylonier kannten Meteorite als seltene Gebilde; aus alten Inschriften wissen wir, dass man sie als »vom Himmel Gefallene« bezeichnete (Eisen altägyptisch: Metall vom Himmel; griechisch sideros = Eisen entspricht dem lat. sidera für Sterne, Gestirne)“ [Stolte].

Auch die Umschreibung „schwarzes Kupfer vom Himmel“ ist bekannt [Föll]. „Metall vom Himmel“ hieß jedoch nicht mefat, sondern „ba-en-pet“ [Meteoritenmuseum] bzw. in anderer Schreibweise „bja n pt »Erz des Himmels«“ [wiki



↳ Mundöffnungsritual]. Damit dürfte Meteoreisen als Anreiz für Wüstenexpeditionen zunächst ausfallen, zumal Schreiben bekannt sind, mit denen sich Pharaonen Eisenlieferungen von den Hethitern erbat. Solches wäre nicht notwendig gewesen, wenn die Ägypter ein eigenes Vorkommen gehabt hätten.

Meteoreisen ist aus einem weiteren Grund beim Pyramidenbau unwahrscheinlich. Auch wenn der Meteorit in Tausende von Fragmente zersplittert ist, ging es nicht ohne weitere Bearbeitung. Zum einen sehen die wenigsten Splitter wie Meißel aus [vgl. wiki → Gebel Kamil], mussten also erst zum Werkzeug geformt werden. Zum andren müssen die Stücke wie ein Meißel mit der Hand gehalten werden. Hier drohten Verletzungen an scharfen Graten und Kanten. Außerdem war wegen der raschen Abnutzung am Granit der ständige Einsatz von Schmieden notwendig, denen der Umgang mit Eisen vertraut war. Es wären also nicht nur einige Kilo an Meteoreisen für kleine Schmuckstücke



„Der bislang erforschte Verlauf des Abu Ballas-Weges und die Lage seiner Stationen und Fundplätze (Kartierung: H. Riemer)“ [Förster]

bearbeitet, sondern tonnenweise Eisen- und Stahlwerkzeug am Pyramidenbauplatz geschmiedet und wieder eingeschmolzen worden, ohne von seiner Rennofenerzeugung irgendeine Ahnung zu haben.

Schließlich wird von „menna“ im *Ägyptologie Forum* [2009] darauf hingewiesen, dass Funde von ägyptischem Meteoreisen äußerst selten seien. Hätte man es tonnenweise bergen können, sollte die Ausbeute auch für Schmuckstücke und dergleichen größer sein. In jedem Fall bleibt die von Heinsohn und dem Autor vorgeschlagene Datierung der Gizeh-Pyramiden (4. Dynastie) in die Zeit um -600 von der Meteoreisenthese unberührt [vgl. Heinsohn/ Illig passim].

### **Die rituelle Mundöffnung bei Verstorbenen**

Noch ein geheimnisvolles Detail zum Meteoreisen. Seit ältester Zeit gab es im ägyptischen Totenkult die Mundöffnungszeremonie. Bei ihr kamen zwei spezielle Werkzeuge zum Einsatz: einmal der *Peseschkaf*, ein fischschwanzförmiges Flint-Messer, und der *Mesechtiu* (oder *Netjerti*), eine Bezeichnung aus den Pyramidentexten der 5. Dynastie, die später durch *Chepesch* ersetzt wurde. Die Ägyptologen tun sich mit seiner Beschreibung schwer. Sie sprechen von einem Haken oder Dechsel, der einen Stierschenkel symbolisiere, ein Bildhauerwerkzeug darstelle (Jan Assmann) oder irgendwie dem Sternbild Orion entspreche [wiki ↔ Mundöffnungsritual]. Ein Blick genügt, um die Unterschiede zu sehen: Der als Hieroglyphe schematisierte Stierschenkel behält organisch-rundliche Formen, während der *Mesechtiu* kantig und mehrfach gewinkelt ist. Diese Formgebung verlangt Metall – und er wird als wohl erstes ägyptisches Werkzeug aus Eisen, genauer aus Meteoreisen hergestellt.

Das *Peseschkaf*-Messer wird als Hebammenwerkzeug zum Durchtrennen der Nabelschnur gesehen; nachdem der jüdische Mohel, also der Beschneider, noch heute ein Steinmesser verwendet, ließe sich auch an dieses Initiationsritual zur ‘Menschwerdung’ denken, das die Juden von den Ägyptern übernommen haben. Und *Mesechtiu*? 1997 trat der Berliner Anästhesist Dr. Andreas Ocklitz [1997] mit einer verblüffenden These an die Ägyptologen heran.

„Ocklitz stellt den Zauberstab fürs ewige Leben in einen völlig neuen Kontext. Das Gerät, sagt er, sei geeignet, »den Kehlkopf zu heben und die Atemwege zum Intubieren freizulegen.« [Schulz]

Also ein Gerät entsprechend dem heutigen Laryngoskop, das ebenfalls aus rostfreiem Stahl gefertigt wird. Demnach hätten ägyptische Ärzte bereits ein Instrument besessen, mit dem z.B. Ertrinkenden die Luftröhre offengehalten werden konnte, um dann in sie goldene Hülsen („Finger des Horus“) einzuführen. Mit diesen Notfallmaßnahmen hätte auch lebensbedrohenden Atemlähmungen – nach Schlangenbiss oder Skorpionstich – begegnet werden können.

## Mesechtiu in Hieroglyphen

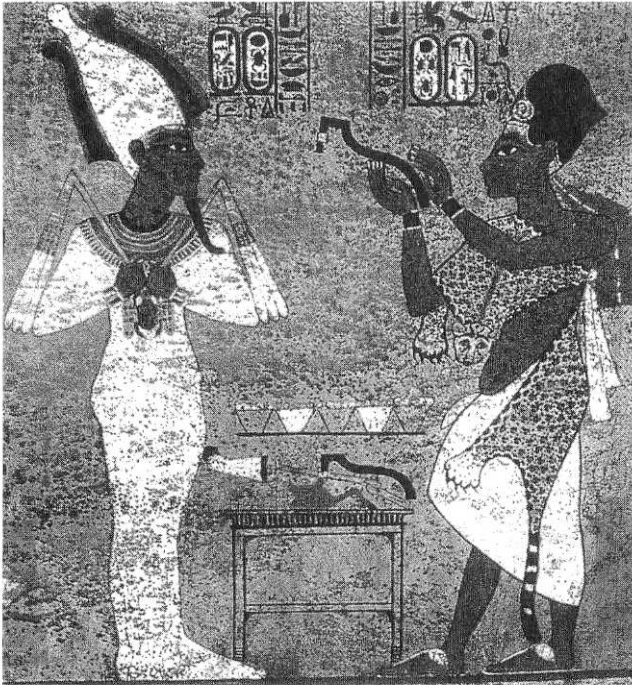
Altes Reich



Mittleres Reich



Neues Reich



„Das Werkzeug Mesechtiu (Mundöffnungsritual, Papyrus Hunnefer um 1290 v. Chr.)“, damals auch Chepesch genannt [wiki ↔ Mesechtiu]

König Ai führt an Tutanchamun die Mundöffnungszeremonie mit dem Chepesch durch [Posener, 174]

Es war zu erwarten, dass die der Mythologie ergebenden Ägyptologen mit einer medizinischen Deutung nichts anfangen konnten und – zwangsläufiger Reflex – auf Däniken verwiesen [Schulz]. So müssen sie weiterhin mit dem Stierschenkel hantieren und von einer sporadischen Eisenzeit sprechen, ein Begriff, der camouflieren soll, dass bearbeitetes Eisen lange vor der üblichen Eisenzeit ab -600 in Ägypten auftritt und von Herodot mit Cheops in Verbindung gebracht wird [vgl. Heinsohn/Illig, 56 f., 384, 393; Illig/Löhner, 157-166].

## Literatur

- DFG1 (2006?): *Chufu 01/01 - eine pharaonische Wüstenstation und ihr landschaftsarchäologischer Kontext · Projektergebnisse*; GEPRIS Geförderte Projekte der Deutschen Forschungsgemeinschaft
- DFG2 (2012): *Chufu 01/01 - eine pharaonische Wüstenstation und ihr landschaftsarchäologischer Kontext · Projektbeschreibung*; GEPRIS Geförderte Projekte der Deutschen Forschungsgemeinschaft
- Föll, H. (o.J.): *Geschichte des Stahls*;  
[http://www.tf.uni-kiel.de/matwis/amat/mwl\\_ge/kap\\_4/advanced/t4\\_1\\_1.html](http://www.tf.uni-kiel.de/matwis/amat/mwl_ge/kap_4/advanced/t4_1_1.html)
- Förster, Frank (2012): Mit Eselkarawanen durch die Libyische Wüste. Neue Erkenntnisse zum Transsaharaverkehr in pharaonischer Zeit. Abstract und Zusammenfassung des Referenten; Vortrag am 29. 02. am Basler Forum für Ägyptologie  
<http://www.baslerforumaegyptologie.ch/foerster.htm>
- Heinsohn, Gunnar / Illig, Heribert (2003): *Wann lebten die Pharaonen?* Mantis, Grärfelting
- Illig, Heribert / Löhner, Franz (2003): *Der Bau der Cheopspyramide nach der Rampenzeit*; Mantis, Grärfelting (1992)
- Illinger, Patrick (2015): Kraterstimmung. Wieso es auf der Erde so wenige Überbleibsel von Meteoriten-Einschlägen gibt; SZ, 03. 07.
- menna (2009): *Meteoreisen*; <http://www.aegyptologie.com/forum/cgi-bin/YaBB/YaBB.pl?action=lexikond&id=090114204553&uid=090114213820>
- Meteoritenmuseum (o.J.): *Meteoriten und Ihre Bedeutung im Altertum*;  
<http://www.meteorite-museum.de/index.php/altertum.html>
- Ocklitz, Andreas (1997): Kardio-pulmonale Reanimation in Ägypten schon vor 5000 Jahren? *wiener klinische wochenschrift* 109 (11) 406
- Posener, Georges (Hg., o.J. = 1960): *Lexikon der ägyptischen Kultur*; Löwit, Wiesbaden
- Rösler, Veit (2015): Meteorit als Werkzeuglieferant. Erklärt das den Bau der Cheopspyramide? *Zeitensprünge* 27 (2) 267-270
- Schulz, Matthias (1997): Haken im Hals; *Der Spiegel*, Nr. 17 vom 21. 04., 257 f.  
<http://magazin.spiegel.de/EpubDelivery/spiegel/pdf/8701228>
- Stolte, Andreas (2010): *Sternhaufen, Geburtsorte der Materie*;  
[http://www.astro.uni-koeln.de/sites/default/files/iya2009/iya09\\_13.01.10.pdf](http://www.astro.uni-koeln.de/sites/default/files/iya2009/iya09_13.01.10.pdf)
- wiki = *Wikipedia Die freie Enzyklopädie* <http://de.wikipedia.org/wiki/> ↪ Artikel
- Willeitner, Joachim (2003): *Die ägyptischen Oasen. Städte, Tempel und Gräber in der libyschen Wüste*; Zabern, Mainz

# „Westfalen in der Eisenzeit“

## Verhaltens- $^{14}\text{C}$ -Kritik in einer LWL-Veröffentlichung

Andreas Otte

### Einleitung

Eine neue Veröffentlichung des LWL (Landesverband Westfalen-Lippe) mit dem Titel „Westfalen in der Eisenzeit“ = **WidE** arbeitet die eisenzeitlichen Funde der letzten Jahre in der Region auf. Es soll hier aber nicht um die Besprechung dieses Bandes insgesamt gehen, sondern nur um einen spezifischen Einleitungs-Beitrag, darin zur Entstehung von Chronologien [WidE, 26-32] und darin wiederum um den Abschnitt über naturwissenschaftliche Datierungsmethoden. Dieser zeigt zumindest ganz leichte, teilweise verklausulierte Kritik an der Funktionsfähigkeit und Anwendbarkeit der Methoden, insbesondere an  $^{14}\text{C}$ .

### Der fragliche Beitrags-Abschnitt

Der Abschnitt über die naturwissenschaftlichen Methoden aus dem Beitrag wird hier als Referenz komplett wiedergegeben:

„Naturwissenschaftliche Methoden dienen der Archäologie zur Erstellung eines Zeitrahmens mit konkreten Jahreszahlen. Am bekanntesten ist die Radiokarbonmethode [ $^{14}\text{C}$ -Datierung], die den Anteil der Kohlenstoffisotope  $^{14}\text{C}$  und  $^{12}\text{C}$  in organischer Substanz misst. Denn jeder Organismus enthält verschiedene Isotope, die nach seinem Absterben teilweise zerfallen. So hat sich nach ca. 5700 Jahren die Hälfte aller in einem Organismus vorhandenen Kohlenstoffisotope  $^{14}\text{C}$  zu Stickstoffisotopen  $^{14}\text{N}$  umgewandelt. Das Kohlenstoffisotop  $^{12}\text{C}$  zerfällt hingegen nicht, wodurch das Stadium des Zerfalls des  $^{14}\text{C}$  messbar ist und das absolute Alter des Organismus seit seinem Tod bestimmbar wird. Bedauerlicherweise ist der Zerfallsprozess durch die Jahrtausende nicht gleichmäßig. Dies hat zur Folge, dass während gewisser Zeitabschnitte die Radiokarbonmethode nur ungenaue Daten liefern kann – zum Beispiel in der Eisenzeit! Im Zeitraum von 750 bis 400 v. Chr. [Hallstatt-Plateau] und 370 bis 200 v. Chr. [Latène-Plateau] sind deswegen genaue Datierungen mit dieser Methode schwierig. Durch die Kalibrierung, den Abgleich der gewonnenen Radiokarbonaten mit den Daten aus anderen naturwissenschaftlichen Methoden, versucht man feinere Datierungsergebnisse zu erzielen. Wichtig ist auch, welche Proben analysiert werden: Optimal sind zum Beispiel Knochen von relativ kurzlebigen Lebewesen oder verkohltes Getreide, weniger geeignet

Holz bzw. Holzkohlen von manchmal Jahrhunderte alten Bäumen. Gerade für die vielen  $^{14}\text{C}$ -Daten von Hölzern abgebrannter eisenzeitlicher Befestigungen muss damit gerechnet werden, dass sie Jahrzehnte älter ausfallen als das tatsächliche Fälldatum der Bäume und das Baujahr der Befestigung [„Altholzeffekt“].

Eine der Methoden zur Kalibrierung von  $^{14}\text{C}$ -Daten ist die Dendrochronologie, die Datierung von Hölzern anhand ihrer Jahrringe. Normalerweise bilden Bäume pro Jahr einen Jahrring aus, dessen Breite in Abhängigkeit von den klimatischen Bedingungen schwankt. Dadurch ergibt sich eine unregelmäßige Jahrringabfolge für jede Baumart einer Klimazone, die wie ein Strichcode lesbar ist. Verschiedene Jahrringabfolgen unterschiedlich alter Hölzer lassen sich zu einer Jahrtausende abdeckenden Kurve kombinieren. Wird nun bei einer Ausgrabung ein Holz aufgefunden, welches genug Jahrringe aufweist, kann dessen Position in der Kurve bestimmt und damit relativ genau das Fällalter des Baumes bestimmt werden. Allerdings sind derartig gut erhaltene Hölzer aus der Eisenzeit Westfalens extrem selten. Zu ihnen zählen Schalbretter eines Brunnens und einer Grube bei Bergkamen-Oberaden [Kr. Unna], die um 407 v. Chr. bzw. 166 v. Chr. hergestellt wurden.“ [WidE, 28; deren Einfügungen]

Als Autoren des Beitrags zeichnen die drei Herausgeber/Redakteure des Bandes und Bernhard SICHERL, der für mehrere weitere Beiträge in diesem Sammelband verantwortlich ist und auch sonst zu den führenden Köpfen der eisenzeitlichen Forschung innerhalb Westfalens zählt.

### Analyse

Zunächst erfolgt die generelle Vorstellung der  $^{14}\text{C}$ -Methode, die natürlich den entscheidenden qualitativen Kritikpunkt nicht erwähnt, nämlich dass man für das korrekte Funktionieren der Methode das  $^{14}\text{C}$ - zu  $^{12}\text{C}$ -Verhältnis am betroffenen Ort und zu dem Zeitpunkt kennen müsste, den man doch erst durch das Verhältnis ermitteln möchte.

Stattdessen wird bedauert, dass der Zerfallsprozess durch die Jahrtausende nicht gleichmäßig war. Immerhin das! Als Schwankungsbeispiele werden sowohl das Hallstatt- als auch das Latène-Plateau angeführt. Das wirft natürlich die Frage auf: Warum sind eigentlich genau diese zwei so wichtigen Zeitabschnitte der Eisenzeit von dem Plateau-Phänomen betroffen? Ein etwas weniger würdevolles, in diesem Zusammenhang aber auch verwendetes Wort für die Ergebnisse der  $^{14}\text{C}$ -Methode für diese Zeitabschnitte ist: Desaster [Illig 1991, 125 f.]! Ob das  $^{14}\text{C}$ - zu  $^{12}\text{C}$ -Verhältnis weltweit gleichmäßig geschwankt hat oder auch lokal Veränderungen unterworfen ist, bleibt in der gewählten Formulierung allerdings offen. Nachdem Willard LIBBY 1949 zunächst ein

historisch konstantes Verhältnis annahm, ging man später notgedrungen zu einem weltweit gleichmäßigen Schwanken über (Simultanitätsprinzip). Aber auch dieser Ansatz war letztlich nicht zu halten, wobei man sich in der <sup>14</sup>C-Gemeinde immer noch der Illusion hingibt, dass die lokalen Effekte „korrigierbar“ sind. Der Hinweis auf Unterschiede bei den zu untersuchenden Materialien deutet immerhin darauf hin, dass man sich zumindest eines Teilaspekts dieser Problematik bewusst ist.

Keine Erwähnung findet der Skandal um Reiner PROTSCH VON ZIETEN [Illig 2004]; das war aber auch nicht zu erwarten, da der 2004 öffentlich gewordene Skandal auch innerhalb des Wissenschaftsbetriebs bis heute nicht als aufgearbeitet gelten kann. Inzwischen ist diese seit 10 Jahren fehlende gründliche Aufarbeitung der weitaus größere Wissenschafts-Skandal.

Die <sup>14</sup>C-Methode kann nicht von sich aus absolut datieren, sie ist auf Kalibrierungen an den Daten anderer Methoden angewiesen. Aus der Geschichte der <sup>14</sup>C-Methode weiß man, dass dendrochronologische Daten massiv zu ihrer Kalibrierung verwendet wurden, andererseits aber auch die Dendrochronologie unter Nutzung des lediglich angenommenen Simultanitätsprinzips mittels <sup>14</sup>C-Ergebnissen erstellt wurde [Blöss/Niemitz, 20, 39, 44]. Letzteres wird natürlich hier nicht erwähnt, könnte doch jemand den methodischen Zirkel bemerken. Aber es verwundert trotzdem, wenn es in dem Text heißt: „weniger geeignet [sind] Holz- [sic!] bzw. Holzkohlen von manchmal Jahrhunderte alten Bäumen“ [WidE, 28]. Gerade diese Hölzer „bzw. Holzkohlen von manchmal Jahrhunderte alten Bäumen“ sind das Kalibrierungsmaterial der <sup>14</sup>C-Methode gewesen. Da kann man nur sagen: Vorsicht beim Absägen von Ästen, auf denen man sitzt! Es ist allerdings gut möglich, dass den Autoren nicht bekannt ist, mit welchem Material die Radiokarbonergebnisse in der Vergangenheit kalibriert und wie im Gegenzug die schwimmenden Baumringsequenzen letztlich zu einer „Masterkurve“ synchronisiert wurden.

Die Beschreibung der dendrochronologischen Methode lässt leider aus, in welchem Umfang es sich heutzutage um eine statistische Methode handelt. Es wird der Eindruck einer optischen Mustererkennung (‘Strichcode’) innerhalb der Methode vermittelt und – unter der Bedingung von genügend vorhandenen Ringen – eine eindeutige Zuordnung (Synchronisierung) eines Holzes auf der Masterkurve. Die Tatsache, dass in den letzten Jahren diese „Masterkurven“ immer kleinräumiger geworden sind, weil die großräumigen sich letztlich als nicht funktionsfähig erwiesen haben, findet keine Erwähnung. Interessant ist vor allem der Hinweis, dass aus der Eisenzeit gut erhaltene Hölzer in Westfalen sehr selten sind. Man muss fragen dürfen, wie und mit welcher Sicherheit denn dann die kleinräumigen dendrochronologischen Masterkurven für Westfalen und noch kleinere Räume erstellt wurden, wenn das tatsächlich der Fall ist.

Als besonders kritisch ist der Versuch anzusehen, den Eindruck zu vermitteln, die Dendrochronologie würde wissenschaftlich erzeugte, eindeutige Datierungen liefern. Das ist keineswegs der Fall; es gibt sehr oft eine ganze Menge möglicher Deckungslagen. Und nicht immer ist die mathematisch ermittelte beste Übereinstimmung das Datum, welches später als Ergebnis der Dendro-Analyse veröffentlicht wird. Sehr gut hat das Thomas RIEMER in seiner Dissertation von 1994 herausgearbeitet:

„Zunächst wurden 252 mittelalterliche bis neuzeitliche, schon datierte Eichenreihen aus dem Großraum Hannover/Braunschweig von ihrem Alterstrend bereinigt und einer mehrere hundert Jahre langen Chronologie vergleichbarer Eichenreihen gegenübergestellt. Dann wurden jeweils die Statistiken  $\sqrt{n-1} \cdot g_{xy}$  (Gleichläufigkeit [: gleiches Vorzeichen der Zuwachsdifferenzen, siehe auch *C14-Crash*, S. 92; Anm. AO]) und  $t_{xy}$  (t-Statistik [: zusätzliche Berücksichtigung der Stärke der jährlichen Schwankungen (Korrelation); Anm. AO]) berechnet, und zwar erstens für die korrekte Deckungslage, zweitens für eine andere, zufällig herausgegriffene Deckungslage und drittens für die falsche Deckungslage mit dem höchsten resultierenden Ähnlichkeitsmaß. [...]

Die Verteilung bei zufälliger Lage ist zumindest ungefähr eine standardnormale bzw. t-Verteilung [Wahrscheinlichkeitsverteilung ähnlich der Normalverteilung, für kleine Stichprobenmengen ‘breiter’ als diese; Anm. AO]. Die jeweils höchsten Statistiken bei nicht korrekten Synchronlagen sind dagegen deutlich erhöht; die Verteilungen sind für beide Statistiken sehr ähnlich, haben einen Mittelwert von ca. 3 und eine Standardabw. von ca. 0,5. Wesentliche Unterschiede zeigen sich bei korrekter Synchronlage. Während sich die  $t_{xy}$  im Schnitt deutlich erhöhen, tun die  $g_{xy}$  dies nur mäßig und sind teilweise sogar negativ, stehen also für eine Gleichläufigkeit unter 50%. Bei diesen Beispieldaten war in 18 Fällen (7,1%) der t-Wert bei korrekter Synchronlage kleiner als bei mindestens einer falschen Lage. Bei den Gleichläufigkeiten trat dies 45 mal ein (17,9%). Die Kombination beider Statistiken bringt kaum Vorteile. In 14 Fällen (5,6%) hätten beide Statistiken fälschlich auf eine andere Synchronlage gedeutet. Daraus ist ersichtlich, daß allein mit der Berechnung einfacher Ähnlichkeitsmaße noch keine sichere Datierung möglich ist. Für Gleichläufigkeiten trifft dies noch weit mehr zu als auf Korrelationen“ [Riemer 1994, 37-39].

Interessant sind die Ergebnisse für die „falsche“ Deckungslage mit dem höchsten resultierenden Ähnlichkeitsmaß. Bei den t-Werten war der Wert mindestens einer „falschen“ Deckungslage in 7,1% der Fälle besser als der der „richtigen“ Lage, bei g-Werten waren es sogar 17,9%, in Kombination unter Verwendung beider Methoden immerhin noch 5,6%. Woher weiß man, was hier „falsch“ und „richtig“ ist? Eine strikte Orientierung an den mathema-



tisch besten Werten führt offensichtlich nicht immer zu den „korrekten“ Einordnungen; hier muss ein Spezialist mit Hilfe von Zusatzinformationen (Vordatierungen) korrigierend eingreifen. Solche Vordatierungen haben z.B. durch die  $^{14}\text{C}$ -Methode stattgefunden, wurden aber auch aus historischen Daten gewonnen. Letztlich trifft ein Spezialist eine nicht reproduzierbare Auswahl aus den möglichen Synchronlagen. Diese Problematik bei der Synchronisierung eines Fundstücks auf der jeweiligen Masterkurve greift in einem noch viel stärkeren Maße auch bei der Erstellung der Masterkurven selbst. Aber das ist Geschichte, die Erstellung der Masterkurven wird nicht mehr hinterfragt, ihre Gültigkeit ist gesetzt.

### Urteil

Wie also ist dieser Text zu den naturwissenschaftlichen Datierungsmethoden zu bewerten? Das Bemühen, nicht alles eitel Sonnenschein darstellen zu wollen, kann durchaus unterstellt werden. Hierfür sind die Autoren zu loben. Der Text enthält auch einige weiterführende kritische Ansatzpunkte, die aber nicht zu Ende gedacht und genauer ausgeführt werden. Ob das aus Unwissen geschehen ist oder gewollt war, kann aus dem Text selbst nicht ermittelt werden.

In jedem Fall werden dem unbedarften Leser hierdurch Sicherheiten bei den Methoden vorgegaukelt, die in Wirklichkeit nicht existieren.

### Literatur

- Blöss, Christian / Niemitz, Hans-Ulrich (<sup>2</sup>2000): *C14-Crash. Das Ende der Illusion, mit Radiokarbonmethode und Dendrochronologie datieren zu können*; Berlin (<sup>1</sup>1997, Gräfelfing)
- Cichy, Eva / Gaffrey, Jürgen / Zeiler, Manuel (2015): *Westfalen in der Eisenzeit*; Darmstadt, = WidE
- Illig, Heribert (2004): C14 einmal mehr desavoiert. Causa Reiner Protsch von Zieten; *Zeitensprünge* 16 (3) 497-502
- (1991): Dendrochronologische Zirkelschlüsse; *Vorzeit-Frühzeit-Gegenwart* 3 (3/4) 125-129
- Riemer, Thomas (1994): *Über die Varianz von Jahrringbreiten* (Dissertation). Berichte des Forschungszentrums Waldökosysteme, Reihe A, Band 121, Göttingen WidE s. Cichy/ Gaffrey/ Zeiler

Andreas Otte, 33813 Oerlinghausen, Dalbker Str. 54 a,  
andreas.otte@chrono-rekonstruktion.de

# Ein Pferd als Perpetuum mobile?

Eine logistische Volte, von Heribert Illig

Die in diesem Heft geäußerten Vorbehalte zur Logistik bei großen Heereszügen mussten und sollten auch den Eindruck erwecken, dass die Vorstellungen von 30- bis 60.000 Bewaffneten, den Tross an weiteren Menschen bis hin zu Marketenderinnen und Hübschlerinnen nicht gerechnet, für Alexander [Illig 2013] oder Karl den Großen [Illig 2014] rein logistisch nicht zu bewältigen waren. Insbesondere der Ochse als Zugtier zeigt deutliche Schwächen: Er ist zwar kräftiger als das Pferd, aber er benötigt so viel Futter, dass er auf mehrwöchigen Feldzügen nicht einmal seine eigene Fourage auf seinem Transportwagen hätte ziehen können.

Dreh- und Angelpunkt war bei diesen Überlegungen das Pferd, dem allerdings noch 'zugearbeitet' werden musste: mit Hufeisen, mit zusätzlichen Hafer- und Gersterationen (Dreifelderwirtschaft mit verbessertem Pflug!), mit Steigbügeln zum Reiten und mit dem Kummet zum kräftigen Ziehen. Dann aber war es fürs Militär fast so etwas wie ein Quanten-, besser Galoppsprung.

900 Jahre später gab es dann auch Wettbewerbe, mit denen man die Leistungsfähigkeit von Ross und Reiter testen wollte, sogenannte Distanzritte über mehrere Tage. Berühmt-berüchtigt war der Distanzritt von 1892 zwischen Wien und Berlin, zu dem von beiden Städten aus Kavalleristen in Scharen ausströmten, um die ca. 575 km lange Strecke zu bewältigen. Das Streckenprofil war mit seinem höchsten Punkt von 516 m NN bei Iglau nicht extrem [Naundorff, 47]. Die besten Reiter haben binnen 24 Stunden 160 bis 220 km auf ihrem Pferd zurückgelegt [ebd.] und benötigten insgesamt mindestens 71 Stunden [ebd. 58]. Derartige Wettbewerbe wurden bald verboten, weil zu viele der Soldaten ihre Pferde zuschanden ritten, wobei sie deren Verletzungen mit Morphiumspritzen und Schwächen mit Kognak und Kokain kaschieren wollten [ebd. 53]. So starben an den Folgen allein dieses Ritts 25 Pferde in den nächsten Tagen, darunter auch das siegreiche Pferd [wiki → Distanzreiten]. Damit kam diese Sportart in Verruf, und auch das Militär bemerkte, dass die Eisenbahn das schnellere Fortbewegungsmittel war.

Trotzdem, vielleicht auch deswegen beschloss Rittmeister Spielberg [= S.] 1900, mit seiner englischen Vollblutstute eine noch viel größere Strecke in Angriff zu nehmen: Er wollte von seinem Standort, dem Westphälischen Dragoner-Regiment No. 7 in Saarbrücken, nach Rom allein auf seinem Pferd reiten, eine Distanz, die mehr als 1.300 km betragen würde [S. 4].



Karte der Gesamtstrecke von Saarbrücken nach Rom [Spielberg, 3]

„Dass ich es selbst aushalten würde, glaubte man gerne, nachdem ich in den letzten Jahren dreimal mich mit Erfolg an den Ritten um den Kaiserpreis beteiligt hatte, aber dass ein Pferd solches leisten könne, stieß auf starken Zweifel“ [S. 2].

Als der Rezensent einem Leutnant der Reserve von dem Ritt berichtete, war seine spontane Reaktion: Das ist mit nur einem Pferd unmöglich! Doch die Leistung ist bestens dokumentiert und stammt aus einer Zeit, in der arglistige Täuschung – geheimdienstliche ‘Gepflogenheiten’ bei Fotos etc. – noch nicht so verbreitet war. Der Rittmeister hat seine Vorbereitung und seine Ausrüstung bis hin zur Lahmannschen Unterkleidung minutiös beschrieben [S. 8-10, 86 f.]. Er hatte auch einen Photo-Apparat dabei [S. 10], so dass es nicht nur Bilder von ihm zu Pferd am Beginn und am Ende des Ritts gibt, sondern auch in Otmarsheim, auf dem Gotthard-Pass, in Piacenza und in der Campagna [S. 16, 31, 32, 50, 81].

Außerdem hat Spielberg minutiös Buch über die einzelnen Etappen geführt, dazu Verletzungen des Pferds wie zeitweises Lahmen oder Scheuerstellen unterm Sattel peinlich protokolliert. Wie er erst zum Schluss enthüllt, wollte er sehr wohl eine sauber nachgewiesene Spitzenleistung erbringen, um eine Rekordleistung zu überbieten. Seine Leistung wurde in einer Zeitschrift bekanntgegeben:

„In 288 Stunden 30 Minuten hatte ich die Strecke von 1360,3 km von Saarbrücken nach Rom zurückgelegt, und damit den bisher besten Rekord überholt. »Le sport Universel illustré,« schreibt: »Man weiß, dass im Juni 1899 Herr Charlie Cottu einen Fernritt von Wien nach Paris (1,250 Kilometer) durchgeführt und den Rekord des österreichischen Leutnants Zubowitz gebrochen hat. Dieser benötigte 14 Tage und 5 Stunden, um die Strecke zurückzulegen, die Herr Cottu in 12 Tagen, 13 Stunden und 43 Minuten absolviert hat« [S. 83; Übersetzung HI].

Damit hat Spielberg seine Planung über 12 Tage lediglich um 30 Minuten überschritten, obwohl am Großen St. Gotthard Schnee lag. In dieser Zeit war er 164 Stunden im Sattel und ruhte tagsüber 52, nachts 72 Stunden. Sein Pferd verlor von seinem anfänglichen Gewicht (452 kg) bemerkenswerte 48,5 kg [S. 8, 85].

Spielberg hatte die honorigsten Gewährsleute, wurde er doch vor Rom von einem königlichen Flügeladjutanten empfangen, auch von König Umberto I. höchstselbst (der sechs Wochen später einem Attentat erlag) und von zahlreichen Mitgliedern des Diplomatischen Corps; der deutsche Botschafter setzte auch seinen Kaiser von der Leistung in Kenntnis.

Ein anderes Buch gibt weitere Beispiele von großen Distanzritten auf nur einem Pferd. Heraus sticht ein Ritt über 2.160 km von Metz nach Bukarest,

den Oberleutnant Heyl 1901 unternommen hat. Er benötigte 25 Tage für diese vom Streckenprofil her deutlich moderatere Distanz [Funcke, 222 f.].

So lässt sich klar sagen: Erst mit dem Pferd wurden europäische Armeen in die Lage versetzt, auch große Distanzen zurückzulegen. Welches Tier sonst wäre in der Lage, 12 oder sogar 25 Tage lang derartige Höchstleistungen zu erbringen. Hier ist in Erinnerung zu rufen, dass ein Ochsenkarren am Tage 10 bis 20 km zurücklegt; er hätte bei einem täglichen Durchschnitt von 15 km von Saarbrücken bis Rom 90 Tage benötigt, wenn denn der Ochse so weit gegangen wäre...

### Literatur

- Funcke, Oskar von (1903): *Sammlung von Distanzritt-Berichten*; (nachgedruckt 2001 in *Documenta Hippologica: Dauerritte 1*; Olms, Hildesheim)
- Illig, Heribert (2014): Wir ziehen (nicht) in den Krieg. Überlegungen zur Logistik der Karolinger; *Zeitensprünge* 26 (1) 111-120
- (2013): Alexander – ruhelos wie eh und je. Zur Rosenheimer Ausstellung einige Notizen; *Zeitensprünge* 25 (3) 562-566
- Naundorff, E. von (das ist Andreas Hugo Elm, 1893): *Der große Distanzritt Berlin-Wien*; Lis, Breslau (Nachdruck 2013, Dogma, Bremen)
- Spielberg (1900): *Saarbrücken - Rom über den St. Gotthard in 12 Tagen. Distanzritt*; Oldenbourg, Berlin (nachgedruckt 2001 in *Documenta Hippologica: Dauerritte 1*; Olms, Hildesheim)
- wiki = <http://de.wikipedia.org/wiki/> ↪ Artikelüberschrift

# Die Sachsen der Normandie

Alexander Glahn

In meinem letzten Artikel *Hengist, Horsa und der Danelag – Verdoppelte 'englische' Geschichte* [2012] habe ich über die „britannischen“ Sachsen geschrieben. Diese Definition war und ist deshalb nötig, weil es „die“ Sachsen nicht gab. Der Name der Sachsen oder *Saxones* ist ein sehr ungenauer Völkerbegriff.

In *Abschied von den Schwertgenossen* [2008] machte ich den Versuch, die Etymologie des Sachsennamens von der Indogermanistik zu lösen und bot eine Erklärung aus dem Semitischen („SHR“ = Händler) an:

„Der sakrale Charakter einiger obiger Wörter weist darauf hin, dass die Sachsen ihren Namen von ihrem Gott Saxnot bekamen. Wahrscheinlich riefen solche seefahrenden Gefolgschaften in Seeschlachten oder bei Überfällen ihn herbei, quasi als Schlachtruf. Ihre Gegner nahmen ihn als zentrales Erkennungsmerkmal auf, merkten ihn sich, und so wurden die Piraten von jenseits des Ärmelkanals allgemein als ›Sachsen‹ bekannt“ [Glahn 2008, 724].

Hermes und Mercur waren mit Wotan identische Götter in der Mythologie der Griechen und Römer und waren zugleich Götter der Händler und der Diebe. Warum sollte nicht auch Wotan ein Händlerattribut haben (Saxnot gilt ehemals als Beiname des Wotan), analog zum Erzengel Michael (der auch Schutzpatron der Händler ist), in dessen Gestalt Wotan im Christentum überlebt hat?

Als Sachsen oder *Saxones* wurden in der Spätantike und im frühen Hochmittelalter Nordsee-Piraten und -Handeltreibende, Germanenstämme in Südostengland, der Normandie und letztendlich auch die Festlandsachsen im Weser-Elbe-Raum und darüber hinaus verstanden. Um diese ganzen Gefolgschaften, Stämme und Völker auseinander zu halten, ist es notwendig, die Personenkreise genau zu definieren, was den antiken Schriftstellern offensichtlich nicht gelang.

Diesen Artikel widme ich deshalb den gallischen Sachsen bzw. den Sachsen der Normandie. Außerdem ist er eine Ergänzung zu meinen beiden letzten Artikeln [Glahn 2012, 2010].

## Armin Wirsching

In den *Zeitensprüngen* [2/2005] hat sich Wirsching damit beschäftigt, ob die Wikinger nicht „400 Jahre zu spät in die Normandie“ gestürzt seien. Da sich

sein Artikel scheinbar der selben Problematik wie meiner widmete, möchte ich auf ihn eingehen.

Seine einleitende Quelle ist Dudo von Saint Quentin, die in der Kritik steht, „wenig vertrauenswürdig zu sein“ und in einem affektierten und dunklen Latein geschrieben wurde [wiki → Dudo von Saint-Quentin]. Im 13. Kapitel seiner *Gesta Normannorum* lässt Dudo Herzog Rollo der Kirche vor der Lehensvergabe an seine Vasallen im Jahre 912 Grundbesitz „im größtmöglichen Umfang [...] „auf unbegrenzte Dauer“ übertragen [Dudo]. ***Ich halte Dudo's Werk deshalb für eine Fälschung frühestens aus der zweiten Hälfte des 13. Jh.***, da diese Verfahrensweise erst nach dem Wormser Konkordat im Jahre 1122 im Deutschen Reich rechtlich 'erzungen' wurde [Anwander, 519 f.; s.a. Faußner, 89]; in Frankreich wurde das entsprechende Vertragswerk im Jahre 1268 beschlossen [wiki → Wormser Konkordat].

Das löst das Problem, das Wirsching mit diesem Schreiber hatte, was die genaue Datumsanzeige betrifft und die Anekdote vom Fußkuss, die er nicht nachvollziehen konnte, da sachlich nicht passend [Wirsching, 378 f.]. Seine Schlussfolgerung war treffend, da es sich hier um eine Geschichtsfälschung handelte, allerdings nicht aus dem 11. Jh., wie Wirsching meinte, sondern aus dem 13. Jh.:

„Ich meine, dass Dudo um die mit Geschichten gefüllte Zeit vor 911 wusste und Berichte über die Eroberungszüge der Normannen in jener Zeit kannte. Dass ein Vorfahr seines Auftraggebers, des regierenden Herzogs der Normandie, vor dem Abkommen mit dem Frankenkönig und vor der Landübereignung mit seinem »aus Dänen bestehenden Heer« zuvor bei Chartres eine schwere Niederlage erlitten hatte, war Teil der überlieferten Familiensaga und musste von Dudo als reales Ereignis in realer Zeit dargestellt werden. Der Schreiber erreichte das rettende Ufer der Realzeit, indem er die Schlacht im Juli 911 stattfinden ließ [...]

Der Schlacht von Chartres vorausgegangen war eine Schreckenszeit, während der die Normannen nach Belieben im Frankenreich wüteten. Bei konventioneller Betrachtung des Geschichtsablaufes ist es deshalb durchaus verständlich, dass Karl III. den Sieg über die Normannen als günstige Gelegenheit erkannte, um unter Ausnutzung der normannischen Schwäche Frieden im Land zu schaffen“ [Wirsching, 379; Zitationen siehe dort].

Zuverlässiger als Dudo scheint für Wirsching ein Zeitgenosse von Herzog Rollo zu sein:

„Flodoard von Reims (894–966), Kanonikus und Historiograph der Kathedrale von Reims führte in den Jahren 916–966 knappe, aber zuverlässige Aufzeichnungen zum Zeitgeschehen. Zum Jahr 925 berichtet Flodoard, dass man einst einen Vertrag mit den Normannen geschlossen hat: »Nortmanni de Rodomo foedus quod olim pepigerant...« In seinem *Histo-*

*riae ecclesiae Remensis* geht Flodoard auf die Schlacht von Chartres ein und teilt mit, dass sich die Normannen danach bereit erklärt hatten, den christlichen Glauben anzunehmen. Daraufhin seien ihnen einige Gaue überlassen worden sowie die Stadt Rouen, die sie fast völlig zerstört hatten. [...]

Dann aber stellt sich doch die Frage, warum er 925 nicht schrieb, dass vor etwa 14 Jahren dies und jenes geschah. Stattdessen schrieb Flodoard »olim« (einst) und verwies damit das Geschehen in eine unbestimmte, längst vergangene Zeit. Das von Dudo genannte Jahr 911 kann für Flodoard nicht *olim* sein. Mit der unbestimmten Zuordnung *olim* gerät aber das Zeitgerüst ins Wanken. Die nur 11 Jahre zurückliegende Wende vom 9. Jh. zum 10. Jh. wird wegen der – erst zur Millenniumswende 1000 sich ergebenden – 300 Jahre Phantomzeit, von der Flodoard noch nichts wissen konnte, zur Wende vom 6. Jh. zum 7. Jh.“ [Wirsching, 382].

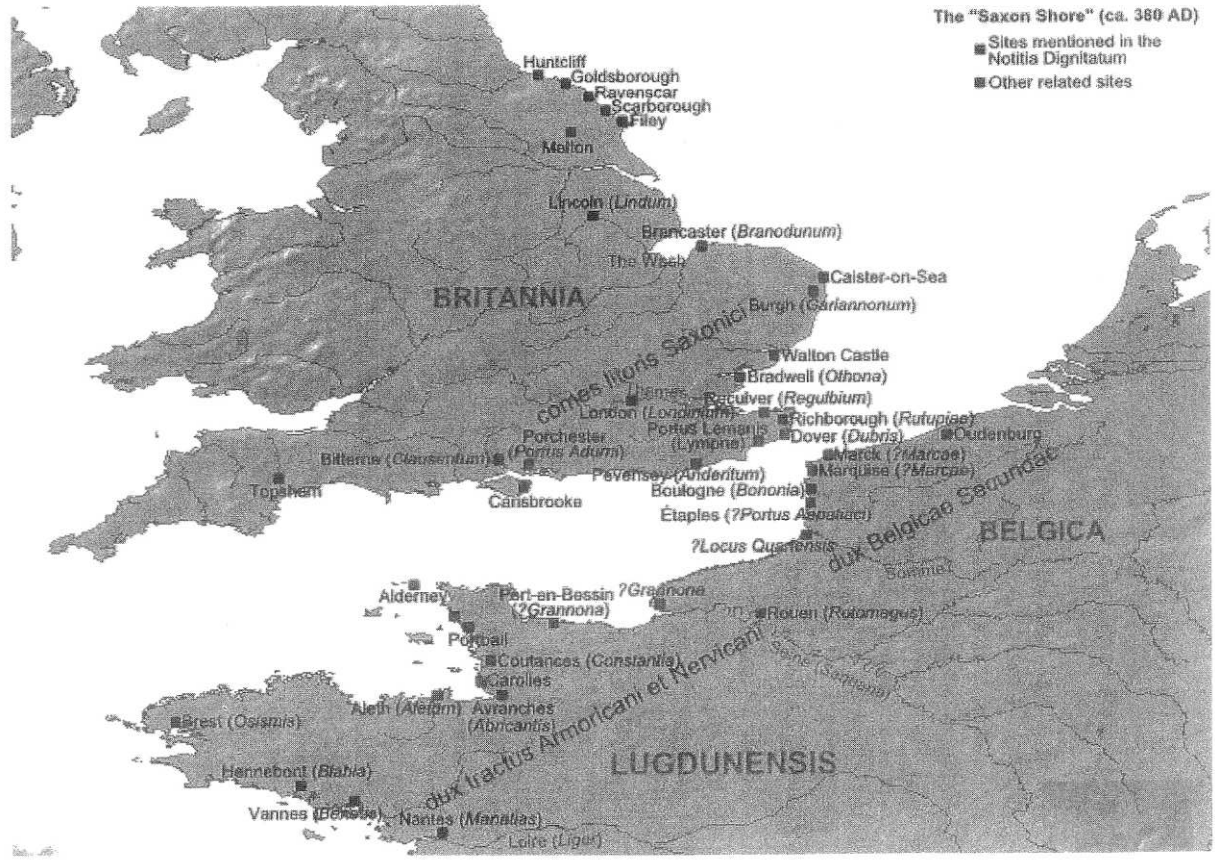
Wirsching meint daher diese Ereignisse weit vor dem 6. Jh. ansetzen zu müssen. Frühere Berichte von Überfällen von sogenannten Sachsen, weswegen diese Festungsanlagen des Litus Saxonicum errichtet wurden, sollten ihm scheinbar recht geben:

„Hält man sich vor Augen, was die überlieferten Angaben zu seefahrenden Saxones in der damaligen Realität bedeuteten, dann ist festzustellen, dass die Zielgebiete von Sachsen und Wikingern dieselben waren, dass deren Vorgehensweise dieselbe war und dass auch die erreichte Wirkung dieselbe war. ***Das Land an der gallisch-fränkischen Küste war am Ende des 5. Jhs. in normannischer Hand.*** Weil aber die Normandie keiner zweimaligen Eroberung durch Nordmänner bedurfte, ist auch die sich aus den Feststellungen ergebende Folgerung klar und eindeutig. ***Die Landnahme im 5. Jh. ist dieselbe Landnahme, die später den Wikingern zugeschrieben wurde.*** [...]

Nachdem erkannt ist, dass das Land bereits in normannischer Hand war, als die virtuellen Wikingers es erreichten, dass diese also rund 400 Jahre zu spät in die Normandie stürmten, kann auch gesagt werden, wer es den Normannen übereignete. Es war der »Frankenkönig Chlodowech«, der Merowinger Chlodwig I. Die Befriedung der Normannen durch Gründung der Normandie fand nicht 911 statt, sondern 490. Bezogen auf Flodoards Eintrag zum Jahr 925 (≈ 625) fand das Ereignis etwa 135 Jahre früher statt, – olim – wie Flodoard schrieb. [...]

Die Zeit um 490 für die Befriedung der normannisch besetzten Gebiete anzunehmen, macht auch Sinn im Kontext mit Chlodwigs Reichspolitik. Indem er die Kämpfe im Westen und Norden durch Übereignung von Land an die Sachsen beendete, gewann er freie Hand im Osten. Als die Alemannen tief in das rheinfränkische Gebiet König Sigiberts I. einfielen





und Westfranken bedrohten, schlugen Chlodwigs Truppen sie 496/97 zurück; und zwar unter Mitwirkung sächsischer Verbündeter. Eine fränkisch-sächsische Waffenbrüderschaft setzt aber die Befriedung der zuvor Bekämpften voraus. Auch in religionspolitischer Hinsicht lässt sich »490« als die Zeit des fränkischen Befreiungsschlages in der Normandie erkennen. Flodoard schrieb, wie gesagt, dass die Normannen sich im Vertrag von Saint Clair-sur-Epte bereitfanden, den Christenglauben anzunehmen. Chlodwigs I. Konversion zum Christentum wird bei 498 gesehen und »Chlodwigs Entscheidung für das (katholische) Christentum war seit langem vorbereitet«. Anzunehmen ist deshalb, dass auch der erste Herzog der Normandie darauf vorbereitet war und zusammen mit den anderen Großen in Chlodwigs Reich getauft wurde“ [Wirsching, 389 f.; Zitationen siehe dort].

### **Allerdings sind diese Sachsen nicht identisch mit den Normannen**

In meinem Artikel *Die Besiedlung Britanniens durch Germanen* wies ich nach, dass diese „Saxones“ von den Römern Ende des 3. Jh. an den Küsten Nordgalliens und Südostenglands (Sachsenküste) angesiedelt wurden und dort ihren Militärdienst verrichteten.

Des weiteren wies ich 2012 nach, dass die Angeln identisch sind mit dem „Großen Heidnischen Heere“, das ab 865 die britische Insel stürmte und den Danelag begründete. Andererseits sind sie identisch mit Bedas Sturm der „Angeln oder Sachsen“, der 449 über Britannien hinwegfegte. Diese Angeln waren in der Tat sowohl Dänen als auch Wikinger.

***Das Jahr 490 für den Vasalleneid Herzog Rollos halte ich für fragwürdig***, da er ja mit der Taufe verbunden und Chlodwig selber noch Heide war. Die Zeitbeschreibung Flodoards (894–966) im Jahre 925 mit olim (einst), muss anders ermittelt werden: Wahrscheinlicher halte ich die Aussage der *Angelsächsischen Chronik*: „A.D. 876. This year Rolla penetrated Normandy with his army; and he reigned fifty winters“ [Ingram, 103]. Rollo habe 50 Jahre geherrscht. ***Da er 931 gestorben ist, wurde er als Zeiteinsparer 584||881 zum Herzog über die Normandie, nachdem er fünf Jahre zuvor (579||876) gelandet ist.*** Chlothar II. war schon offiziell König, seine Vormundschaft wurde von seiner Mutter Fredegunde ausgeführt, weil er erst wenige Monate alt war; unter dem Schutz von König Guntram I. von Burgund. ***Flodoard kam 18 Jahre nach diesen Ereignissen zur Welt. Da sie sich vor seiner Zeit ereigneten und 49 Jahre seitdem vergangen waren, konnte er mit gutem Gewissen „olim“ schreiben.*** Dudo aber setzte dieses Ereignis ins Jahr 911 und unter dem Herrscher Karl III., Alter Ego von Chlothar II.

## Matthias Springer

Der Magdeburger Professor für Geschichte des Mittelalters an der Otto-von-Guericke-Universität hat in seinem Buch *Die Sachsen* [2004] ungewöhnliche Lösungsansätze der antiken Literaten, die über *Saxones* schrieben, angeboten. Doch ist er nie zu den Ursprüngen der germanischen Besiedlung der nordgallischen Atlantikküste (Normandie) vorgestoßen. Im Gegenteil: Er belächelt die Alten, die den antiken Namen der Sachsenküste einer germanischen Besiedlung jener Gebiete in der Spätantike zugrunde legten.

„Leute wie in späterer Zeit die Wikinger oder Normannen werden in Gestalt der *Saxones Baiocassini* fassbar, von denen Gregor von Tours zu berichten weiß. Wie ihr Name verrät, lebten sie bei Bayeux, also nach heutigen Begriffen in der Normandie. Sie bildeten aber nicht die angestammten Einwohner dieses Gebiets, sondern offensichtlich ungebetene Gäste, die übers Meer gekommen waren wie Jahrhunderte danach ihre nordgermanischen Nachfolger, die der Landschaft *Normandie* ihren Namen gaben“ [Springer, 100].

Springer erwägt die Phantomzeittheorie nicht. Deshalb kommt ihm auch nicht der Gedanke, dass die Normannen Nachfahren jener Angeln/Dänen bzw. Skandinavier sein könnten, die zwischen ihren Britannienfahrten durch das „Große Heidnische Heer“ (865–879 und 892–896) auch das Frankenland heimsuchten. Die *Angelsächsische Chronik* berichtet:

„A.D. 876. Dieses Jahr drang Rolla mit seiner Armee in die Normandie ein; und er regierte fünfzig Winter [...] A.D. 880 [...] Im selben Jahr fuhr die Armee, die vorher in Fulham saß, nach Gent ins Frankenland, über See und blieb dort ein Jahr“ [Ingram, 103 ff.; Übersetzungen AG].

Die Erwähnung Rollos ist eine isolierte und fügt sich nicht in den übrigen Text ein. Jene Dänenarmee zieht erst durch die Siedlungsgebiete der Belgier nach Paris, um von dort einen Angriff auf die Bretagne und der Normandie zu starten. Wenn Angeln und Dänen identisch sind, fallen die Dänen →424 ins Frankenreich ein. Die so gekennzeichnete Jahreszahl bezieht sich auf meine Berechnung des *Adventus Saxonum* →409 in Britannien (der identisch ist mit der Jahresangabe 865 der Angelsächsischen Chronik), also den Zeitpunkt, wo die Angeln unter Hengist und Horsa in Britannien ankamen [Glahn 2012, 658].

Dieser Sachverhalt schimmert auch bei dieser Einschätzung von Springer durch:

„In ähnlich verwirrender Weise wird vierhundert Jahre später das Wort *Dani* gebraucht [...] Aber wenn Widukind von Corvey den Ort Rouen als *urbs Danorum* bezeichnet, dürfen wir nicht folgern, dass Rouen »eine Dänische Burg« gewesen wäre, denn der Ort liegt in der Normandie und nicht in Dänemark“ [Springer, 100].

Wenn wir die Phantomzeittheorie berücksichtigen, hat Widukind tatsächlich Wissen des 10. Jh. wiedergegeben, das die Erinnerung der skandinavischen Machtentfaltung an der gallischen Küste seit dem 5. Jh. noch kennt. Rollo selber wird im Übrigen auch als Däne gesehen, der „mit einem dänischen Kontingent aus England“ kam [wiki → Rollo (Normandie)].

Folgen wir nun den Forschungsergebnissen von Springer, der eine spätantike Episode einer sächsischen Gruppe, die im Gebiet der gallischen Nordatlantikküste lebte und die von Gregor von Tours wiedergegeben wurde, untersuchte. Springer erläutert in seinem Buch, wie jene *Saxones*, wie er sie nennt, 568 mit den Langobarden in Italien einfielen und das Langobardenreich mit installierten, und danach wieder nach Gallien zurückkehrten [Springer, 101; s.a. Gregor, 4, 41]. Dort bei Marseille wurden sie von den Burgunden geschlagen und unter Vertrag genommen.

Die Sachsen zogen über Avignon nach Clermont. Sigibert (reg. 561–575), König von Austrasien, wies ihnen die Gebiete zu, von denen sie ehemals ausgezogen waren:

„Die Ausführungen des Gregor von Tours, besonders seine Angaben über die Marschrichtung der *Saxones* lassen schwerlich eine andere Deutung zu, als dass die betreffenden Örtlichkeiten in Gallien zu suchen sind – und nicht etwa in Germanien. Es liegt die Vermutung nahe, dass es sich um ein Gebiet an der Atlantikküste gleich der Landschaft von Bayeux gehandelt hat. Auch der Raum um die französische Küstenstadt Boulogne erscheint unter der Bezeichnung *terra Saxonica*, was leicht als »sächsisches Land« missverstanden werden kann“ [Springer, 102].

Springer [43] scheint überhaupt Probleme mit sächsischen Namensgebungen zu haben. „Jedenfalls hieß das jeweilige *Litus Saxonicum* nicht deshalb so, weil es von Sachsen besiedelt worden wäre. Ehemals hat man das allerdings geglaubt“. Doch zu dieser irrigen Meinung später.

Hier setzt die Neuinterpretation von Springer an: Die Mehrzahl der Forscher nahmen an, dass Sigibert diesen Sachsen Siedlungsgebiete an der Bode im Harzvorland anbot, weil Chlothar und Sigibert nämlich das Land zwischenzeitlich von *Suavi* haben besiedeln lassen. Scheinbar geben die alten Gaunamen in Thüringen, wie *Schwaben-* oder *Suebengau*, ihnen recht. Und mit *Saxones* meinte man eine eindeutige Ortsangabe in Norddeutschland gefunden zu haben. Doch der Bericht Gregors von Tours bezieht sich eindeutig auf das nordwestliche Gallien [Springer, 102]. Die *Suavi* haben übrigens über die Sachsen siegt, so dass diese vom Kriege abließen.

„Der Bericht vom Kampf der *Saxones* gegen die *Suavi* wird also durch Nachrichten über die Champagne und die Bretagne eingerahmt. Den Schauplatz der Erzählung bildet demnach das nordwestliche Frankreich und nicht etwa Nord- oder Mitteldeutschland“ [Springer, 103].

Für Springer sind diese *Suavi* Angehörige des Suebenreiches im Nordwesten der iberischen Halbinsel, das vom „westgotischen König Leowigild (reg. 568–586) wohl im Jahre 585 zerstört“ wurde [ebd.]. Diese sollten auf dem Seeweg, also lange vor der Zerstörung ihres Reiches, an die gallische Küste gekommen und dort von Chlothar und seinem Sohn Sigibert angesiedelt worden sein.

Springer [105] löst das Problem, wie die Sachsen der Atlantikküste ins Gefolge des Langobardenkönigs Alboin gelangten:

„Im Jahre 535 hatte der oströmische Kaiser Justinian I. mit der Eroberung des Ostgotenreichs begonnen, dessen Kerngebiet Italien war. An den Auseinandersetzungen, die sich über Jahrzehnte hinzogen, nahm der merowingische König Theudebert I. (reg. 533–547) teil, ein Sohn Theuderichs I. Es gelang ihm, Gebiete Norditaliens unter seine Herrschaft zu bringen, abgesehen davon, dass die Merowinger die nördlich der Alpen gelegenen Teile des Ostgotenreichs an sich brachten. Die fränkische Eroberungspolitik auf dem Boden Italiens wurde auch nach Theudeberts I. Tod weitergeführt, allerdings nicht von allen Königen in gleicher Weise. Als ihre Träger erschienen Theudowald/Theudebald und nach ihm Chlothar I.“

Gregor von Tours hat aber nicht alles berichtet. Springer bezieht sich daher auf die phantomzeitliche (weil angeblich im 8. Jh., wohl aber frühestens in der zweiten Hälfte des 12. Jh. entstandene) Fredegar-Chronik:

„Nun stellt die Chronik des sogenannten Fredegar ausdrücklich fest, dass Theudebert I. die *Saxones* nach Italien geschickt hatte, die unter Sigibert I. nach Gallien zurückkehrten. Diese Quelle ist in den einschlägigen Abschnitten weitgehend von Gregor von Tours abhängig, enthält jedoch einzelne Nachrichten, die auf eine andere Überlieferung zurückgehen. Zu ihnen gehört die Mitteilung darüber, wie die betreffenden *Saxones* nach Italien gelangt sind“ [Springer, 105].

Springer geht davon aus, dass diese Sachsen in ähnlicher Weise nach Italien gezogen sind, wie 553 die Alemannen unter den Herzogen Leuthari und Butilin, die scheinbar auf eigene Faust handelten, aber unter merowingischem Einfluss standen.

„Zu klären bleibt, wie die Mitteilung des Gregor von Tours zustande gekommen ist, die betreffenden *Saxones* wären mit Alboin in Italien eingedrungen. Hier sind wir auf Vermutungen angewiesen: Die merowingische Herrschaft in Norditalien dauerte bis 562 oder 565. Dann bereitete der oströmische Feldherr Narses ihr das Ende. Man darf annehmen, dass die von Theudebert I. nach Italien entsandten *Saxones* bis zu jener Zeit ihre Standquartiere in Norditalien hatten. Dann flohen sie zu Alboin und kehrten mit ihm 568 zurück. Kurz darauf zogen sie weiter nach Gallien, um ihre Ausgangsorte zu erreichen“ [Springer, 106].

Diese Sachsen sind also im Auftrag Theudeberts von der gallischen Atlantikküste nach Norditalien gezogen, um fränkische Interessen im Kampf gegen die Ostgoten durchzusetzen. Nach Ende der fränkischen Herrschaft in Italien flohen sie zu den Langobarden nach Pannonien. Die Sachsen schlossen sich ihnen bei der Eroberung Italiens an. Später wollten sie ihrer Odyssee ein Ende bereiten und brachen in Gallien ein, um zu ihrer alten Heimat an der gallischen Atlantikküste zurückzukehren. Doch die mittlerweile dort siedelnden *Suavi* bereiteten ihnen den Untergang.

Das alles führt uns vor Augen: ***Im 6. Jh. gab es immer noch Sachsen an der gallischen Atlantikküste***, unabhängig davon, dass Wikinger die Normanen überfielen.

### **Adolf Friedrich Heinrich Schaumann**

Ein unscheinbares Buch von 1845 befasste sich mit der germanischen Besiedlung jener Küstenstreifen, die in der *Notitia Dignitatum* als *Litus Saxonicum* bezeichnet wurden. Er gehörte sicherlich zu jenen Alten, die Springer erwähnte, die „das allerdings [ehemals] geglaubt“ hatten. Schaumann [3 f.] gab folgenden Grund, warum er diese Schrift herausgab:

„Ich habe schon früher einmal in meiner Niedersächsischen Geschichte die Vermuthung aufgestellt, dass dabei wahrscheinlich sächsische Stämme, welche sich in Frankreich an dem nach ihnen benannten Litus Saxonicum niedergelassen hatten, ganz hauptsächlich, oder doch wenigstens viel mehr theilhaftig sein möchten, als die gewöhnliche Annahme ist.“

Gemeint hatte er die Beteiligung „zur Geschichte der Eroberung Englands durch germanische Stämme“, wie er sein Buch betitelte.

„Diese Abhandlung hat einen ganz andern Grund. Man wird sehen, dass eine solche Annahme, gallische Sachsen seien nach England gezogen, nicht um deswillen *nicht* mit in den Bereich der Geschichte gezogen ist, weil die *Data*, auf welche sie sich stützt, etwa längst als falsch und unhaltbar erwiesen wären, sondern nur, weil sie bisher ganz übersehen, und noch nie mit in den Bereich historischer Besprechung und Darstellung gezogen sind. Nur damit dieses zum erstenmal im Zusammenhang geschehe, tritt diese kleine Abhandlung auf“ [Schaumann, 4].

Diese *Data*, d.h. in Form der Namensforschung, wurden mittlerweile von Jürgen Udolph erbracht. Er hat nachgewiesen, dass viele Ortsnamen in England ihre Entsprechungen in den Gegenden der fränkischen und friesischen Gegenküste haben und nicht zwingend auf der kimbrischen Halbinsel und in der Weser-Elbe-Region zu suchen sind. Seine Schlussfolgerungen sind folgende:

„Schleswig-Holstein und Dänemark scheiden als Basis der germanischen Besiedler Englands aus, der Weg führte vielmehr über die Niederlande

(vor allem durch deren südliche Provinzen) und Nordbelgien nach Flandern und Nordfrankreich, überwand den Kanal an seiner engsten Stelle und setzte sich in südöstlichen Grafschaften Englands kontinuierlich fort“ [Udolph, 266].

Des Weiteren

„kommt der Autor darin zu der Überzeugung, daß

1. Jüten an der Einwanderung nach England nicht beteiligt waren [...];
2. eine Einteilung in drei Stämme abzulehnen ist [...];
3. die englischen Dialekte ihre Ausgestaltung erst auf der Insel vollzogen haben und nicht auf kontinentale Vorgruppierungen zurückgehen, und (für unsere Ergebnisse besonders interessant)
4. die Innovationen, die auf englische Dialekte eingewirkt haben, über den Kanal hinweg verlaufen sein müssen“ [Udolph, 266 f.].

***Die Gleichsetzung Wirschings von Wikingern und Sachsen wird hier widerlegt.*** Udolphs Schlussfolgerungen korrespondieren eher mit meiner „England-These“:

„Angesichts der Tatsache, daß auch Namentypen wie die der *-ithi*-Bildungen, die zu den ältesten des Germanischen gehören, die Insel noch erreicht haben, halte ich es nicht für ausgeschlossen, daß die germanische Besiedlung im Zusammenhang mit der Aufgabe der römischen Besatzung zu sehen ist, so daß der Beginn an die Wende des 2./3. Jahrhunderts gesetzt werden kann (mit einzelnen, vielleicht germanischen Söldnern in der römischen Herrschaft ist wahrscheinlich auch schon früher zu rechnen).

Zum zweiten Problemkreis, der Frage nach der Stammeszugehörigkeit der germanischen Siedler, läßt sich aus der Sicht der Namenforschung nur sagen, daß

1. es sich um germanische Stämme gehandelt hat;
2. einige Bildungsmittel und Grundwörter so altertümlich sind, daß eine Zuweisung zu germanischen Einzelstämmen unterbleiben muß;
3. das Nordgermanische in der Zeit der ersten Landnahme keine Rolle gespielt hat“ [Udolph, 267].

Udolph bestätigt in diesem Fall sowohl Schaumann als auch mich.

„Allein die jetzt und später vorkommenden Ereignisse, die das Römische Reich seinem Untergange immer näher brachten, besonders der Zudrang deutscher Stämme von Osten nach Westen machten für einen Theil des tractus Armoricanus noch eine dritte speciellere Bezeichnung nothwendig, die des Litus Saxonicum nämlich“ [Schaumann, 6].

***Schaumanns Kernthese war, dass Carausius, ein Usurpator in Britannien, einst ein Bündnis mit Franken und Sachsen einging, um seine Machtbasis gegen Rom zu stärken. Dafür bot er ihnen Siedlungsgebiete an der galli-***

*schen und britischen Küste an, um sie als Foederaten in seine Machtstrukturen einzubinden. Die Sachsen der gallischen Küste sollten als Bollwerk und vorgeschobener Posten gegen Rom dienen*, die versuchten, ihn aus Britannien zu vertreiben. Dieses vereinigte Reich von Nordgallien und Britannien war also das Reich des Carausius, der einst römischer Feldherr, Admiral und Gegenkaiser zu Maximian und Diokletian war, und dessen Reich von 286–296 bestand [s.a. wiki → Carausius].

„Die dem Carausius zugestandene Herrschaft erstreckte sich über Britannien, *womit die nördliche Küste Galliens vereinigt war*. Als nach seinem Tode an die Cäsaren die alten Gebiete wieder zurückfielen, da ward natürlich eine veränderte Verwaltung nöthig, und die neue Würde und der neue Wirkungskreis der Comites Litoris Saxonici für die Küstengegenden des südlichen Britanniens und des nördlichen Galliens entstand“ [Schaumann, 12].

Nicht zu reden von der Einteilung Britanniens in vier statt der früheren zwei Provinzen durch Diocletian (reg. 284–305), wobei neben den zwei britischen (Britannia Prima und Secunda) auch zwei neue germanische (Maxima sowie Flavia Caesariensis) aufgebaut wurden [s.a. Glahn 2010, 131 f.].

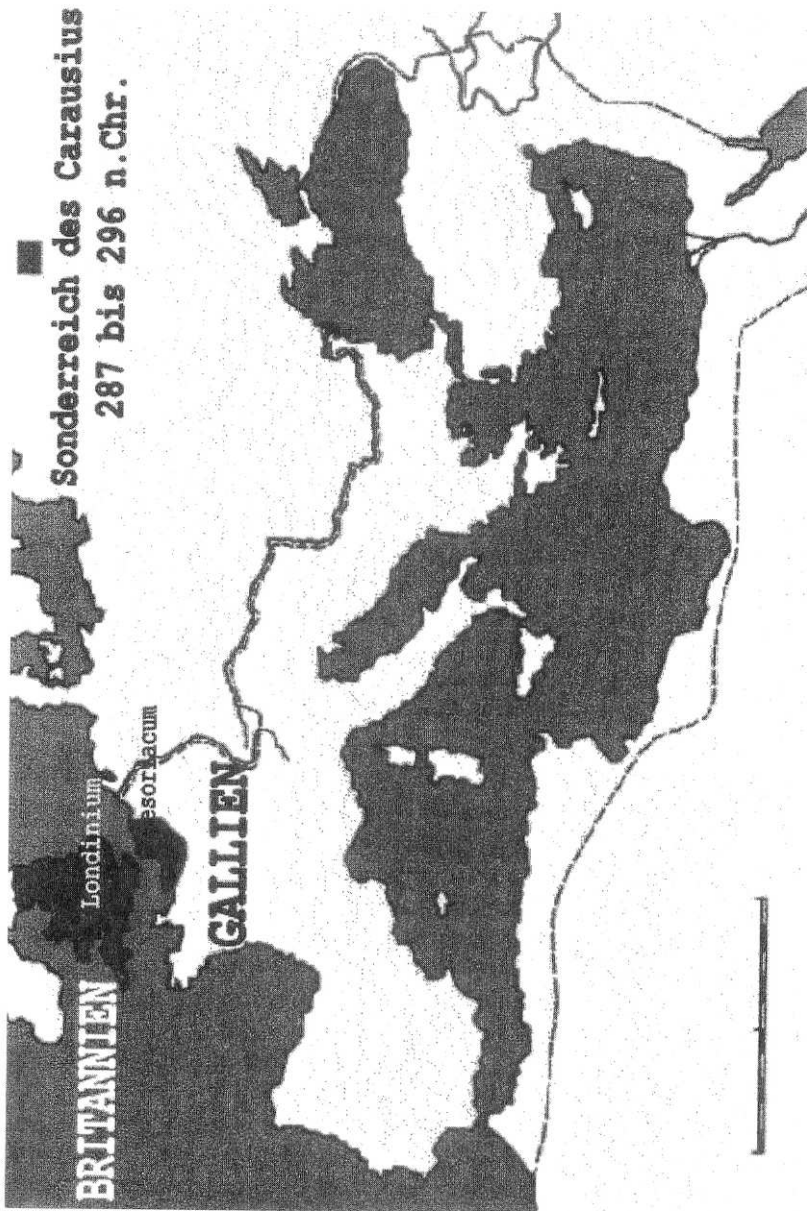
„Allein der beste Beweis liegt wohl in dem historischen Factum, dass der ganze Landstrich am heutigen Canal la Manche von Bayeux an bis nach Marcq zu gleicher Zeit nach den Sachsen den neuen Namen Litus Saxonicum erhielt. Es muss dies wegen der Nationalität der Einwohner geschehen sein, und die Annahme, dass nur vorübergehende Angriffe sächsischer Seeräuber an jenen Küsten dazu Veranlassung gegeben hätten, wäre wohl zu unhaltbar“ [Schaumann, 13].

Hier bestätigt Schaumann den Ursprung der Sachsenküste, den Springer in seiner Arbeit so vehement verneint, doch in einem sind sie sich einig:

„Sodann erwähnt auch später die Geschichte seit dem vierten Jahrhundert dort ansässiger Sachsen namentlich Saxones Bajocassini in der Gegend von Bayeux. Dies ist aber grade der Ort, den auch andere Quellen gleichfalls als den Mittelpunkt einer neuen Bevölkerung angeben, diese aber, wie wir gleich sehen werden, nur als Deutsche im Allgemeinen, ohne Hervorhebung eines besonderen Stammes, zu bezeichnen wissen“ [Schaumann, 13].

***Damit nimmt Schaumanns ähnliche Einschätzung der Besiedlung der Sachsenküste zum Ende des 3. Jh. meine Sicht vorweg***, wobei Schaumann die große Masse der germanischen Siedler in Gallien sieht, um sie beim *Adventus Saxonum* über den Ärmelkanal zu schicken und Britannien zu überrennen. Ich aber denke, dass diese Germanen, die als Sachsen bezeichnet wurden, gleichzeitig an beiden Küstenseiten siedelten.





Sonderreich des Carausius [wiki → Carausius]

Zeitensprünge 2/2015 S. 297

## Roland Prien

Von einem anderen Blickpunkt aus nimmt Prien sich der Sache an: An der Tagung zur Frage der Parallelen Raumkonzepte (Workshop des Exzellenzclusters Topoi vom 15.–17. März 2010) nimmt er Stellung [Prien, 366 f.]:

„Vergleicht man die Genese des Gebildes, das später unter dem Namen Normandie Eingang in die Geschichtsbücher finden sollte, mit der des Danelag, so fällt auf, dass beide sich in Ablauf und Struktur gleichen: Auf eine Phase der Plünderungszüge, beginnend mit dem Überfall auf das Kloster Noirmoutier 799, und der ab der zweiten Hälfte des 9. Jh. immer häufiger auftretenden größeren wikingischen Heeresverbände, die oft auch im Frankreich überwinterten, folgten Versuche, mit Gewalt eine eigene Herrschaft im Küstengebiet des Frankenreiches zu etablieren. [Anmerkung 95: Als Beispiel sei hier die Gründung eines Fürstentums in Nantes 921 genannt, das jedoch keinen dauerhaften Bestand hatte (Nissen Jaubert 2001, 166).] Den Schlusspunkt der erfolgreichen Landnahme markiert jedoch eine legale Übereinkunft zwischen einer Gruppe der Invasoren und dem westfränkischen König Karl dem Einfältigen, die in mancherlei Hinsicht Erinnerungen an den Alfred-Guthrum-Vertrag wachrufen, auch wenn zwischen beiden Ereignissen mehrere Jahrzehnte liegen. Der Vertrag von Saint-Clair-sur-Epte, dessen genauer Wortlaut nicht überliefert ist, dessen grober Inhalt jedoch aus Quellen des 11. Jh. erschlossen werden kann, sah Landzuweisungen an einen bestimmten Anführer namens Rollo/Hrolfr und seine Gefolgsleute zwischen der Epte und der Kanalküste vor.“

Folgen wir Priem weiter:

„Ähnlich wie im Falle des Danelag haben historische und onomastische Forschung das Bild von der skandinavischen Ansiedlung bestimmt. [Anm. 100: Zur Ortsnamenforschung in der Normandie siehe Riedel 2004.] Der Vertrag von Saint-Clair-sur-Epte markiert dabei den Anfangspunkt einer bäuerlichen Landnahme, die Personen- und Ortsnamen zufolge sowohl von ›dänischen‹ und ›norwegischen‹ wie auch ›anglo-skandinavischen‹ Siedlern getragen wurde. [Anm. 101: Nissen Jaubert 2001, 164.] Die materiellen Spuren einer solchen Besiedlung sind jedoch mehr als dürftig. Selbst im Vergleich zum Danelag ist die Zahl der archäologischen Quellen, die auf eine Präsenz skandinavischer Bevölkerungsgruppen schließen lassen können, sehr gering. In ganz Nordfrankreich sind bisher nur zwei Bestattungsorte bekannt geworden, die gesichert skandinavische Bestattungen erbracht haben: Zum einen handelt es sich um das bereits 1865 entdeckte Frauengrab von Pitres (Eure), aus dem zwei Ovalfibeln stammen, die in die zweite Hälfte des 9. Jh. datiert werden können. [Anm. 102: Périn 1993. Zur Datierung siehe Elmquist 1968.] Der andere Fundort liegt außerhalb der

Normandie auf der bretonischen Île de Groix, wo 1908 ein reich ausgestattetes Bootsgrab, in dem sich zwei Brandbestattungen befanden, ausgegraben wurde. [Anm. 103: Chatelier/Pontois 1908.] Das umfangreiche Grabensemble umfasst sowohl Gegenstände skandinavischer, wie auch kontinentaler und insularer Provenienz und dürfte in der Mitte des 10. Jh. in die Erde gelangt sein. [Anm. 104: Müller-Wille 1978, 69.] Als ein möglicher dritter Bestattungsplatz könnte das an der Westküste der Normandie gelegene Reville angeführt werden, wo bei Niedrigwasser am Strand ovale (bzw. bootsförmige) und runde Steinsetzungen beobachtet wurden, die Brandbestattungen unbestimmter Zeitstellung markieren sollen. [Anm. 105: Boüard 1964.] Die dort geborgene Grobkeramik könnte Parallelen in Birka haben. [Anm. 106: Marin 1997.] Angesichts der Tatsache, dass bootsförmige Steinsetzungen im Skandinavien des 9. und 10. Jh. nur noch selten auftreten, dürfte ein Zusammenhang dieser Befunde mit einer wikingerzeitlichen Besiedlung eher unwahrscheinlich sein“ [Prien, 367].

***Oder diese Steinsetzungen stammen nicht aus dem 9. und 10., sondern mit Berücksichtigung der Phantomzeitthese, aus dem 5. bis 7. Jahrhundert und haben dennoch einen Bezug zu den Feldzügen des „Großen Heidnischen Heeres“.***

„Mehr noch als im Falle des Danelag springt bei der Betrachtung der skandinavischen Präsenz in der Normandie die Diskrepanz zwischen archäologischen, toponomastischen und historischen Quellen ins Auge. Auf der Basis der materiellen Quellen allein ist eine Ansiedlung einer fremden Bevölkerung in Nordwestfrankreich nicht erschließbar; gleichwohl hat es sie gegeben. Das Fehlen entsprechender Funde wird zumeist mit der raschen Assimilierung der Einwanderer erklärt. [Anm. 112: Jaubert 1997, 167.] Die feste Einbindung der normannischen Oberschicht in die westfränkische Reichsaristokratie hat wahrscheinlich zu einem entsprechend hohen Anpassungsdruck geführt. Dies widerlegt indirekt die These von einer bäuerlichen Landnahme: ***Rollo und seine Gefolgschaft erhielten Ländereien, von deren Einkünften sie leben konnten, die sie aber wohl nicht selbst bewirtschafteten. Sie bildeten eine kleine, aristokratische Minderheit inmitten der autochthonen Bevölkerung***, deren Sprache, Herrschaftsstruktur und materielle Kultur und wahrscheinlich auch Religion sie bald übernahmen, bzw. übernehmen mussten, um sich in das bestehende Gefüge eingliedern zu können. ***Entsprechend kann in der Normandie mit umfangreichen materiellen Spuren der skandinavischen Präsenz wie in Schottland nicht gerechnet werden***“ [Prien, 368; Hvhg. A.G.].

## Archäologisches

In dem Buch *Das erfundene Mittelalter* von Heribert Illig [1996] werden die spärlichen archäologischen Funde der Wikinger im Gebiet der gallischen Nordatlantikküste aufgezeigt. Durch Oxenstierna [1979, 114] lässt er verlauten:

„erstaunlich wenig Gräber, ein paar Dutzend in England, darunter etliche in Schiffen, *auf dem Kontinent insgesamt drei Gräber*, und zwar ein außerordentlich reich ausgestattetes Schiffsgrab auf der Ile de Croix an der Südküste der Bretagne, das *um 900 zu datieren ist*. [...] Aus Pîtres bei Rouen kommen zwei ovale Frauenspangen, aus Holland ein Waffengrab. Das ist alles“ [Illig 1996, 158].

Daraus zieht er den Schluss:

„**Aller Wahrscheinlichkeit nach beginnt – nach relativ wenigen Streifzügen – die kontinentale Wikingergeschichte erst mit der Lehensverleihung durch Karl III. an den Normannen Rollo (911)**, der als Herzog Robert I. und Schwiegersohn des Karolingerkönigs von Rouen aus die Normandie regiert“ [Illig 1996, 160; Hvhg. A.G.].

Im Gegensatz zur Wikingerarchäologie steht es bei der „Sachsen“-Forschung besser: Udolph hat mit seinen Ortsnamenforschungen herausgestellt, dass unter anderem auch Ortsnamen bei Boulogne mit denen in England verwandt sind. Das liegt nördlich der Normandie, ist aber wie oben gesehen als *terra Saxonica* bekannt.

Allgemeingermanische Funde gibt es sehr wohl in Menge, wie schon Horst Wolfgang Böhme feststellte:

„Wir kennen heute aus dem gesamten nordgallischen Bereich zwischen Rhein und Loire 100 bis 200 Friedhöfe des 4. und 5. Jahrhunderts, die sehr häufig – wenn auch nicht immer – Gräber aufweisen, in denen mit Sicherheit nicht-römische Personen bestattet worden sind. Die meisten dieser Nekropolen gehören bezeichnenderweise zu spätantiken Kastellen oder sonstigen Militäranlagen, sind also als Garnisonsfriedhöfe zu bezeichnen.

Auffallend sind in diesen Gräbern Waffen, die römischen Soldaten sonst nicht ins Grab gelegt wurden, ferner Militärgürtel mit meist vielen Bronzebeschlägen, eiserne Schnallen, Fibeln und große Haarnadeln der Frauentracht, Halsringe, Spinnwirtel, Eisenscheren, Feuerstahle, dreieckige Dreilagengkämme typisch germanischer Form oder Holzseimer. Alle diese Grabbeigaben, die in großer Zahl recht unvermittelt seit dem mittleren 4. Jahrhundert auf den Körpergräberfeldern des Rheinlandes, Belgiens und Nordfrankreichs beobachtet werden können, sind im provinzialrömischen Milieu ungewöhnlich und besitzen keine Traditionen oder gar unmittelbaren Vorbilder in Gallien“ [Böhme, 92 f.].



„Verbreitungskarte spätrömischer Friedhöfe in Nordgallien und deren kontinuierliche Nutzung bis in die Merowingerzeit. **Offener Kreis:** Abbrechen um 400/Mitte 5. Jahrhundert. - **Dreieck:** Vermutliche Weiterbenutzung bis in die Merowingerzeit. - **Gerahmtes Dreieck:** Gesicherte Weiterbenutzung bis in die Merowingerzeit durch germanische Waffen- und andere Gräber des mittleren und späten 5. Jahrhunderts“ [Böhme, 99; Hvhg. AG].

Diese Funde, die Böhme beschreibt, lassen sich auch bis ins 3. Jh. dehnen, es gibt keinen zwingenden Grund, sie vor dem 4. Jh. auszuschließen.

Die Archäologie kann nicht zwischen fränkischen und sächsischen Funden unterscheiden, aber dennoch zeichnen sich Unterschiede ab:

„Wie bereits oben betont, handelt es sich bei dieser ›Fibelkleidung‹ ursprünglich um die Tracht germanischer Frauen aus dem Gebiet zwischen Rhein und Niederelbe, wie auch die Verbreitung der geschätzten ›Tutulusfibeln‹ verdeutlicht (Abb. 68). Als diese Damen im Gefolge ihrer Männer nach Nordgallien kamen, trugen sie selbstverständlich weiterhin ihre vertraute Gewandung und wurden in ihr auch bestattet. Es fällt auf, daß besonders die germanische Frauentracht mit mehreren Gewandspannen, die häufig paarweise getragen wurden, wie Tutulus-, Armbrust-, oder Stützarmfibeln, bislang nur in den spätrömischen Provinzen *Belgica II* und *Lugdunensis II* nachgewiesen werden konnte, während sie weiter östlich fehlt. Man gewinnt aufgrund dieser Trachtunterschiede den Eindruck, daß in den Landschaften am Niederrhein und an der mittleren Maas, die zur Provinz *Germania II* gehörten, eine andere germanische Bevölkerung zum Militärdienst in der römischen Armee herangezogen wurde als in den westlich anschließenden küstennahen Provinzen“ [Böhme, 94 f.].

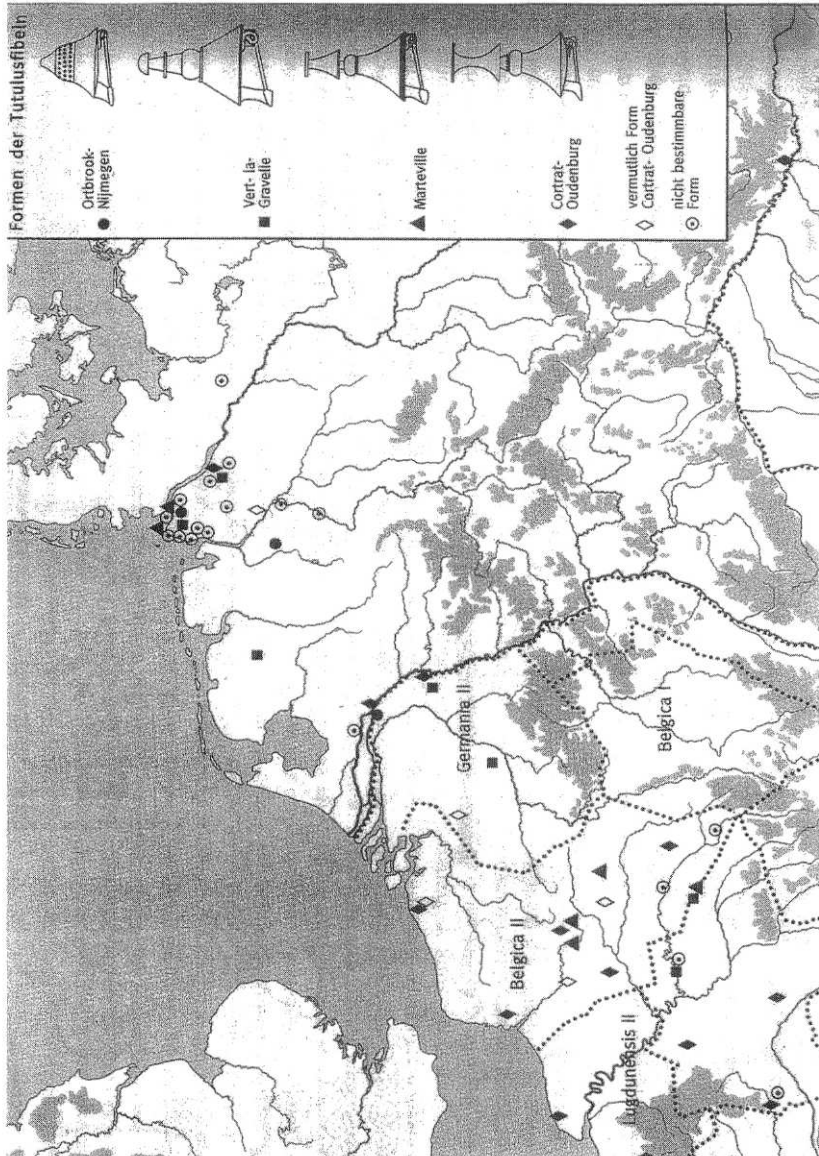
Die nachfolgenden spätantiken und mittelalterlichen Geschichtsschreiber nannten einige gallische Küstengermanen „Sachsen“, während die anderen festländischen Germanen zu „Franken“ wurden.

„In vielen der hier behandelten Nekropolen Nordgalliens, die sämtlich nördlich und östlich der Somme liegen [...], konnte eine kontinuierliche Belegung durch germanische, mehrheitlich fränkische Militärsiedler nachgewiesen werden, die bis zur Mitte des 5. Jahrhunderts zu verfolgen ist und sich teilweise bis in die beginnende Merowingerzeit (um 500) erstreckte“ [Böhme, 99].

## Rekonstruktion

***Im 3. Jh. gibt es die ersten Nachrichten von Seeräubern, die von jenseits des Ärmelkanals kommen und die Küsten unsicher machten. Diese bezeichnete man meist als „Sachsen“.*** Carausius bekam 285 von Kaiser Maximian den Auftrag, die gallische und britische Küste vor Angriffen der Piraten jenseits des Ärmelkanals zu schützen, ihm unterstand dafür die Römisch-Britannische Flotte.

Diese „Piraten“ waren Germanen unbestimmter Herkunft, aus Gefolgschaften aller erdenklichen Stämme. ***Carausius, Usurpator und Herrscher jenes Sonderreiches von 287–296 in Britannien und der gallischen Gegenküste, hielt enge Beziehungen zu diesen Piraten im Besonderen und zu den „Franken“ und „Sachsen“ im Allgemeinen. Diese machte er zu Foedera-***



„Verbreitungskarte der germanischen Tutulusfibeln des 4. und 5. Jahrhunderts. Die verschiedenen Formen dieser Gewandspangen sind in der Legende von oben nach unten chronologisch gegliedert“ [Böhme, 94].

**ten und ließ sie an beiden Küsten in seinem Reich ansiedeln.** In meinem Artikel *Die Besiedlung Britanniens durch Germanen* [2010] habe ich dazu ausführlich Stellung genommen. Die Herausbildung von germanischen Stammeskönigreichen in Britannien wie an der gallischen Küste hat hier seinen Ursprung. Der „*Litus Saxonicum*“ übrigens auch, **der seinen Namen nun doch den dort siedelnden Foederaten verdankte.** Die befestigten Häfen mit einer starken Flotte baute Carausius in weiser Voraussicht einer römischen Invasion gegen ihn, der er aber letztendlich nicht standhalten konnte. Diese wurden später ausgebaut und zur Basis der römischen Präsenz an Nordatlantik und Nordsee.

**Als dann die Römer 407 ihren strategischen Rückzug aus Britannien antraten, waren die einzigen Vertreter der römischen Verwaltung jene Limitanei auf dem Gebiet der germanischen Heptarchiereiche, sowie römische Veteranen auf ihren Gütern in ganz Britannien.** Ansonsten waren die Briten sich selbst überlassen und mussten ihre Königreiche neu konsolidieren. **Die gallischen Sachsen blieben hingegen weiterhin römische Foederaten auf römischem Boden.**

Nach dem Rückzug der Römer aus Britannien wurden die Schwächen der Briten, die mit Aufständen und Bürgerkrieg überzogen wurden, von ihren nördlichen Nachbarn ausgenutzt. Die Picten und Scoten überrannten die Britannia Secunda. Manche Briten sahen die Limitanei-Germanen (Sachsen) als ihre neuen Herren an, da sie die letzten Vertreter der Römergewalt in Britannien waren. Die Anderen scharten sich um die letzten britischen römisch-kaiserlichen Königsfamilien (Ambrosius Aurelianus, bekannt als König Artus [Laszlo] – dessen Vater den kaiserlichen Purpur trug, also römischer Statthalter über Britannien war). Zuerst überwog die erste Partei, die ein Bündnis mit den Sachsen anstrebten. **Als sie Verstärkung vom Festland von den Angeln/Dänen bekam, konnte sie die Angriffe der Picten und Scoten tatsächlich zurückschlagen. Als Dank bekamen die neuen Verbündeten York als Geschenk, wo sie ihr „Jorvik“ gründeten.** Den Verrat der Angeln/Dänen an ihren Verbündeten habe ich schon 2012 dargelegt. Diesen sehe ich →409 identisch an mit Bedas „Adventus Saxonum“ (449) und dem skandinavischen „Großen Heidnischen Heere“ mit seiner Errichtung des Danelags (ab 865 aus der Angelsächsischen Chronik).

**Dies hat eben mit den gallischen Sachsen soweit zu tun, als diese Heereszüge, Plünderungen und Eroberungen auch auf das Festland übergriffen und identisch mit den sogenannten Wikingerzügen sind.** Diese Angeln/Dänen setzten sich auch an der gallischen Küste fest und wurden dort zu den Normannen. **Und einer ihrer Heerführer, Rollo, der 579||876 landete und 584||881 den Vasalleneid schwor, wurde zu einem normannischen Herzog des Frankenreiches und herrschte über die römisch-fränkische und**



**römisch-sächsische Bevölkerung.** Der Geschichtsfälscher Dudo setzte diese Begebenheit ins erste nachphantomzeitliche Jahr 911, die Protagonisten, Chlothar II., Alter Ego von Karl III., und Rollo, bleiben.

### Quellen

- Anwander, Gerhard (2003): Wibald von Stablo – Constantin Faußner, Mutiger Forscher entlarvt genialen Fälscher; *Zeitensprünge* 15 (3) 518-524
- Böhme, Horst Wolfgang (1997): Söldner und Siedler im spätantiken Nordgallien; in Wieczorek, Alfried/ Périn, Patrick/ Welck, Karin von / Menghin, Wilfried (Hrsg. 1997): *Die Franken – Wegbereiter Europas – 5. bis 8. Jahrhundert n. Chr.*, Kataloghandbuch in zwei Teilen, Mainz
- Buchner, Rudolf (Hrsg. 1974/77): *Gregor von Tours, Zehn Bücher Geschichten*, 2 Bände, Darmstadt
- Dudo von St. Quentin: *Gesta Normannorum* - (Internetquelle © 1996 Felice Lifshitz): [http://www.the-orb.net/orb\\_done/dudo/dudindex.html](http://www.the-orb.net/orb_done/dudo/dudindex.html)
- Faußner, Hans Constantin (2003): *Wibald von Stablo. Erster Teil: Einführung in die Problematik*, Hildesheim
- Glahn, Alexander (2012): Hengist, Horsa und der Danelag – verdoppelte „englische“ Geschichte; *Zeitensprünge* 24 (3) 650-672
- (2010): Die Besiedlung Britanniens durch Germanen, *Zeitensprünge* 22 (1) 116-136
- (2008): Abschied von den Schwertgenossen; *Zeitensprünge* 20 (3) 715-727
- Gregor von Tours: siehe Buchner
- Illig, Heribert (2000): *Wer hat an der Uhr gedreht?* München
- (1996): *Das erfundene Mittelalter*, Düsseldorf
- Ingram, James (1823): *The Saxon Chronicle*, with an english translation, London
- Laszlo, Renate (2007): Der verdoppelte Autor der *Historia Brittonum*. Die Identität zwischen Ambrosius Aurelianus und Arthur; *Zeitensprünge* 19 (1) 94-104
- Prien, Roland (2013): Der Danelag als skandinavisches Siedlungsgebiet – historischer Raum oder Raumkonstrukt? In Hansen, Svend/ Meyer, Michael (Hrsg.): *Parallele Raumkonzepte*, 343–374. Berlin · Boston
- Schaumann, Adolf Friedrich Heinrich (1845): *Geschichte der Eroberung Englands durch germanische Stämme*, Göttingen
- Springer, Matthias (2004): *Die Sachsen*, Stuttgart
- Udolph, Jürgen (1995): Die Landnahme Englands durch germanische Stämme im Lichte der Ortsnamen; in: *Nordwestgermanisch – Ergänzungsbände zum Reallexikon der Germanischen Altertumskunde*, Hrsg. Heinrich Beck, Heiko Steuer, Dieter Timpe, Band 13, Berlin, New York (223-270)
- Vennemann, Theo (2003): *Europa Vasconica - Europa Semitica*, Berlin · New York
- wiki mit ↪ Anfügung des Artikelnamens: [www.wikipedia.de](http://www.wikipedia.de)
- Wirsching, Armin (2005): Stürmten die Wikinger 400 Jahre zu spät in die Normandie? *Zeitensprünge* 17 (2) 378-394
- Alexander Glahn, 68169 Mannheim, Am Brunnengarten 11  
[alex-gl1765@versanet.de](mailto:alex-gl1765@versanet.de)

# Großbritannien während der *dark ages* Erhaltene Bauten und Siedlungsreste

Heribert Illig

„Nach der Synode von Whitby im Jahre 663/664 [...] muß aber der steinerne Kirchenbau schnell an Bedeutung gewonnen haben. Bewahrt ist davon allerdings nur sehr wenig.

Die Mehrheit der in England erhaltenen angelsächsischen Kirchen stammt erst aus dem 9.–11. Jahrhundert; nur wenige sind älter. Sie alle sind im Laufe der Zeit zahlreichen baulichen Veränderungen unterworfen worden. Bei etwa 400 Bauten sollen noch Bestandteile aus dieser Zeit vorhanden sein. Die frühesten Beispiele liegen in Kent und Essex“ [Capelle, 88].

Die britischen Inseln leisteten bislang hartnäckigen Widerstand gegen die These vom erfundenen Mittelalter, obwohl der erste einschlägige Artikel bereits 1992 [Niemitz] erschienen ist. Denn dort gilt zwar der Terminus technicus „dark ages“, allerdings vom Abzug der Römer – 407 unter Gegenkaiser Konstantin III. begonnen und 410 für sein Bewegungsheer abgeschlossen – bis hin zur Invasion der Normannen, 1066. Diese allgemein übliche Benennung wurde gewählt, weil es einfach zu wenige Funde für 650 Jahre gibt und die schriftliche Basis sehr dünn ist. Wer sich allerdings mit den Königen in dieser Zeit beschäftigt, der muss konstatieren, dass es keineswegs an Potentaten mangelt, sondern ein kräftiger Überschuss besteht. So gibt es nicht nur die Linien von Wessex, Sussex, Essex, Kent, East Anglia, Northumbria und Mercia, dazu Könige von Schottland, Wales und Cornwall, sondern obendrein in manchen Fällen Koregentschaften und andere schwer abklärbare Umstände. Nun ist das Pergament, auf denen sie tradiert worden sind, genauso geduldig wie Papier; es tritt aber der Umstand hinzu, dass es von zahlreichen Königen Münzen gibt, die mit ihren Namen oder zumindest ihren Namen ähnelnden Buchstabenfolgen beschriftet sind. Eine gewisse Anzahl von Königen muss also auf jeden Fall regiert haben – so wie Offa, der obendrein für seine Frau – „Cynethryth regina Merciorum“ – Münzen schlagen ließ.

Um nun dem schon öfters angegangenen Problem näher zu kommen, werden als erstes jene Bauwerke und Orte, die überhaupt diese Zeit repräsentieren sollen, in einem zweiten Schritt dann die Hochkreuze von Irland und von der Hauptinsel geprüft. Die herrschende Lehre datiert sie nach ehrwürdigen und noch älteren Quellen. Allerdings musste eben diese Lehre hinnehmen, dass aus ihren Reihen Stephan Albrecht [2003; vgl. Illig 2006] – mittlerweile Professor für Mittelalterliche Kunstgeschichte in Bamberg – demonstrierte, dass

auf diese Schriften so wenig Verlass ist wie auf Urkunden. So müsste eigentlich Glastonbury als ältestes Bauwerk an erster Stelle stehen, wäre doch die dortige „vetusta ecclesia“ aus Holz bereits im Jahre 166 – oder sogar noch früher von Aposteln – erbaut worden, leider 1184 abgebrannt, aber im 13. Jh. auf alt nachgebaut. Es gibt dort auch noch Fundamentreste einer angelsächsischen Kirche des 7. Jh. Doch wie alt sind sie wirklich?

William von Malmesbury steht mit seiner Schilderung von 1125 – *De antiquitate Glastoniensis ecclesiae* – bei den insularen Veraltern und Verfälschern ganz vorne. Seinen phantastischen Geschichten für Glastonbury folgte eine auf 601 gefälschte Urkunde, die dem hl. Patrick als vermeintlichem Klostergründer dort ein Zweitgrab sicherte, dann eine für 430, wiederum für Patrick. Eddius Stephanus verliert seine Realität, weil er im 8. Jh. einen Bau des vorigen Jahrhunderts wie einen des 12. Jh. beschrieb. Dann wurde für King Arthur ein fiktives Begräbnis und vor allem ein 1191 gefälschtes, beschriftetes Bleikreuz fabriziert. Schließlich erhöhte man Joseph von Arimathia zum Klostergründer im 1. Jh., was einfach nicht mehr zu überbieten war, allenfalls durch eine persönliche Intervention Jesu Christi. Nicht umsonst spricht Albrecht [92] bereits hinsichtlich der Patrick-Fälschungen von dem „Produkt eines ausgetüftelten, taktischen Kalküls“.

## Kirchen

Es gibt nun eine Vielzahl von Kirchen, die gleich nach der Missionierung Englands ab 597 errichtet worden sein sollen. Aus dem Wirrwarr unhinterfragter Kirchengründungen sind hier solche herausgesucht worden, von denen es noch nennenswerte Überreste gibt, die kritisch geprüft werden können. Daneben gibt es noch einen größeren 'Restbestand', der fallweise herangezogen werden kann, aber wohl nichts Zusätzliches zu den hier vorgestellten Befunden bringen wird. Das hier als Leitfaden herangezogene Buch von Robert Stoll [1977, urspr. 1966] zur romanischen Kunst auf den britischen Inseln bespricht 92 Kirchen. Es beschäftigt sich gleichermaßen mit der Vorromanik, kann allerdings keine zwei Dutzend Bauten vor 911 präsentieren.

Nun war England bereits unter den Römern christianisiert, weshalb auf der Synode von Arles (314) bereits drei Bischöfe von den Inseln vertreten waren; auch das Christentum als Staatsreligion sollte sich ab 395 bereits ausgewirkt haben. Weiter war aus Römerzeiten sowohl Steinbau als auch Münzwesen vertraut. Trotzdem ruht die Tradierung für fast 200 Jahre, was auch daran liegen mag, dass wir kaum Quellen kennen: „Wenig Kenntnisse über die Zeit zwischen 407 und 597 (spätere Quellen greifen mündliche Überlieferung auf > Mythologisierung)“ [Gärtner]. Die Jahreszahl 597 steht dabei für die durch Papst Gregor I. initiierte Missionierung Englands.

Die Reihenfolge unserer Betrachtung orientiert sich an den Datierungen durch die herrschende Lehre, die in grober Vereinfachung in der jeweiligen Kopfzeile vorangestellt werden. Ganz vorne hat Canterbury zu stehen: „Die St. Martin’s Church ist die älteste Kirche in England“ [wiki ↪ Welterbe im Vereinigten Königreich].

(Datierungen herrschender Lehren – die Mehrzahl ist angebracht – werden fettkursiv, die neuen Jahresangaben des Verfassers fett gesetzt.)

#### **Spätes 6. Jh., Canterbury, St Martin (Kent):**

Die Kirche wird dem **6. Jh.** zugeschrieben und könnte damit signalisieren, dass es bereits vor der römischen Missionierung in England Kirchenbauten gegeben hat. Die *Wikipedia*-Abbildung von bescheidenen Resten zeigt keine abwechselnden Schichten von Bruch- und Ziegelsteinen, sondern ein rechtes Flickwerk, das man nicht der Römerzeit bis 410 zuschreiben möchte. Die berühmte Kathedrale ist 1070 gleich daneben begonnen worden; sie ist Sitz des Erzbischofs-Primas, des geistlichen Oberhauptes der Kirche von England und der anglikanischen Kommunion [en.wiki ↪ Canterbury]. Erster Erzbischof war der vom Papst 597 gesandte Missionar Augustinus.

Der Bau kann tatsächlich der Zeit **vor 614** angehören.

#### **648, Winchester, Old Minster SS Peter and Paul (Wessex):**

Wie üblich leitet sich die präzise Datierung von schriftlichen Quellen ab: König Kenwahl habe die Kirche **648** gegründet; bereits um 660 sei sie zur Bischofskirche erhöht worden. Teile der Fundamente der ursprünglichen Abfolge Kirchenschiff – Chor werden dem 7. Jh. zugeschrieben, Anbauten und Ergänzungen dem frühen wie dem späten 10. Jh. [Laing, 96 f.]. Für Stoll [284] „wurde die damalige Kathedralkirche in der zweiten Hälfte des 10. Jhs. neu erstellt und ausgebaut“. Bereits ab 1070 begann unter den Normannen der nächste Bau, der darübergestülpt wurde und dadurch alte Substanz bewahrte. Für beide Laing [96] ist allerdings oberhalb der Fundamente so wenig Ursprüngliches erhalten, dass die zubehauenen Wandsteine nur gemutmaßt werden können. Insofern halten wir uns an das Urteil Stolls [285]: „Kein Bauteil der heutigen Kirche kann weiter zurück als bis ins **11. Jh.** datiert werden.“ Wenn man sieht, wie die ursprünglichen Fundamente mit Ziegelsteinen im Rasen nachgezeichnet werden müssen [en.wiki ↪ Old Minster, Winchester], kann man diesem Urteil nur zustimmen.

#### **654, Bradwell-on-Sea, St Peter (Essex):**

Der Grundriss entspricht dem angelsächsischen Zweizellenbau: Rechtecksaal und Chorrechteck, hier allerdings als Ostapsis. Denn grundsätzlich werden im

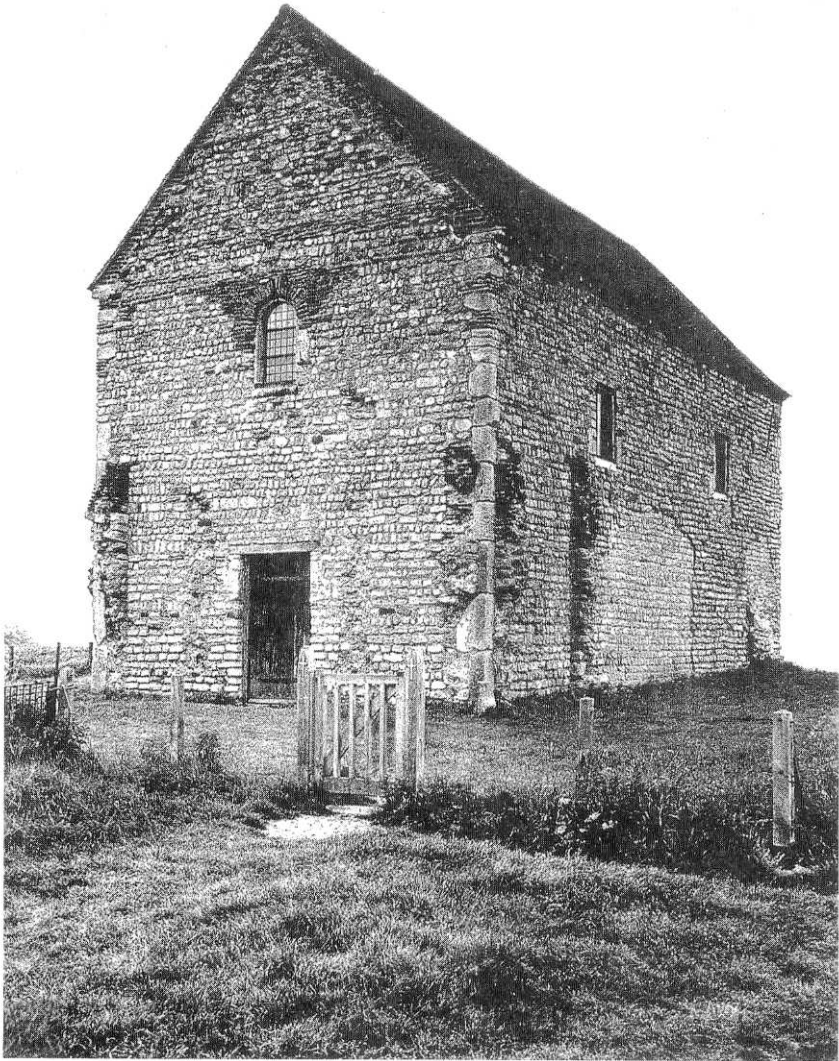


Abb. 1 **Bradwell-on-Sea**, Essex, St. Peter-ad-Murum [Stoll, Abb. 239]. Die Kantenquader sind noch nicht in „long-and-short“-Manier errichtet. Wegen Beda auf 654 datiert, jetzt um 614||911.

angelsächsischen Bereich zellenartige Gebetsräume aneinandergereiht: Zwei Zellen werden durch einen schmalen Arkadenbogen verbunden; so entsteht ein Kirchenraum mit Chor. Bei der Dreizellen-Kirche wird im Westen eine weitere Zelle, auch in Form eines Portalbaus oder eines Turms, angefügt; außerdem kann die Anlage auf Nord- wie Südseite um je einen Portikus erweitert werden, so dass ein Pendant zur Kreuzkirche entsteht [vgl. Stoll, Abb. 16 f.]. Auch Bradwell ist so gestaltet worden.

Hier sind die Proportionen (16,50 x 8 m bei 7,30 m Mauerhöhe) weniger steil als bei vielen angelsächsischen Kirchen bis 1066. Die Kirche steht an der Stelle von bis zu vier Meter starken Mauern und Toren einer römischen Befestigung direkt an der Nordsee („Bradwell-iuxta-mare“),

„gebaut aus römischen Backsteinen, römischen Hausteinen und wenigen römischen Eckquadern, die zum Teil noch die Löcher des römischen Hebezeuges aufweisen“ [Stoll, 352].

Offiziell wird sie als Gründung von Bischof Cedd, **654**, gesehen. Die Widersprüche innerhalb der angelsächsischen Datierungen müssen wir nicht schlichten, sondern wir weisen nur auf sie hin. Nachdem der Bau die Dänenzeit einigermaßen unbeschadet überstanden hat – „still stands intact“ bis heute [Wood, 179] – und erst nach 1066 von Benediktinern übernommen wird, stammt sie wahrscheinlich aus dem **10. Jh.**, könnte aber auch bereits vor 614 entstanden ist.

### **669, Reculver, St Mary (Kent):**

Die Kirche, deren Terrain sukzessiv dem Meer zum Opfer fällt, soll aus dem 7. Jh. stammen, doch haben sich allein die Fundamente erhalten [Stoll, 277], die einer Zweizellenkirche wie der von Bradwell-on-Sea entsprechen. Sie soll aus Königsbesitz [Wood, 74] und aus dem Jahr **669** stammen.

Zu sehen sind heute die „Twin Towers“, die jedoch erst seit dem 12. Jh. aufragen. Die Kirche steht im ehemaligen Römerlager, das +45 angelegt, im 2. Jh. erweitert und dann in die Befestigungen der Sachsenküste integriert worden ist. Der Mauerrest, der bei *Wikipedia* die Kirche des 7. Jh. repräsentiert, ist mit seinen zwischen die Bruchsteine eingefügten, in Mörtel gelegten Ziegelsteinlagen eindeutig römischen Ursprungs. Insofern könnte es ebenso gut sein, dass sich hier ein Bauwerk der Römerzeit erhalten hat.

### **672, Ripon, St Peter (Northumbria):**

Die sich bei *Wikipedia* widersprechenden Jahreszahlen werden hier versuchsweise geordnet. Für 657 wird vom Bau einer Klosteranlage unter Abt Eata gesprochen, mit einer Holzkirche, die auch der hl. Cuthbert betreten habe. **672** ließ Wilfrid, der spätere Bischof von York, die steinerne St. Peter-Kirche

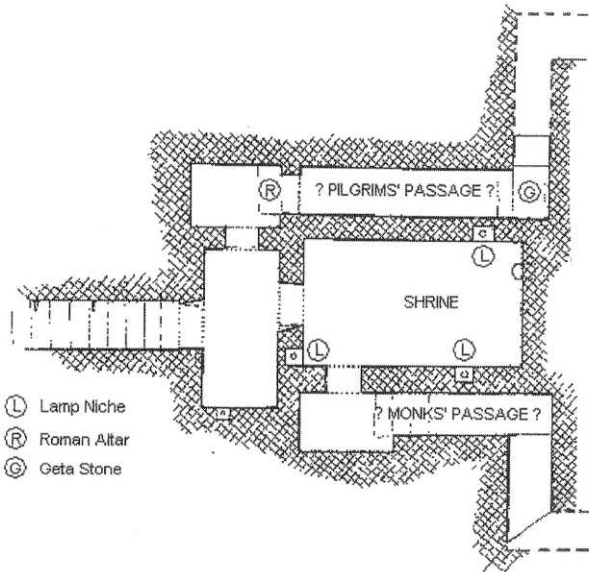
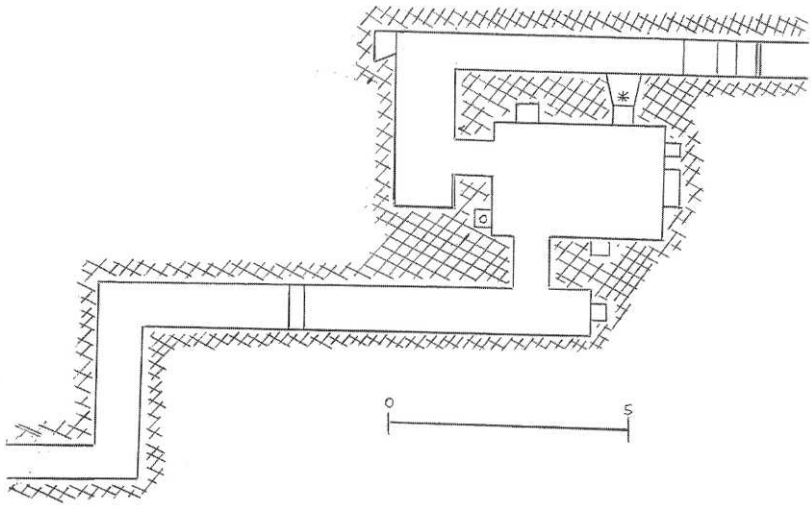


Abb. 2 u. 3 Die verwinkelten Krypten von **Ripon** (oben, \* für 'St Wilfrid's Needle') und **Hexham** [Zeichnung HI; hexhamabbey]

mit Hilfe von Handwerkern aus Frankreich und Italien errichten. Das wird uns von seinem Zeitgenossen Eddius Stephanus berichtet, der allerdings bei Glastonbury seine Glaubwürdigkeit eingebüßt hat (s.o.). Wilfrid war jener Priester, der auf der zwischen Rom und Irland vermittelnden Synode von Whitby, 664, die härteste anti-irische Position vertreten hat und dafür zum Bischof von Northumbria erhoben worden ist [Stoll, 328]. Wie das Bauwerk die dänische Besatzungszeit überdauern konnte, ist unbekannt. 948 wurde der angelsächsische Bau durch den englischen König Eadred im Kampf mit Erich Blutaxt zerstört. Der bald darauf errichtete dritte Bau, von dem nichts Konkretes bekannt ist, wurde 1069 durch Wilhelm den Eroberer zerstört, der nächste Bau 1080 errichtet, dann 1181 zerstört 'and so on'.

Von der angelsächsischen Kirche hat sich nur die Krypta, die älteste vollständig erhaltene im Land, erhalten. Sie bildet ein kleines Labyrinth, gebaut wie eine altägyptische Grabanlage: mit Abstiegstreppe, abgewinkeltem Gang zur Hauptkammer für die Aufbewahrung und Anbetung der Reliquien, von dort ein zweimal abwinkelnder Gang zum Ausgang. Er lässt sich auch durch ein 'Schlupfloch' von der Hauptkammer aus erreichen: „Wilfrid's needle“ oder besser gesagt Nadelöhr [Hallett, 73]. Kammern und Gänge sind aus Hausteinen errichtet und mit Steinplatten überdeckt bzw. rund gewölbt.

Da eine Ähnlichkeit mit der Confessio von St. Peter in Rom gesehen wird [Hallett, 75], die unter Gregor d. Gr. um 600 entstand, ließe sich diese Krypta von uns mit guten Gründen als ein Bau kurz vor oder nach **614||911** sehen.

#### **674, Hexham, Krypta der Prioratskirche (Northumbria):**

Hier geht es um ein Pendant zu Ripon, denn auch Hexham soll vom hl. Wilfrid (ca. 630–709) errichtet worden sein, auch hier blieb vom 'Urbau' (674) nur die Krypta erhalten, während die Kirche (in diesem Fall) 875 von den Dänen zerstört worden wäre. Der erhaltene frühgotische Neubau aus der Zeit ab 1100, der im 19. Jh. noch einmal kräftig verändert worden ist, erlaubt keinen Vergleich mit der verlorenen angelsächsischen Kirche.

Die Krypta ist noch komplizierter angelegt als das Gegenstück von Ripon: Vor der Hauptkammer lässt eine Vorkammer eine Passage nach links durch eine weitere Kammer zu, während von der Hauptkammer aus ein dreifach abgewinkelter Gang betreten werden kann; diese Passagen standen teils den Pilgern, teils den diensttuenden Mönchen zur Verfügung. Die Gänge sind mit großen Steinplatten flach gedeckt, die Kammern mit Hausteinen tonnengewölbt, die größte misst 4,20 x 2,45 m. Die Steine sind von der Römerstation Corstopitum geholt worden [Stoll, 328].

Analog zu Ripon ist der Bau kurz vor oder nach **614||911** zu sehen.

An dieser Stelle ist des *hl. Cuthberts* zu gedenken, der Bischof von Hexham ebenso wie Abt von Lindisfarne wurde und dort 687 starb; er hätte hier an



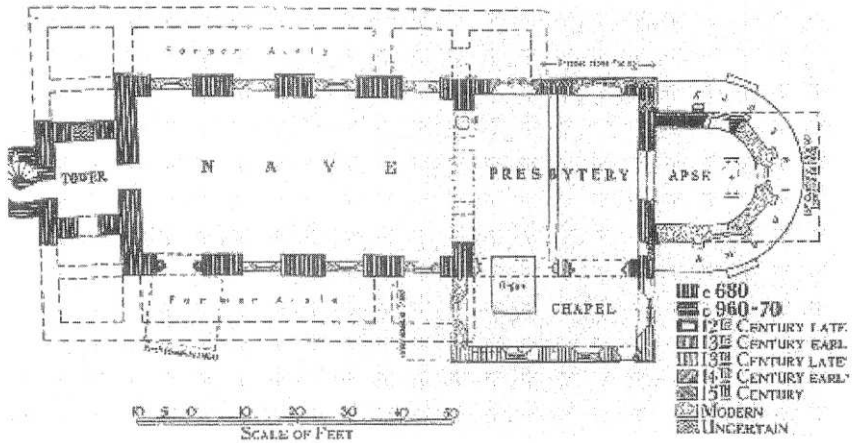
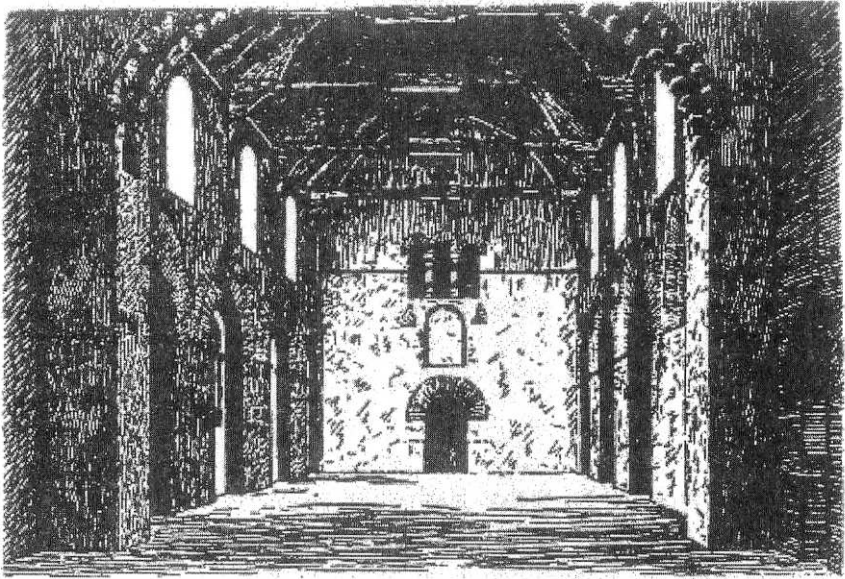


Abb. 4 Brixworth, die ursprünglich größte angelsächsische Kirche, heute ohne Seitenschiffe, dafür mit Turmgeschoss ab 970. Inneres und Grundriss [british-history]

Northumbrias Ostküste 651 eine erste Holzkirche errichtet [Stoll, 325]. Sein Steinsarkophag wurde neben dem Altar im Boden eingelassen. **698** wurde sein unverwester Leichnam erhoben und in einem oberirdischen Sarkophag verwahrt. Während der Wikingerwirren flüchteten 875 die Mönche von Lindisfarne mit Cuthberts und anderen Reliquien und irrten sieben Jahre mit einem roh geschmückten, noch heute erhaltenen Holzсарg herum [vgl. Siepe, 81 f.]. Dann gründeten sie gegen 883 in Chester-the-Street von neuem ein Kloster und bestatteten den Heiligen dort. **995** wurde er erneut umgebettet, diesmal nach Durham in eine für ihn errichtete Kirche, 1104 dann in die neue normannische Kathedrale von Durham. 1540 wurde der Sarkophag aufgebrochen und der noch immer unverwester Körper hinterm Altar unter einer Marmorplatte bestattet. Bei der bislang letzten Graböffnung im Jahr 1826 fand sich nur ein Skelett; „James Raine entlarvte den angeblich überlieferten Körper des Heiligen als fromme Fälschung“ [en.wiki → Cuthbert of Lindisfarne]. Die Umbettungen von 698 und 995 liegen phantomzeit-trächtige 297 Jahre auseinander, was erst Franz Siepe [2002, 81 f.], dann Renate Laszlo [2010, 156] bei ihren Würdigungen des hl. Cuthberts auffiel.

#### **675, Brixworth, All Saints (Mercia):**

Dieser Kirchenbau ist chronologisch heftig umstritten. Seine Ringkrypta gemahnt an jene von Alt-St.-Peter in Rom und wird deshalb wie diese **um 600** gesehen. Die Kirche soll jedoch erst **675** gegründet worden sein, weil das Petrus Candidus im 12. Jh. berichtet hat [Stoll, 345]. Doch nicht alle Wissenschaftler sehen Brixworth wie etwa Wood [98] im 7. Jh.; „viele ziehen ein Datum im achten oder neunten Jahrhundert selbst für das Kirchenschiff vor“ [Laing, 96], so auch Capelle [90] mit spätem 8. Jh. oder Wilson [59] mit „spätes 8. oder frühes 9. Jahrhundert“. <sup>14</sup>C-Messungen eröffnen sogar eine Zeitspanne von 830 bis 990 [Laing, 97]. Da es sich für Sir Alfred Clapham, *den* Fachmann für romanische Architektur Englands, um „the finest building“ seiner Zeit nördlich der Alpen handelt [Laing, 96], ist die Unsicherheit bei der Datierung um so auffälliger.

Der Bau entsprach dem basilikalen Schema: dreischiffiges Langhaus, Presbyterium in Breite des Mittelschiffs, etwas eingezogener polygonaler Ostchor, dazu ein zweigeschossiger Westbau [Stoll, 345]. Mit der ursprünglichen Gesamtlänge von 42,70 m und einer Gesamtbreite von 18 m ist sie die größte erhaltene und eine der ältesten angelsächsischen Kirchen. Doch wurden im 10. Jh. oder noch später [Capelle, 90] die Seitenschiffe abgebrochen und die Mittelschiffarkaden mit römischen Ziegeln unbekannter Herkunft vermauert, die Apsis erneuert und der Westbau zum Turm erhöht, ergänzt um einen Treppenturm.

Basilika, Westbau und Größe lassen aufhorchen: Es handelt sich – wenn man die fromme Gründungslegende beiseite lässt – ganz offensichtlich um eine Kirche des **10. Jh.** mit ottonenzeitlichem Westbau. Dafür spricht auch die Gründung des neuen Münsters von Winchester, das 903 als erste Basilika auf den Inseln gebaut worden sein soll [Laing, 144]. Sofern die Krypta einem älteren Kirchenbau entstammt, könnte sie tatsächlich um 600 entstanden sein.

Ein Zitat zu Brixworths Patrozinium, das in seinem umfassenden Anspruch überraschen könnte.

„Der oströmische Kaiser Phokas schenkte das Pantheon im Jahre 608 dem Papst Bonifatius IV. Am 13. Mai 609 wurde das Pantheon als Sancta Maria ad Martyres zu einer dem Gedenken aller Märtyrer gewidmeten Kirche geweiht – dies ist der Ursprung des seit dem Jahre 835 begangenen Festes Allerheiligen.“ [wiki ↔ Pantheon]

Es wäre aus diesem Grund überraschend, wenn schon zuvor Kirchen ‘allen Heiligen’ gewidmet worden wären. Allerdings wäre die Einführung des Allerheiligentages im frühen 10. Jh., auch bereits bei oder kurz nach Übergabe des Pantheons plausibel, um die heidnische Vorstellung aller Götter („Pantheon“) zu überwölben und christlich zu überhöhen.

#### **674, Monkwearmouth, St Peter (Northumbria):**

Weil Monkwearmouth und Jarrow eine Einheit gebildet haben, die nicht auseinander gerissen werden sollte, rangieren beide gegen ihre Datierung *nach* Brixworth.

Nur 7 km lagen die beiden Klöster auseinander, nacheinander von Benedict Biscop gegründet. Für Monkwearmouth geschah das **674**; so entstand mit St Peter „one of the oldest churches in Great Britain“ [en.wiki ↔ Monkwearmouth-Jarrow Abbey], errichtet von fränkischen Handwerkern, die zusätzlich die Technik für Glasfenster mitbrachten und hier auch installierten. Über die angelsächsischen Baureste lässt sich streiten: Beide Laing [93] sehen nur die Kirche als ursprünglich. Sie misst 20 x 5,5 m und zeigt demnach bei einer Höhe von 10 m die steilen angelsächsischen Proportionen. Ein bereits vorhandener Rundbogen wurde im späten 10. oder 11. Jh. in einen angebauten Turm integriert [Laing, 93 und 10. Farbabb.]. Dieser Bogen ist verwandt mit dem Westportal von St German’s in Cornwall, doch der stammt erst aus der Zeit 1150–1200 [Stoll, 289].

Andererseits wird die eigentliche Kirche weder von Stoll noch Laing als Relikt des 7. Jh. angesprochen. Auch *Wikipedia* sieht die Kirche zwar als sehr alt, beschäftigt sich aber nur mit ihrem Turm, der erst für die Zeit nach 1066 aufgeführt wird [en.wiki ↔ Monkwearmouth-Jarrow Abbey]. Wilson [212] ordnet den seit 674 erhaltenen Bestand anders: Es handle sich um die Fundamente des

Kirchenschiffs, den unteren Teil des Turms und um ein Stück der Westwand. Das heutige Kirchengebäude besteht aus zwei parallelen Schiffsbauten, die vom Äußeren her rein gotisch aussehen. Das demonstriert die datierungsmäßige Breite, vulgo Unschärfe in Britannien.

Da die Wikinger 799 das Kloster geplündert haben sollen, wäre ein damaliger Totalverlust nicht überraschend. Insofern ist der Bau mit guten Gründen dem **10. Jh.** zuzuschreiben.

### **685, Jarrow, St Paul (Northumbria):**

Das Zwillingskloster war die Wirkungsstätte von Beda Venerabilis (673–735). Der trat schon als siebenjähriger Knabe dem Kloster Wearmouth bei, um 691 nach Jarrow überzuwechseln, das er ab da kaum mehr verließ. Von ihm stammen fast alle kirchengeschichtlichen Details Englands bis 731. Allerdings ist gerade das Wissen um die christlichen Anfänge im 5. Jh. „erst zehn Generationen später niedergeschrieben worden“ [Capelle, 13].

Die ursprüngliche Kirche wurde 1788 abgerissen. Erhalten hat sich in dem imitierenden Neubau des 19. Jh. eine Chorkapelle von **700**, die ursprünglich nicht zur Kirche gehörte, aber mittels eines Turms mit ihr verbunden worden war. Sie ist aus römischen Steinquadern erbaut, die vom Lager Southshields herbeigebracht worden sind. Dieser Turm ähnelt datierungsmäßig dem von Monkwearmouth: Sein Untergeschoss soll aus der Zeit um 800 stammen, der obere Teil dagegen von 1074 [Stoll, 326]. Die Wikinger haben das Kloster 794 zerstört. Das im 19. Jh. erneuerte Ensemble ist eigenwillig: Zwei in Reihe stehende Kirchensäule, dazwischen der Turm. Die Fenster der älteren Kirche wurden zugemauert, an Stirnseite und Seitenwand jeweils ein großes gotisches Fenster geöffnet.

Das heutige Ensemble präsentiert drei datierungsmäßige Highlights. „Eine Wand der Kirche birgt das älteste farbige Glasfenster der Welt, aus der Zeit um 600 AD“ [en.wiki ↔ Jarrow]. Das muss verblüffen, nachdem die dafür zuständigen Handwerker erst 674 aus dem Frankenland eintrafen; doch 'auf dem Kontinent' wird noch immer verzweifelt darum gekämpft, den Franken wenigstens für den späten Karl d. Gr. Glasfenster zu bescheren, die bei realistischer Sicht erst ab 1000 auftreten [vgl. Illig 1996, 74].

Dann wundert es nicht, wenn auch die älteste Widmungstafel Englands an der Wand der neugebauten Kirche prangt: Sie bezieht sich auf das 15. Jahr des Königs Ecgrith und wird deshalb auf 685 umgerechnet [Laing, 93; Stoll, 326]. Diese Tafel wirkt aber von der Schriftgestaltung her deutlich jünger; selbst das 19. Jh. erschiene nicht ausgeschlossen.

DEDICATIO BASILICAE  
SCI PAVLI VIII KL MAI  
ANNO XV ECFRIDI REG

CEOLFRIDI ABB EIUSDEM O  
Q ECCLES DO AVCTORE  
CONDITORIS ANNO III

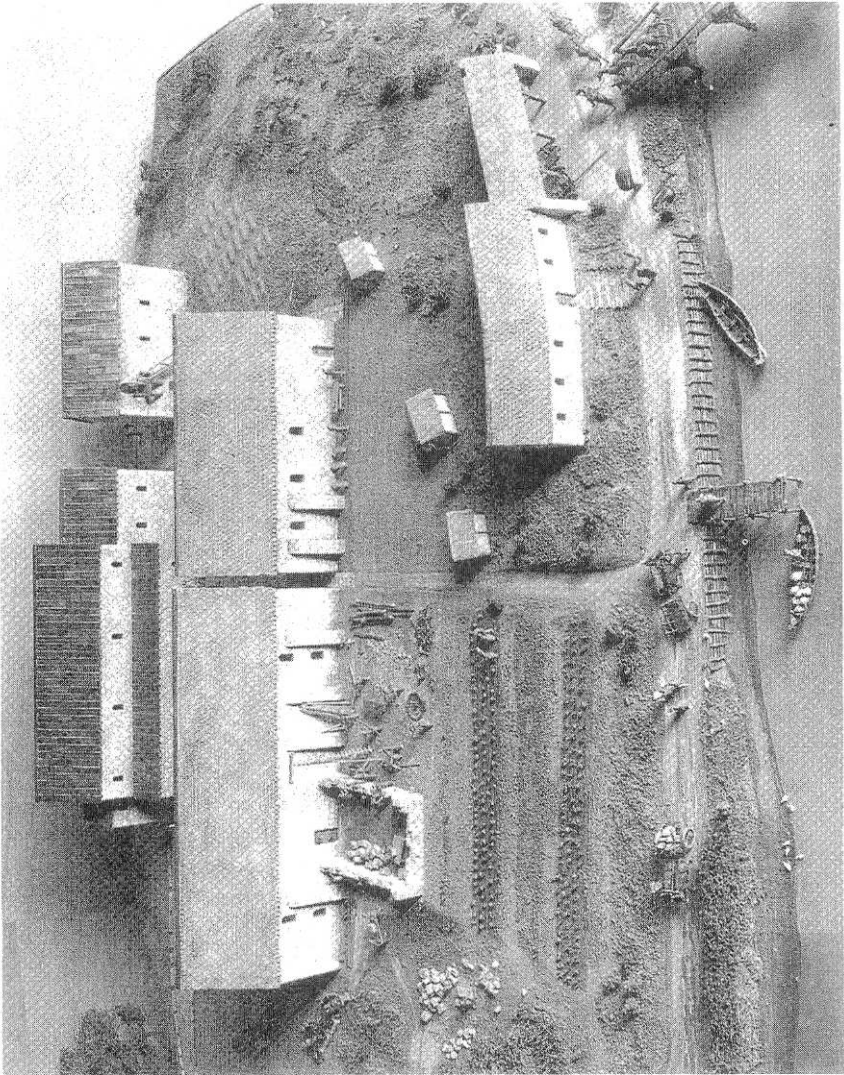


Abb. 5 Das rekonstruierte Kloster **Jarrow**: hinten (im Norden) die Kirche und rechts davon eine Kapelle, die später durch einen Turm vereint worden sind, davor vielleicht Refektorium und Kapitelhaus, rechts vorne vielleicht ein Gästehaus. In dieser Anlage hätte Beda im 7./8. Jh. gelebt. Anlage eher 10. Jh. [Campbell, 74].

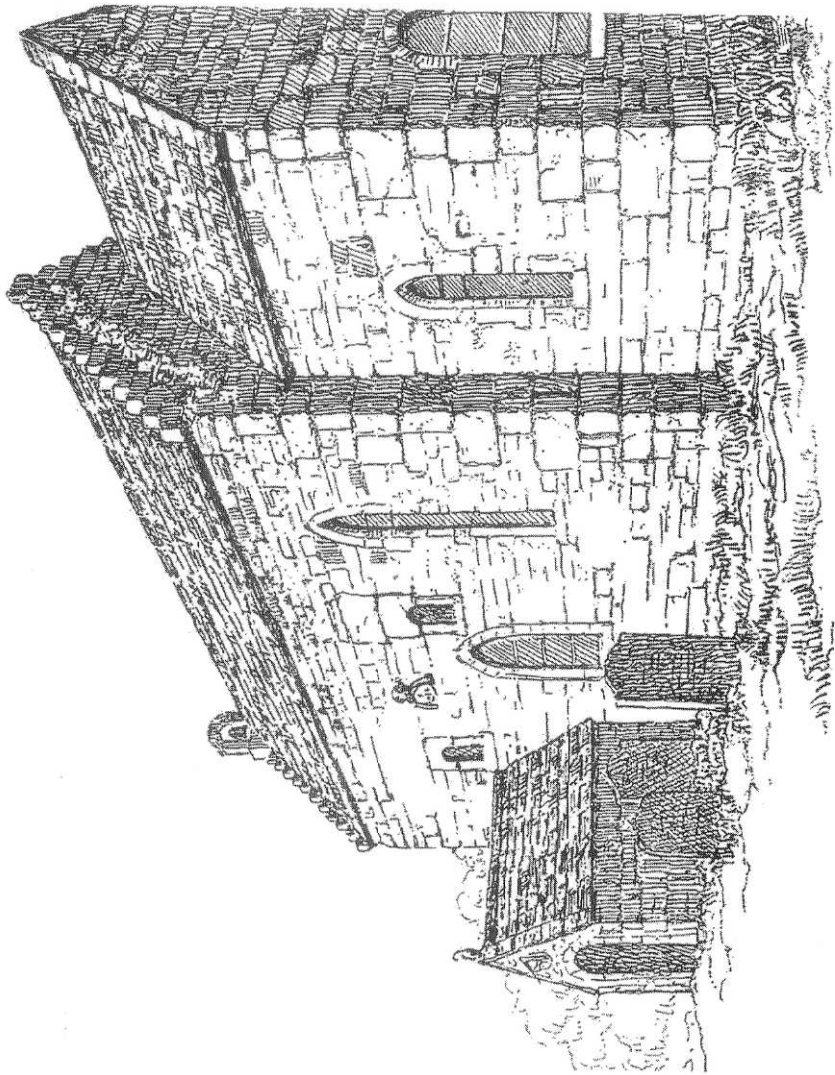


Abb. 6 **Escomb**, St John, Zeichnung [wiki ↪ Escomb Church]. Vom 7. Jh. in die Zeit um 1000.

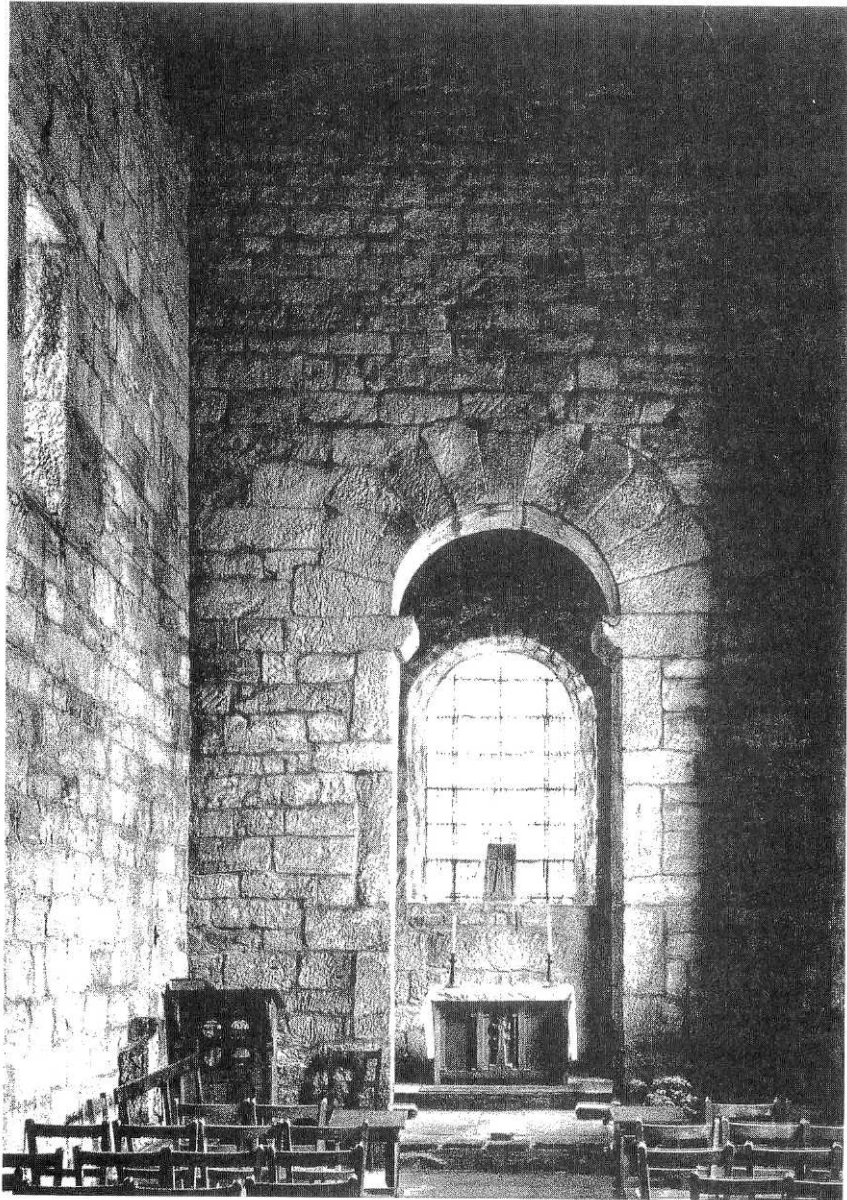


Abb. 7 **Escomb**, St John, Chorbogen im typischen 'long-and-short-work' Escombs  
[Stoll, Abb. 173]

Das Verwundern wächst, wenn man liest: „Zur Zeit seiner Gründung galt es [das Kloster Jarrow] als das einzige Lern-Zentrum in Europa nördlich von Rom“ [en.wiki ↔ Jarrow]. Zur Zeit seiner Gründung, 685, wäre allerdings sein erster und größter Gelehrter erst 12 Jahre alt gewesen. Rom selbst wurde sehr spät ein Zentrum der Gelehrsamkeit, erhielt es doch erst 1303 die erste, päpstliche Universität: „La Sapienza“. Die Universität Salerno bestand für Medizin seit 1057, Bologna primär für Jurisprudenz seit 1088. Deutschsprachige Universitäten wurden freilich erst ab 1348, Prag, gegründet.

Zumal Türme in heutiger Sicht erst ab dem späteren 10. Jh. gebaut werden, erscheint insgesamt der Baubeginn im **10. Jh.** gerechtfertigt.

### **700, Escomb, St John (Northumbria):**

Diese Kirche gehört zu Jarrow und Monkwearmouth und ist der am besten erhaltene Bau unter den frühen angelsächsischen Kirchen. Auch er ist bei einem Grundmaß von 13,2 x 4,5 m sehr steil; auch er wurde aus römischen Steinen, ja sogar in römischer Bauweise gefügt. Denn der Chorbogen mit seinen sternförmigen Keilsteinen könnte sogar direkt von einem römischen Gebäude übernommen worden sein. Andererseits besitzt er eine angelsächsische Eigenheit. Während die äußeren Kanten aus über Eck liegenden Quadern gefügt sind, zeigt der Chorbogen den Wechsel von abwechselnd senkrecht und waagrecht gestellten Quadern – das „long and short-stripwork“ von Escomb an Ecken und Kanten. Womöglich war der Bau von Anfang an verglast [Capelle, 88].

Die bisherige Datierung ist ziemlich unklar. Einerseits wäre eine Errichtung zeitlich parallel zu Monkwearmouth und Jarrow zwingend zu erwarten, also zwischen 674 und 700. Doch weil der ‘allwissende’ Beda diese Kirche nicht erwähnt, sähe man das Jahr 735 – nach seinem Tod – als wahrscheinlicher an. Die beiden Taylor [1965] legen sich in ihrem Buch über *Anglo-Saxon Architecture* nur auf eine Zeitspanne von 650 bis 800 fest [en.wiki ↔ Escomb Church]. Capelle [88] geht von 7. Jh. aus, Stoll [333] vom „Anfang des 8. Jhs.“. Nicht nur, weil Escomb die besterhaltene Kirche der Dreiergruppe ist, sieht er sie „für die Geschichte des Kirchenbaus in England, wie überhaupt die des christlichen Kirchenbaus, von besonderer Bedeutung“ [Stoll, 333]. Setzen wir deshalb eine Erbauungszeit **um 700 an**.

Einen entscheidenden Hinweis kann das „long and short stripwork“ geben. Es „scheint sich ungefähr um 1000 gut etabliert zu haben: Der Turm von »Allerheiligen«, Earls Barton (Northants) ist das berühmteste Beispiel“ [Ward, 370]. Dessen ‘Turm’ entstand Ende des 10. Jh. [Stoll, 345; en.wiki ↔ All Saints’ Church, Earls Barton], etwas früher als der gleichgebaute von **Barton-on-Humber**. Weil die Idee mit dem Quaderwechsel keine 300 Jahre zu seiner Etablierung brauchte, setzen wir für Escomb das **10. Jh.** an.



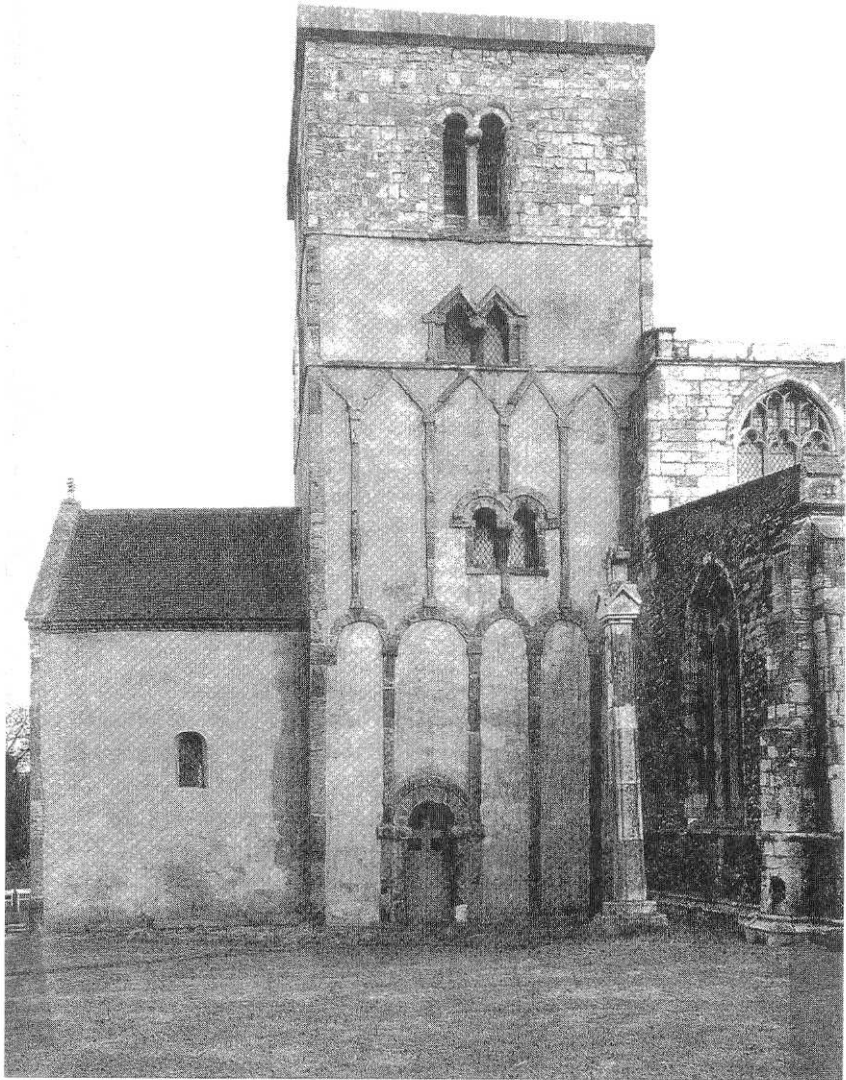


Abb. 8 **Barton-on-Humber**, St Peter's, oberstes Stockwerk nach 1066 [Campbell, 161]. Sie wird ohnehin um 1000 angesetzt.

### **700, Repton, St Wystan (Mercia):**

Unklar ist, ob die Doppelabtei für Nonnen und Mönche um **600** oder um **660** gegründet worden ist. Für die erhaltene Bausubstanz ist das irrelevant, wird doch die Krypta als ältester Bauteil entweder **um 698** als Krypta [Stoll, 328], vor 740 [en.wiki → Repton Abbey] oder gegen 750 [Capelle, 90] als Baptisterium errichtet. Dieses wäre erst zu einer Krypta und dann zu einem königlichen Mausoleum umgebaut worden, das zunächst König Æthelbart († 757) als Grablege diente, dann auch König Wiglaf (839) und Prinz Wigstan († 840, hier bestattet 849). Wiglaf soll Chor und Krypta renoviert haben. Im 9. Jh. wäre die Kirche unter Einbeziehung der Krypta nach Osten erweitert und Nord- und Südportikus angefügt worden, doch 873 wurde die Abtei durch das Große Heer zerstört. 40 oder 50 Jahre später wäre die Abteikirche als Pfarrkirche wieder hergerichtet worden; ab dem 12. Jh. entstand die neue Abtei und die St Wystan's Church [en.wiki → Repton Abbey].

So wie sich die Krypta heute mit ihren Kreuzgratgewölben und den schwer-plumpen Kapitellen präsentiert, kann sie dem **späten 10. Jh.** zugerechnet werden; die Grablagen sind verschwunden, insbesondere die Gebeine des zu den Heiligen gerechneten Wigstan wurden vor 1035 nach Evesham Abbey verbracht.

### **700, Bradford-on-Avon, St Lawrence (Wessex):**

Hier treffen wir auf eines der berühmtesten Baudenkmäler aus den *dark ages*, für Torsten Capelle [88] eine von drei gut erhaltenen Kirchen dieser Zeiten. Lange unbeachtet und verbaut, wurde der Kern im 19. Jh. herausgeschält und freigelegt. Die Datierung der unteren Teile ins frühe 8. Jh. [Stoll, 290] respektive in die Zeit **um 700** [en.wiki → St Lawrence (Bradford-on-Avon)] oder vermutlich ins **7. Jh.** [Capelle, 88] und der hl. Aldhelm als Bauherr leiten sich von den *Gesta regum anglorum* Wilhelms von Malmesbury her, auch wenn der direkte Bezug zu diesem Bauwerk nicht hergestellt werden kann. Abweichend ist die allerdings nicht akzeptierte Meinung von Richard Fletcher [1989], für den „die Kirche ungefähr aus dem Jahr 1000 datiert“ [Fletcher lt. Laszlo 2006, 444], ebenso von Campbell [72] vertreten.

Ursprünglich bestand sie aus einem kleinen rechteckigen Saal (7,80 x 3,95 m und einer Wandhöhe von 6 m) und einem ebenso geformten, etwas schmälere Chor, dazu Nord- und Südportikus, wobei jeder der steilen Räume nur durch ein einziges Fenster erhellt worden ist. Der Chorbogen ist bei einer Breite von nur 1,07 m fast 3 m hoch [Stoll, 290]. Heute fehlt der Südportikus, während die Westwand des Schiffs neu aufgeführt worden ist.

Die durchgehende Quaderbauweise verweist auf jenes 10. Jh. [vgl. Illig 1999, 108 f.], an dessen Ende auch die oberen Passagen mit Blendbögen geschmückt und die Fenster verändert wurden. Da die Quaderwände völlig ungestört bis

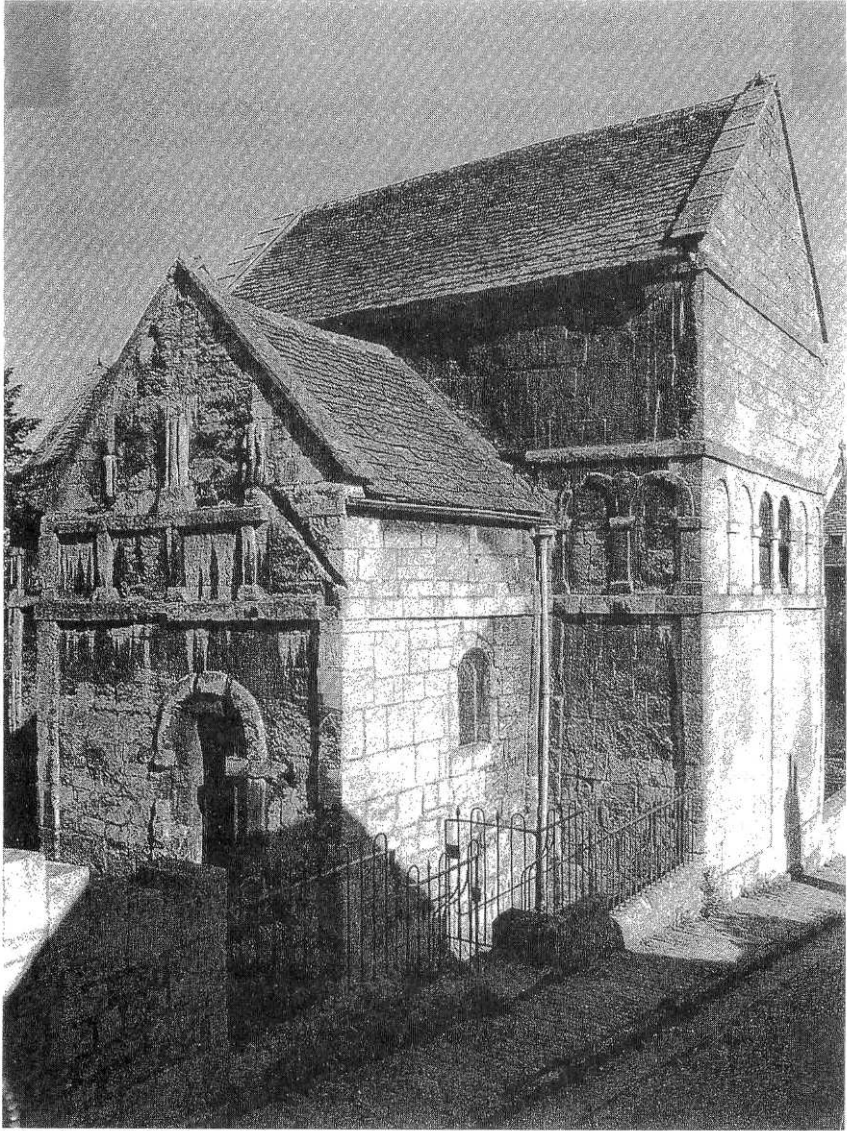


Abb. 9 **Bradford-on-Avon**, St-Laurence, vor dem Schiff der Nord-Porticus [Campbell, 72]. Vom frühem 8. Jh. oder um 1000 tatsächlich ins späte 10. Jh.

zum heutigen Dach hinaufsteigen, muss die Kirche der Zeit dem späten **10. Jh.** zugeschrieben werden.

### **800, Breedon-on-the-Hill, St Mary and St Hardulph (Mercia):**

Auf dem Gelände einer eisenzeitlichen Höhenburg entstand nacheinander eine Einsiedelei, dann um 676 ein Kloster, das im 12. Jh. erneut gegründet worden ist [en.wiki ↔ Breedon on the Hill]. Von dem ursprünglichen Kloster hat sich keine nennenswerte Architektur erhalten, wohl aber andernorts verwahrte Steinreliefs. Stoll [Abb. 119] zeigt eine der Platten:

„Typisch für die hohe und oft fast tänzerisch bewegte Kunst von Mercia dieser Zeit um 800 ist das abgebildete Relief mit den zwei Heiligen in schmaler Hochrechteckform. Wie auf den Zehen treten sie vor; ihre Gewänder fallen in spielenden Falten um die feinen Glieder, und in den Händen halten sie Zweige mit den gehöhlten Blättern, die in der Reliefweise jener Zeit geradezu modisch waren. Die beiden sind sich zugekehrt wie in privatem Gespräch, und ihr Alter ist deutlich auszumachen. Ihre Haltung scheint dem Leben, einem gepflegten höfischen Leben, abgelauscht. Noch in diesem von den Zeiten geprägten Zustand der Überlieferung gibt dieses Reliefstück Zeugnis für die hohe Blüte einer Bildhauerschule, die sich ihrer Nachbarschaft zur karolingischen Renaissance nicht zu scheuen braucht“ [Stoll, 307].

Es ist erstaunlich, wie fromme Legenden selbst den kritischen Blick eines kenntnisreichen Kunsthistorikers wie Robert Stoll trüben können. Selbstverständlich ist das keine karolingerzeitliche Arbeit, sondern für den unvoreingenommenen Betrachter, der die schrittweise Entwicklung von unbeholfenen, starren Figuren hin zu belebten, ja beschwingten menschlichen Darstellungen in weiten Bereichen Europas kennt, eine feine Arbeit der Hochromanik des **12. Jh.**, vermutlich noch etwas jünger als die Heiligen am berühmten ‘Bestienportal’ von Kilpeck, das in die Zeit um 1150 datiert wird [Stoll, 300]. Das lässt sich indirekt durch Stoll selbst beweisen. Denn er sieht bei anderen dieser Platten Züge, die über die Arbeiten eines Meisters von Rowstone hinausgehen. Diese sind deutlich steifer angelegt als jene von Breedon und werden von Stoll [304 f.] ‘sicherheitshalber’ nicht datiert. *En.Wikipedia* [↔ Rowstone] zählt sie dagegen zu den Arbeiten der „Herefordshire School“, einer hypothetischen (!) Gruppe von Steinmetzarbeiten des 12. Jh. [en.wiki ↔ Herefordshire School]! Und es gilt:

„So stehen wir vor dem Hauptproblem angelsächsischer Skulptur: Es ist klar, dass nur sehr wenig von ihr datiert werden kann“ [Wilson, 53].

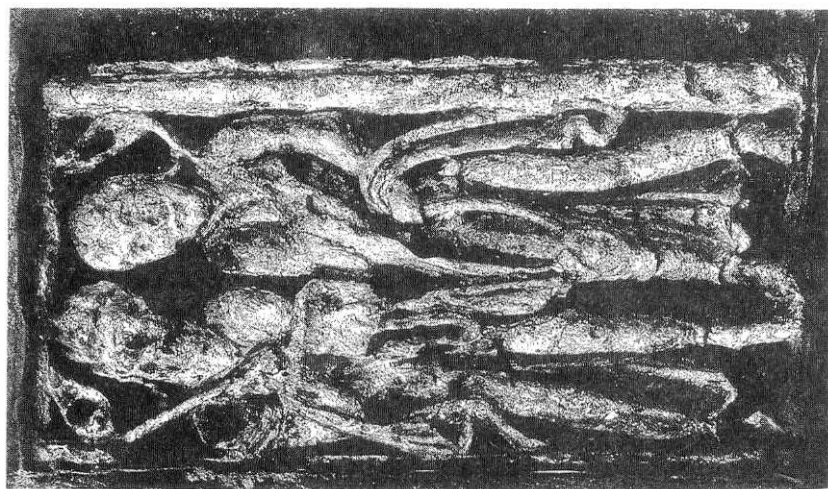


Abb. 10 **Breedon-on-the-Hill**: Die linke, beschwingte Platte sei scheinbarer Beleg für die karolingerzeitliche Entstehung um 800 [Stoll, Abb. 119; Campbell, 113], tatsächlich im hochromanischen 12. Jh. anzusetzen. Die gleichzeitig (!) gesehene Muttergottes dürfte dem 11. Jh. angehören.

### **800, Bishopstone, St Andrew (Sussex):**

Heute Dorfkirche für ca. 200 Einwohner, hat die einstige Kathedrale eine bewegte Geschichte:

„Ende des 11. Jhs. hatte der Bischof von Chichester hier einen Sitz. Der jetzige Bau ist das Ergebnis mancher Um- und Zubauten, nördliches Seitenschiff und Chor der Kirche sind spätromanisch (Transitional) um 1200. Der erste Bau, und ihm ist die heutige Vorhalle zuzuzählen, stammt aber aus anglo-sächsischer Zeit **um 800**: ein rechteckiges Langhaus, geradegeschlossener Chor und nördlich wie südlich je ein rechteckiger, mit der Schmalseite an das Kirchenschiff anstoßender Raum“ [Stoll, 281; Hvhg. HI].

Die englische *Wikipedia* [→ Bishopstone, East Sussex; Hvhg. HI] klingt weniger entschieden: „The church, dedicated to Saint Andrew, *is thought* to date from the 8th century, and *may well* be the oldest in the county.“

Das Portal des Südvorbau wird von einfachen Kapitellen gestützt; darüber zieht ein unbeholfenes Zickzackband, eigentlich ein Band aus Romben hin. Wenn wir bedenken, dass Einigkeit darüber besteht, dass die eigentlichen Zickzackbänder eine spezifisch englisch-normannische Erfindung aus der Zeit um 1110 sind [Stoll, 296], so fällt es schwer, mit der Datierung gleich um 300 Jahre zurückzugehen, zumal das bei Stoll [Abb. 35] gegenüber positionierte Bild eines Taufbeckens ein ganz ähnliches Rombenband zeigt, aber dem 12. Jh. zugewiesen wird (Brighton, St Nikolaus, Sussex).

Hier wird eine Datierung ins **11. Jh.** vorgeschlagen.

### **9. Jh., Brigstock, St Andrew (Northumbria):**

Hier ist einmal mehr eine angelsächsische Dreizellenkirche gebaut worden, mit einem mittleren Saalbau von 12 m Länge. Im Osten dürfte es einen rechteckigen Chor gegeben haben, im Westen einen gleichgroßen Vorbau, der um 1000 zum Turm erhöht und um einen Treppenturm ergänzt worden ist. Die Ecken des Mittelbaus sind mit long-and-short-Quadern betont. Aber dieses nur zum Teil erhaltene Ensemble wird nicht dem 7., sondern dem **9. Jh.** zugeschrieben [Stoll, 345]. Noch weiter geht der *Corpus of Romanesque Sculpture*, der von dem Ensemble nichts Älteres als aus dem **11. Jh.** vorstellt [brigstock].

Aus unserer Sicht ist das **10. Jh.** vorzuschlagen.

### **9. Jh., Wing, All Saints (Wessex):**

Diese Kirche ähnelt in Grund- und Aufriss der von Brixworth; beeindruckend ist die doppelstöckige polygonale Apsis über der Krypta. Der Bau ist für den hl. Birinus, den Missionar der Westsachsen, errichtet worden, der von ca. 600–649 gelebt haben soll. Später wurde entdeckt, dass sie über einem römischen Gebäude errichtet worden ist, das vielleicht gewählt worden ist, weil es

bereits einem Kult gedient hat [en.wiki ↔ Wing, Buckinghamshire]. In genauem Kontrast zu Brixworth wurden die Seitenschiffe im 10. Jh. nicht abgerissen, sondern erst hinzugefügt.

Die Erbauungszeit der Kirche ist schwierig zu bestimmen, aber Krypta und Teile des Hauptschiffs existierten im **9. Jh.** [britainexpress]. Die aufwändige Apsis bringt uns zu einer Umdatierung ins späte **10. Jh.**

### **890, St Oswald's Priory (Mercia):**

Eigentlich hätten wegen der Wikingerkriege in dieser Zeit gar keine Kirchen gebaut werden können. Doch der Überlieferung nach ließ sie gegen **890** der letzte König von Mercia, Edward the Elder (871–924) hochziehen, der mit Æthelflaed, einer Tochter Alfreds des Großen verheiratet war. Der 'übliche' angelsächsische Grundriss mit Rechtecksaal und zwei Portiken im Norden und Süden ist hier um eine westliche Apsis erweitert, die man karolingisch beeinflusst sieht. 909 wurde dann im Osten eine Krypta für die Gebeine von König Oswald († 7. Jh.) gebaut, die der von Repton ähnelt [Ford].

Die Kirche von Repton oben dem späten 10. Jh. zugeordnet zu haben, bestätigt sich nun, lässt sich doch dieses Priory unschwer dem realen **10. Jh.** zuweisen, wofür sie nur um wenige Jahre innerhalb von Edwards Regierungszeit verschoben werden muss.

Es gibt übrigens noch heute Holzkirchen, die davon zeugen, dass der Kirchenbau in Stein nicht früher als auf dem Festland eingesetzt hat, etwa **Greensted-juxta-Ongar** in Essex. Es gab Versuche, sie über einem potentiellen Kirchengebäude des 4. Jh. im 7. Jh. entstehen zu lassen, dann verwies der dendrochronologische Befund auf 845. Nach seiner Streichung (!) gilt seit 1995 die neue Dendro-Jahresangabe „1053 +10–55“ [en.wiki ↔ Greensted Church]. Stoll [278] sah schon 1966 „das einzige noch erhaltene Beispiel eines Holzkirchenbaus vornormannischer Zeit, wohl kurz nach 1000“. Für die Insulaner gilt gleichwohl und nicht erst seit 2005: Es „ist die älteste Holzkirche der Welt“ [Frewins, 16].

Ab dem 10. Jh. steigt die Zahl angelsächsischer Kirchen in Britannien deutlich. Nach 1066 entstehen bis zum Jahrhundertende ca. 200 normannische Kirchen [Capelle, 88].

Die objektiv wenigen Kirchen, die bislang der fraglichen Zeit zugerechnet werden, lassen sich ohne Umstände zumeist in die Jahrhunderte danach, zum kleinen Teil in die Zeit vor 614|911 übertragen. Wie etwa in Bayern scheinen neben den Holzbauten die ersten Steinkirchen gegen 600 einzusetzen. Auffällig bleibt, dass keine vor 597, dem herkömmlich gesehenen Missionierungsbeginn angesetzt wird.

## ‘Paläste’

Der unvermeidliche Beda setzt auch die Jahreszahlen bei Befestigungen. Als älteste nennt er **Bamburgh** im späteren Northumbria für die Mitte des 6. Jh., aber diese *urbs regia* ist archäologisch noch nicht identifiziert [Capelle, 38 f.].

**Yeavinger** im nördlichen Northumbria ist seit langem ergraben und gilt als ältester archäologisch erfasster königlicher Sitz [Capelle, 39]. Seine Datierung leitet sich primär von Beda her, der dort den hl. Paulinus bei der Königsfamilie missionieren sah. Dieser soll mit Augustinus, dem späteren Erzbischof von Canterbury, im päpstlichen Auftrag auf die Insel gekommen, 625 zum Bischof für Northumbria geweiht worden und 644 gestorben sein. Dementsprechend werden die Funde dieses königlichen Sitzes datiert: allen voran eine 27 m lange, massive hölzerne Halle mit doppelter Wandführung [Capelle, 39 f.], die man wegen *Beowulf* mit Wandteppichen ausgestattet sieht [Wood, 73]. Ringsum sind auf einem Gelände, das von der Eisen- über die Römerzeit hinweg besiedelt war, weitere Fundamente von Holzhäusern nachgewiesen. Es wird auch ein zum Christentum umgewidmeter heidnischer Tempel vermutet. Einigermaßen rätselhaft ist eine Holzkonstruktion, die wie das Segment eines Amphitheaters wirkt und auf ein Totem ausgerichtet war, sofern ein nachgewiesenes, großes Loch richtig interpretiert wird [Wood, 73 f.]. Die Datierung hat durchaus Luft nach unten: „Nach spätkeltischen Siedlungsspuren beginnt dort die angelsächsische Phase im frühen 7. Jahrhundert“ [Capelle, 39], wenn man außerdem bedenkt, dass Beda bis ins späte 6. Jh. fast ein Jahrhundert lang nichts berichten kann oder will.

Gemäß den Angaben Bedas wurde auch in **Rendlesham**, East Anglia, gegraben, um die königliche Halle der Wuffingas zu finden. Es geht um eine königliche Halle und eine Kirche, die anlässlich der königlichen Taufe genannt wird. 2014 lokalisierten geophysikalische Untersuchungen den Platz der angelsächsischen Siedlung. Nahebei liegt mit Sutton Hoo der wichtigste Grabungsplatz für die angelsächsische Zeit. (Rendlesham selbst erlangte 1980 weltweite Beachtung, weil zwei scheinbare UFO-Sichtungen durch Militärs bestätigt wurden, denen ein UFO wohl genehmer kam als eine Geheimwaffe.)

In **Northampton**, Mercia, konnte ebenfalls eine große, hölzerne Halle nachgewiesen werden, mit den Ausmaßen 29,40 x 8,35 m. Ein unmittelbarer Nachfolgebau entstand noch größer in Stein: 37,5 x 11,5 m. Obwohl sich für den Archäologen die Steinbauweise erst in spätsächsischer Zeit – auf dem Land erst im 13./14. Jh. – durchsetzen konnte, sieht man hier die karolingischen Steinbauten als Anregung für den hiesigen Palastbau und datiert ins 8./9. Jh. Schließlich spreche ja Alfreds Biograph Asser von Holz- und Steinbauten im späten 9. Jh. [Capelle, 41] – q.e.d.



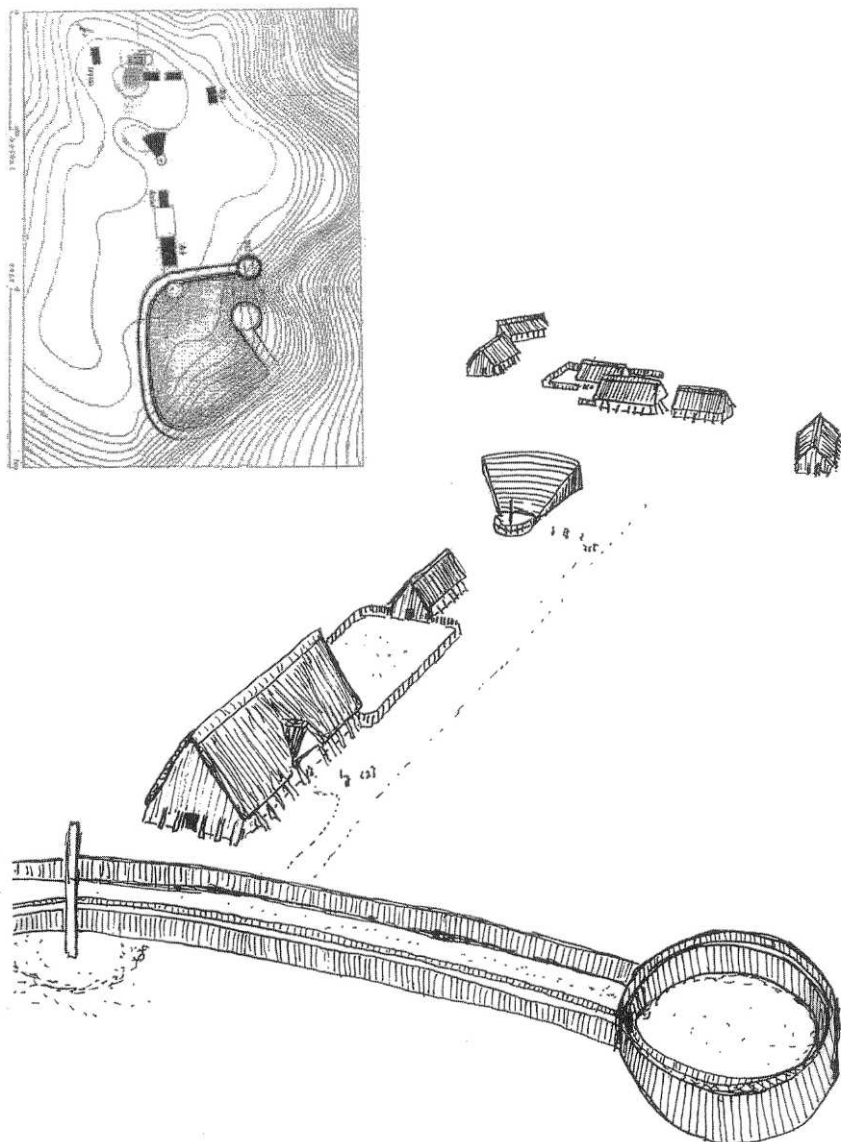


Abb. 11 **Yeavinger** (Northumbria): Rekonstruktion des sächsischen Palastes. Die palisadenumhegte Einfriedung vorne ist bislang gar nicht, die Kreissektorstruktur im Mittelgrund kaum verstanden. Die äußerst vage Datierung ins 7. Jh. rückt ins 5./6. Jh. [Laing, 79; *pastperfect*].

Der Königssitz von **Cheddar** im westlichen Wessex wird dem 9./10. Jh. und damit Alfreds Zeit zugerechnet [Capelle, 43], obwohl hier nur in Holz gebaut worden ist. Die „große Halle“ wirkt in der Rekonstruktion fast wie einer der hinfalligen agilolfingischen Herzogssitze, die sich überhaupt nicht nachweisen lassen: eine große Holzhütte, umgeben von schlichten Staketenzäunen [vgl. Illig/Anwander 99; en.wiki ↔ Cheddar Palace;]. Auch bei der Palastdatierung dominiert Beda. Aber frühe Paläste können durchaus vor 614||911 angesetzt werden, vor allem, wenn sie wie Cheddar um 930 neu gebaut worden sind [en.wiki ↔ ebd.]. Es gibt aber auch (Beda-lose) Grabungsergebnisse, die Aufschlüsse über das Ende der Römerzeit und die Zeiten danach liefern.

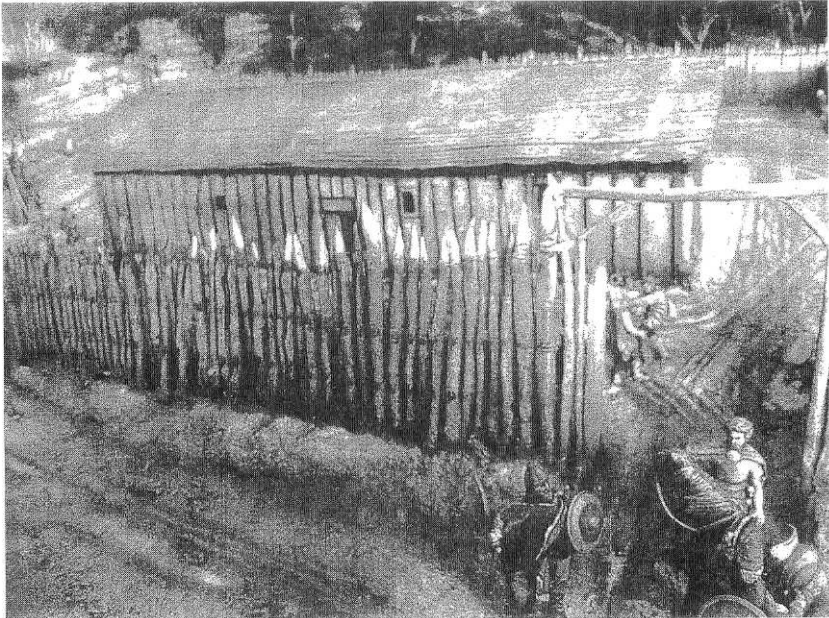


Abb. 12 **Cheddar Palace**, Somerset: Saß Alfred der Große in so einem ‘Palast’, als er wichtige lateinische Texte übersetzte? Wir sehen den ‘Bauernhof’ deutlich vor 614||911 [wiki ↔ Cheddar Palace].

## Ansiedlungen

Hier ist die Palette deutlich bunter. Da gibt es einmal Siedlungen wie **Ipswich** nahe Sutton Hoo; hier wurde eine städtische Siedlung mit frühen Begräbnissen, importiertem Glas und einer als Ipswich Ware bezeichneten Tonware freigelegt, repräsentativ für die Zeit von 650 bis 850 [Wood, 77].

In **Cirencester** (*Corinium Dobunorum*), der zweitgrößten Stadt des römischen Britannien, wird der Befund so interpretiert: Das öffentliche Leben setzt sich bis ca. 440 fort, wobei das Forum gepflegt, die Verteidigungsanlagen repariert und die Dämme in Schuss gehalten werden. Bald danach bricht das Stadtleben zusammen, Leichen liegen auf den Straßen, im Amphitheater werden einige wenige Holzhäuser zusammengengelt [Wood, 49].

Es ist schon hier darauf hinzuweisen, dass die meisten römischen Ansiedlungen in angelsächsischer Zeit weiterbestehen, obwohl die Kontinuität oft bis um 150 Jahre unterbrochen gewesen sein soll, und dass sie auch heute Städte sind [Wood, 49; Capelle, 37].

Eine Ausnahme bildet **Wroxeter** (*Viroconium Cornoviorum*), die viertgrößte Stadt des römischen Britannien, die erst 1859 wiederentdeckt worden ist. Hier bricht das städtische Leben bereits gegen 350 ein; auf dem Gelände der Thermen entstehen Hütten. Doch die Stadt erwacht noch einmal: Auf Tausenden von Tonnen an planiertem Schotter werden fast 40 m lange Holzbauten errichtet, die zur Überraschung der Archäologen römische Architektur imitieren, „die vielleicht letzten klassisch inspirierten Bauwerke in Britannien“ bis ins 18. Jh. Diese Hallen werden weder plötzlich aufgegeben noch verwüstet, sondern wohl recycelt: Das brauchbare Material wird ausgebaut und abtransportiert. Die einzige Erklärung könnte sein, dass eine Ansiedlung mit über 3 km langen Stadtmauern damals nicht mehr zu verteidigen war. Dies wird gegen 500 gesehen [Wood, 49 f.]. Bei *Wikipedia* [→ *Wroxeter*] wird keine Zeit genannt, sondern nur vermutet, dass es zeitweilig Hauptstadt des walisischen Königreichs von Powys gewesen sein könnte.

Wie auch immer die Feinjustierung ausfallen wird: Hier wird in der ersten Hälfte des 5. Jh. noch einmal gebaut, noch dazu eine 'hölzerne Antike', deren Überreste in der zweiten Hälfte des 5. Jh. dann anderweitig genutzt werden.

Zu **London** ist bereits im Zuge der Auseinandersetzung mit Stephen Mitchell berichtet worden, dass archäologisch ein „gap“ zwischen 430 und 620 vorliegt. Nachdem in höher gelegenen Arealen noch eine Zeitlang beerdigt wird, bringt Mitchell zur Erklärung eine Hebung der britischen Insel ins Spiel, die bei einer Differenz von zeitweilig 20 m Höhe zu ganz anderen Küstenlinien geführt hätte [vgl. Illig 2013, 671]. Damit korrespondiert ein *Wikipedia*-Eintrag: „Nach der Eroberung Englands durch die Angeln und Sachsen ver-

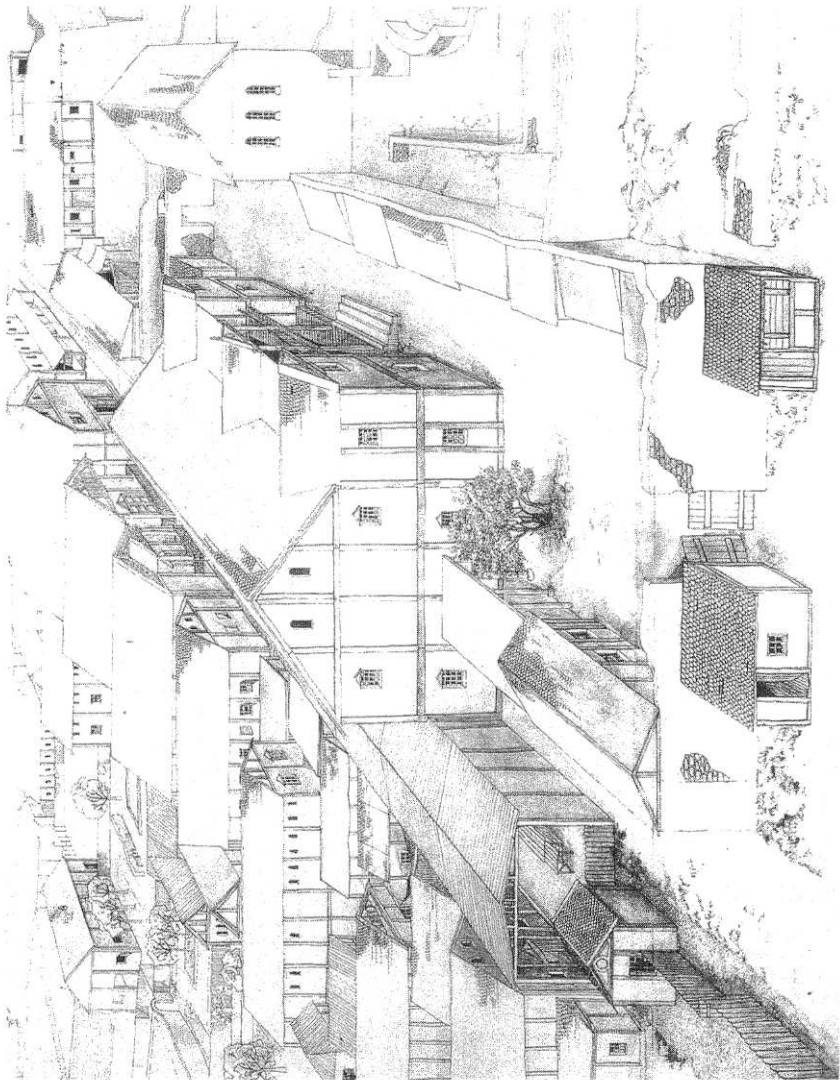


Abb. 13 **Wroxeter**: Rekonstruktion der spät- oder nachrömischen Bauten, nach der Zerstörung von 350 errichtet. Die größte Halle maß 35 x 16 m, doch die seitdem unbebaute Stätte gab keine datierbaren Funde frei [Campbell, 40].

fiel Londinium bis Ende des 5. Jahrhunderts zu einer unbewohnten Ansammlung von Ruinen“ [wiki ↔ London].

Blicken wir deshalb nach **Winchester** (Venta Belgarum), der Hauptstadt unter Alfred d. Gr. und unter Knut d. Gr. Hier waren große und ergiebige Ausgrabungen möglich. Die Römer rückten ihre Ansiedlung erst im 3./4. Jh. näher an den Fluss, doch:

„Fast schlagartig muß der Platz parallel zur germanischen Landnahme verlassen worden sein“ [Capelle, 18].

„aus dem 5. und 6. Jahrhundert sind bisher keinerlei archäologische Anhaltspunkte bekannt geworden. Erst seit dem 7. Jahrhundert ist eine erneute allmähliche Inbesitznahme zu beobachten. [...] Doch erst im 9. Jahrhundert erfolgte ein planmäßiger Ausbau, der geradezu als Neugründung innerhalb des vormals römischen Areals bezeichnet werden darf. Dazu gehörte eine Kirche ebenso wie ein wohl bereits in dieser Zeit anzunehmender Palastbau“ [Capelle, 37].

Winchester liegt für eine maritime Transgression zu hoch. Hier liegt der Schluss nahe: Wenn günstige Siedlungsplätze für Jahrhunderte gemieden, aber dann wieder gesucht werden, dann muss das weniger an dramatisch wechselnden Lebensumständen gelegen haben als an einer überdehnten Chronologie. Für das ganze Land gilt:

„Aus der Zeit vom 5. bis zum 8. Jahrhundert sind im angelsächsischen Siedlungsraum bisher nur relativ wenige Siedlungen, und diese auch nur ausschnittsweise, bekannt geworden. Dagegen kennt man aber mehr als 1500 Gräberfelder oder Gräberplätze, die weit über 30000 Bestattungen repräsentieren dürften und die die Hauptmasse des Fundstoffes liefern, da sie vielfach noch weit bis in die mittelsächsische Zeit hinein mit heidnischen Beigaben ausgestattet worden sind“ [Capelle, 22].

So gleichen sich die Bilder: Wie im Frankenland scheinen die Menschen eher in ihren Gräbern gelebt zu haben [vgl. Illig/Anwander, 93]. Capelle [28] bringt als Ausnahme das heute unbedeutende **Mucking**. Hier am Ästuar der Themse wurden über 200 Grubenhäuser und mehr als 30 ebenerdige Gebäude freigelegt, außerdem 2 Gräberfelder [Capelle, 28], doch dürfte auch diese Siedlung nur „100+“ Einwohner gehabt haben [en.wiki ↔ Mucking], da die Bebauungsspuren sich auf etwa 350 Jahre verteilen [Capelle, 29].

Wie konnten derartig große Lücken in die Chronologie geraten? Beispielsweise durch die wenigen alten Quellen, die mangels Besseren zur Wahrheit hochstilisiert werden müssen:

„Die anonyme *Chronica Gallica* von 452 stellt lediglich knapp fest, 441 sei die Insel, die seit einer Weile von Unheil heimgesucht worden sei, für die Römer verloren gegangen und an die Sachsen gefallen [...] 511 ver-

meldet dann ein weiterer namenloser Chronist, 440 sei Britannien von den Römern aufgegeben worden und unter sächsische Herrschaft gelangt“ [wiki  
↳ Großbritannien in römischer Zeit].

All das stand so nur in Chroniken. Torsten Capelle [1990, 13 f.] berichtet von einer Korrektur, die sich möglicherweise nicht allgemein durchgesetzt hat:

„In der englischen Forschung ist lange für einen späten Ansatz der Einwanderung plädiert worden. Das basierte auf einer Angabe bei Beda, der 449 als Einwanderungsdatum angibt. Doch müssen Beda im 8. Jahrhundert bei seinen Rückrechnungen Fehler unterlaufen sein, die vor allem mit Hilfe archäologischer Bestimmungen korrigiert werden können. So hat Plettkes bereits 1921 vorgelegte Chronologie sich inzwischen allgemein durchsetzen können. Demnach fand der ‘adventus Saxonum’ seit dem Ende der römischen Herrschaft 407 statt. Anglisches, sächsisches oder angelsächsisches Fundgut, dessen Formen sowohl im nordwestlichen Kontinentaleuropa als auch in Britannien vorkommen, stammt aus dem 5. Jahrhundert, oder es ist gar noch älter. Weiterentwickelte Varianten, die nur in England auftreten, gehören dem 6. Jahrhundert an,“

doch bereits das nachfolgende Beispiel spricht ab 450 von insularen Separatentwicklungen [ebd. 15]. Wenn die Germanen sogar schon ca. 290 angekommen wären (vgl. Glahn, S. 302), wäre das 5. Jh. nach ‘Bedas Eliminierung’ deutlich besser belegt.

### **Kirchen und andere Bauten in den <dark ages>**

Unterm Strich ist zu konstatieren, dass es direkt nach der Römerzeit weitergeführte oder auch erneuerte *Ansiedlungen* gibt, obwohl die Jahrhunderte von 400 bis 600 lange als „lost centuries“ galten [Campbell, 20]. Die ausgegrabenen ‘Paläste’ finden ebenfalls ihren zeitlichen Platz vor 614||911. Die *Kirchen* können dagegen zumeist ins 10. und sogar 11. Jh. verschoben werden; einige wenige Steinkirchen oder Krypten können kurz vor 614||911 anzusetzen sein.

### **Literatur**

Albrecht, Stephan (2003): *Die Inszenierung der Vergangenheit im Mittelalter. Die Klöster von Glastonbury und Saint-Denis*; Dt. Kunstverlag, München

brigstock = <http://www.crsbi.ac.uk/site/494/> [The Corpus of Romanesque Sculpture is a complete online record of all the surviving Romanesque sculpture in Britain and Ireland, surviving at more than 5000 sites]

britainexpress = <http://www.britainexpress.com/attractions.htm?attraction=3237>

british history = <http://www.british-history.ac.uk/sites/default/files/publications/pubid-539/images/fig1>

Campbell, James (Hg. 1991): *The Anglo-Saxons*; Pinguin, Harmondworth

Capelle, Torsten (1990): *Archäologie der Angelsachsen. Eigenständigkeit und konti-*

- mentale Bindung vom 5. bis 9. Jahrhundert*; WBG, Darmstadt
- Fletcher, Richard (1989): *Who's Who in Roman Britain and Anglo-Saxon England*; Shephard-Walwyn, London
- Ford, David Nash (o.J.): *History of St. Oswald's Priory*;  
<http://www.britannia.com/church/saxchurch/oswdglos.html>
- Frewins, Clive (2005): *The Church Explorer's Handbook*; Canterbury Press
- Gärtner, Susanne (2010): *König Alfred: Text und Mythos*;  
[susanne.gaertner@anglistik.uni-muenchen.de](mailto:susanne.gaertner@anglistik.uni-muenchen.de)
- Hallett, Cecil (1901): *The Cathedral Church of Ripon. A short History of the Church & A Description of its Fabric*; Bell & Sons, London
- hexhamabbey* = <http://hexham-abbey.org.uk/heritage/the-saxon-crypt/>
- Illig, Heribert (2013): Wie gingen die Uhren in England? Steve Mitchells Phantomzeiten. Eine Rezension; *Zeitensprünge* 25 (3) 668-676
- (2006): Konzertierte Fälschungen. Glastonbury, Wells und Saint-Denis; *Zeitensprünge* 18 (3) 692-712
- (1999): *Wer hat an der Uhr gedreht?* Econ, München, dann Berlin
- (1996): *Das erfundene Mittelalter*; Econ, Düsseldorf, dann München, dann Berlin
- Illig, Heribert / Anwander, Gerhard (2002): *Bayern und die Phantomzeit*; Mantis, Gräfelfing
- Laing, Lloyd and Jennifer (1996): *Early English Art and Architecture*; Phoenix Mill
- Laszlo, Renate (2010): Der ehrwürdige Beda und der heilige Cuthbert; *Zeitensprünge* 22 (1) 137-162
- (2008): Dunstan, erster Abt der englischen Nation. Über das Alter der Kirche von Glastonbury; *Zeitensprünge* 20 (2) 424-446
- (2006): Der hypothetische Dichter Cynewulf; *Zeitensprünge* 18 (2) 435-448
- Maier, Bernhard (2015): *Geschichte Schottlands*; Beck, München
- Meyer-Sickendiek, Ingeborg (2000): *Gottes gelehrte Vaganten. Die Iren im frühen Europa*; VMA, Wiesbaden
- Niemitz, Hans-Ulrich (1992): Archäologie und Kontinuität. Gab es Städte zwischen Spätantike und Mittelalter? *Zeitensprünge* 4 (3) 55-68
- pastperfect* = [http://www.pastperfect.org.uk/sites/yeaving/archivelo/bht\\_fig77.jpg](http://www.pastperfect.org.uk/sites/yeaving/archivelo/bht_fig77.jpg)
- rendlesham* = *Rendlesham, a Royal residence*; <http://rendlesham.onesuffolk.net/our-parish/history/>
- Siepe, Franz (2002): *Fragen der Marienverehrung · Anfänge · Frühmittelalter · Schwarze Madonnen*; Mantis, Gräfelfing
- Stoll, Robert Th. (1977): *Britannia Romanica. Die hohe Kunst der romanischen Epoche in England, Schottland und Irland*; Schroll, Wien (Fotograf: Jean Roubier)
- Taylor, Harold M. und Joan (1965): *Anglo-Saxon Architecture*; University Press, Cambridge
- Ward, Gerald W. R. (2008): *The Grove Encyclopedia of Materials and Techniques in Art*; Oxford University Press, New York
- wiki = *Wikipedia Die freie Enzyklopädie* <http://de.wikipedia.org/wiki/> → Artikel  
 und <https://en.wikipedia.org/wiki/> → Artikel
- Wilson, David Mackenzie (1984): *Anglo-Saxon art. From the seventh century to the Norman Conquest*; Thames & Hudson, London
- Wood, Michael (1982): *In Search of the Dark Ages*; Ariel, London

# Irland und seine Hochkreuze

Heribert Illig

„Von der keltischen Invasion im vierten Jahrhundert v. Chr. bis zur Verbreitung der Bücher neunhundert Jahre später, als die traditionelle mündliche Überlieferung niedergeschrieben wurde, blicken wir in ein zeitloses Irland“ [Cahill, 93].

## Die irische Kirche

Das Zitat geht davon aus, dass erst mit dem hl. Patrick am Ende des 5. Jh. Geschichte nachvollziehbar wird. *Wikipedia* sieht das etwas anders, wenn es zu dem Heiligen bemerkt:

„Es fällt schwer, historisch gesicherte Fakten aus den Heiligenlegenden, die später um Patrick kreisten, zu gewinnen. Beispielsweise existieren irisch-walisische Legenden, die Patrick als heidnischen Waliser namens Patrick Maewyn ansehen. Die zuverlässigsten Angaben lassen sich daher seinen eigenen Schriften (vor allem der *confessio*) entnehmen“ [wiki → Patrick von Irland].

Wer wollte einem Heiligen bei seiner eigenen Biographie widersprechen? Übliche Meinung sieht das Christentum im 5. Jh. durch den hl. Patrick in Irland erstmals verkündet. Nachdem es in den kleinen Klöstern seine Eigenarten herausgebildet hat, ziehen irische oder iroschottische Mönche ab dem 6. Jh. durch Frankreich und Mitteleuropa und konkurrieren mit angelsächsischen Missionaren. Mit der Synode von Whitby, 664, finden dann die insularen Kirchen zusammen. Hier wollen einige Facetten mehr gesehen werden.

In der Zeit, in der das Christentum in Irland Fuß fasst, fehlt uns der realpolitische Vordergrund. Dazu vier Hinweise:

Der Mediävist Michael Richter [51] muss konstatieren: Das Jahr 431 ist „das einzige zuverlässige Datum für die irische Geschichte im 5. Jh.“ Damals wurde Bischof Palladius von Papst Coelestin zu den Iren geschickt, wie Prosper von Aquitanien berichtet.

„Die politische Geschichte Irlands im 5. und 6. Jh. gilt als nahezu unergründbar. Für die Geschichte des Christentums ist die Bilanz nur wenig günstiger“ [Richter, 57].

Der durchs deutsche Fernsehen hier bekannt gewordene Kunsthistoriker Kenneth Clark sah das Christentum „beinahe hundert Jahre“, vom späten 5. bis zum 6. Jh. nur an extrem ausgesetzten Orten wie der Insel Skellig Michael überleben [Cahill, 182 f.] – ein weiterer Hinweis auf überdehnte Chronologie.



„Wenn man für einen König eine Herrschaftsdauer von 30 Jahren ansetzt, gab es in Irland zwischen 450 und 750 schätzungsweise 1500 Könige. Von diesen ist etwa ein Drittel namentlich bekannt, und von diesen wiederum spielte etwa ein Zehntel eine noch heute erkennbare Rolle. [...] Hier muß die Feststellung genügen, daß die Annalistik, die im ausgehenden 6. Jh. einsetzt, die Insel für die Frühzeit nicht gleichmäßig erfasst“ [Richter, 40].

Realistischer wäre es freilich, von einer *durchschnittlichen* Herrschaftsdauer von 15 Jahren auszugehen, womit die Zahl auf rund 3.000 Könige stiege – eine phantastische Zahl, können wir doch die geschichtliche Rolle von allenfalls 50 Potentaten leidlich erkennen. Dunkel bleibt auch, wie ausgerechnet der in Ägypten lebende hl. Antonius zum Stammvater der irischen Einsiedler und Kleinklöster geworden ist. Dabei sind die Einflüsse unverkennbar.

„Der altirische Brauch, Wasser zu Epiphania (6. Januar, Taufe Christi) aufzubewahren und *Osterfeuer* zu entzünden und das Jahr hindurch brennen zu lassen, (Feuerkult von Kildare), war Brauch auch der Ostkirche. Sodann ist eine frühe Übereinstimmung der altirischen *Osterberechnung* mit derjenigen der Ostkirche festzustellen. Sie wurde später zu einem wichtigen Kontrast gegenüber der römischen Kirche“ [Streit, 62].

In irischen Evangelienhandschriften finden sich koptische Lesarten, wie auch von sieben ägyptischen Mönchen in Irland die Rede ist [Streit, 61 f.]. Wie sah es damals im Vorderen Orient aus? Nach Jesu Tod entwickelte sich die heidenchristliche Fraktion eines Paulus in Richtung West- wie Ostkirche, die judenchristliche Fraktion der Ebioniten (Nazoräer, Symmachianer) geriet zwischen sonstigen Christen und Juden in eine Sackgasse, ebenso die Gnostiker, während in Ägypten die koptischen Christen ihren eigenen, monophysitischen Weg einschlugen. Mit dem orthodoxen Staatschristentum ab 395 blieb wenig Raum für die anderen ‘Konfessionen’. Während sich die Spuren von Gnostikern und Ebioniten gegen 400 verlieren [Schoeps, 304; vgl. Illig 1992, 27 f., 34 f.], behaupteten sich altorientalische Kirchen wie die Kopten gegen die ‘Orthodoxie’. Das Konzil von Chalzedon, 451, besiegelte dann die Abtrennung von Syrern, Kopten, Armeniern oder Äthiopiern von der ‘Orthodoxie’.

Wo konnte man von Ägypten aus dem Zugriff der Staatskirche entkommen? Entweder in die Wüsten oder per Schiff nach Westen. Nach Durchquerung des Mare Nostrum war die erste nicht-römische Küste Irland. Die Kopten führten ihre Kirche auf den Evangelisten Markus zurück; sie hatten mit dem hl. Antonius den Stammvater aller christlichen Klöster und Einsiedler in ihren Reihen. Sie befruchteten nicht nur die Iren, sondern auch die spätere römisch-katholische Kirche: So entwickelt sich jenes in Stein gehauene Flechtwerk, das dann über Italien und Dalmatien nach Norden wandert, im koptischen Ägypten [vgl. Illig 1996b, 459]; außerdem präsentiert das *Germanische National-*

*museum* in Nürnberg seine überaus spärlichen Exponate zur Karolingerzeit in einem Raum zusammen mit koptischen Funden, obwohl sich Karl um die Christen in Palästina oder auf Pantelleria, aber nicht um die koptischen Christen gekümmert hat. Alles zusammen füllt nur sieben Vitrinen.

Da Schiffe keine Räderspuren hinterlassen, lässt sich der Kontakt zwischen Alexandria und Irland nur durch Indizien bekräftigen [vgl. Stoll, 309]. Aber die Indizien sind gut, weil auf den irischen Hochkreuzen immer wieder ein spezielles Motiv dargestellt wird: die Begegnung von St. Paul dem Eremiten mit dem hl. Antonius, beide Urväter des ägyptischen Christentums. Jakob Streit [123] beschreibt die Szene auf dem Kreuz von Kells und auf dem Nordkreuz von Duleek; wir begegnen ihr auch auf dem schottischen Kreuz von Ruthwell (s. u.). Weiter begegnen wir am *Cross of the Scriptures* in Clonmacnois einem Christus, der wie ein Pharao oder besser wie Osiris seine Insignien hält – Hirtenstab und Dreschflegel für die Nomaden wie für die Bauern. Es ist auch an das Martyrologium des Ongus zu denken, das von sieben ägyptischen Mönchen in Irland spricht, die im „Dysert Ulidh“ wohnen, also in einer wüstenartigen Einsiedelei [Stoll, 309].

„Es ist erstaunlich, in welchem Maße das heutige Irland am frühchristlichen Vermächtnis einer auf büßende Askese gegründeten Religiosität, die das Koptentum bis an die Grenze der Selbstzerstörung vorgelebt hatte, festhält. Patrick, der sie unverändert fortsetzte, hat sie als Bestandteil in die keltische Kirche übernommen“ [Meyer-Sickendiek, 82].

**Pelagius** (ca. 350–424) kam als Heide nach Italien, ließ sich hier taufen und trat – so die Überlieferung – 394 erstmals in Rom als Prediger auf. Er sprach „griechisch und lateinisch und verfügte über eine durchgebildete philosophische Ausdrucksweise. Er ist als fast einziger Frühbote Irlands individuell in die Geschichte eingegangen und läßt Rückschlüsse zu auf die hohe frühe Klosterkultur Irlands“ [Streit, 93].

Was an seiner Lehre so empörte, ist nicht leicht zu erkennen, denn er verteidigte die Gottesnatur Christi gegen die Arianer und die Menschennatur gegen die Manichäer. Er entwand allerdings dem römischen Christentum seine schärfste Zuchtrute: die Erbsünde und den Vorwurf, der Mensch sei grundsätzlich keine gute Kreatur. Diese Gedanken hatte Augustinus entwickelt. Außerdem untergrub Pelagius die Autoritäten, hatte er es doch gewagt, „ein auf sich selbst gestelltes, freies Aposteltum zu leben“ [Streit, 136]. 411 begegnete er seinem Hauptgegner Augustinus in Karthago, der ihn bereits im Jahr darauf aus der Kirchengemeinschaft ausschließen und seine Lehre als Ketzerei verdammen ließ [Streit, 139]. 415 bekämpfte der hl. Hieronymus den Pelagius, worauf dieser abwechselnd vom Vorwurf der Ketzerei freigesprochen und neuerlich beschuldigt wurde. 418 wurde seine Lehre endgültig verbannt, wobei aus heutiger Sicht unklar ist, ob er überhaupt den nach ihm benannten

Pelagianismus vertreten hat [wiki → Pelagius (Theologe)]. Ab 419 wurde Pelagianismus ein Sammelbegriff für alle geistlichen Tendenzen, die der Kirchenmacht zuwiderliefen [Streit, 143].

Der Verketzerte starb 424. Vier Jahre später beschloss eine gallische Synode, zwei Bischöfe zur Bekämpfung des Pelagianismus nach Britannien und bis zum Hadrianswall zu entsenden [Streit, 144] – es gab also auch nach dem römischen Abzug Christen auf der britischen Insel! 447 musste Germanus von Auxerre ein zweites Mal in dieser Mission über den Kanal [Meyer-Sickendiek, 77]. Erst im 8. Jh. soll die römische Kirche die Iren von den pelagianischen Irrtümern befreit haben [Streit, 146]. 431 schickte Papst Coelestinus **Palladius** als Bischof nach Irland,

„um (nach Prosper von Aquitanien) »den Iren, *die sich zu Christus bekennen*« die Sakramente zu spenden. Es gab also zu dieser Zeit (vor Patrick) schon genügend Christen in Irland“ [Streit, 62].

Damit wird deutlich erkennbar, dass die Christianisierung früher einsetzte, als die Fokussierung auf die Person des hl. **Patrick** erwarten lässt. Der mag nach seiner eigenen Vita als Patricius in Britannien geboren und als Kind verschleppt worden sein, um 432/34 als Missionar in Irland einzutreffen. Seine Lebensbeschreibung wirkt wenig gesichert und arg mit der des Palladius vermengt, wie auch sein Sterbedatum um 32 Jahre schwankt (461 bzw. 493). Auf jeden Fall wäre Irland ca. 160 Jahre vor Britannien missioniert worden, würde man sich an die offizielle Missionsbeauftragung des Augustinus durch Papst Gregor d. Gr. halten. Selbst auf der Hauptinsel ist der Einfluss der irischen Kirche gesichert: Bereits um 400 hat der hl. Ninian (360-432), Brite wie Patrick, ein erstes irisches Kloster im schottischen Galloway für die Missionierung der Pikten gegründet [Meyer-Sickendiek, 83]. Die Waliser wurden dann nach 500 von den Iren missioniert [ebd. 90].

Für die irische Kirche blieb entscheidend, dass die dortigen Bischöfe keine Diözese hatten, sondern an die Weisungen eines Abtes gebunden waren, während der Abt von seinem Clan eingesetzt wurde [Meyer-Sickendiek, 87]. Hier und bei der abweichenden Osterberechnung lagen die härtesten Gegensätze zur zentral geführten römischen Kirche [s. „Besonderheiten“ bei wiki → Iroschottische Kirche].

### Christliche Bauten

Die irische Kirchenarchitektur war sehr konservativ und entwickelte sich über scheinbar viele Jahrhunderte hinweg kaum. Zu den frühesten Bauten gehören die Bienenkorbhütten auf Skellig Michael. Sie werden ins 7. Jh. datiert, könnten aber in ihrer steinzeitlichen Form ebenso gut dem 6. oder sogar 5. Jh. entstammen. Wie eine Klostergemeinschaft von 13 Mönchen dem Wikinger-

an Sturm von 823 trotzen konnte, das lässt sich nur mit Glaubensstärke oder einem Wunder erklären.

Das **Bethaus des Gallarus** im County Kerry wird ins **8. Jh.** datiert, aber auch sehr vage „zwischen 800 und 1200 n. Chr.“ eingestuft [Hellenkemper, 40]. Es misst nur 6,7 x 5,6 m und ist in altertümlicher Technik – in Trockenmauerwerk mit falschem Gewölbe in Schiffsform – errichtet worden. Es kann **vor 614** vermutet werden, beschreibt doch schon Sulpicius Severus (360–420) identische Dachkonstruktionen bei ägyptischen Gebetszellen [Meyer-Sickendiek, 88]. Der einfache Rechteckraum ohne jede Abgrenzung war dunkel und altarlos. Vorgängerbauten waren aus Holz gebaut und mit Schilf gedeckt. Die Saalkirchen Irlands wurden mit steilem Steingiebedach – „überlebende Archaik“ – aber auch noch im 11. und 12. Jh. gebaut [Stoll, 320]. Nun erst endigt der keltische Anteil an Architektur und Ornamentik.

Als Beispiel für das 11. Jh. kann **Glendalough** (County Wicklow) stehen, das auch im 12. Jh. gesehen wird [Hellenkemper, 34]. Von der Klostergründung aus der Zeit des hl. Kevin, um 600, soll sich „St. Kevins Kitchen“ erhalten haben. Diese Kapelle ist mit 6,90 x 4,45 m fast noch kleiner als das Bethaus des Gallarus. Obwohl sie mit Kalkmörtel aufgeführt und deshalb aus dem späten 10. Jh. stammt, ist sie noch ganz im alten Stil aufgeführt: auf 1,17 m starken, leicht nach innen geneigten Wänden ist das Dach zunächst als falsches Gewölbe aufgesetzt und erst im oberen Teil mit radial gesetzten Steinplatten als echtes Gewölbe geschlossen [Stoll, 312] – eine Konstruktion wie aus etruskischen Anfängen des echten Gewölbes im -4. Jh. Fazit:

„Die Datierung der frühen irischen Bauwerke ist schwierig und wird kaum je mit großer Sicherheit auszumachen sein, da die irische Bauweise sehr traditionsverbunden ist“ [Stoll, 312].

In den Klosteranlagen stehen noch heute Rundtürme (Cloitech). Hier ist die Meinung einhellig: erst ab Beginn des 10. Jh. Sie maßen unten ca. 5 m im Durchmesser und erreichten bis über 30 m Höhe (Monasterboice 33 m). Bei einer Mauerstärke von unten ca. 1 m blieb wenig Raum für eventuell flüchtende, eher für Kirchenschätze wie illuminierte Handschriften oder Altargerät. Es finden sich heute noch rund 50 ruinöse Türme und ein Dutzend gut erhaltener Rundtürme, die für das irische Christentum stehen [Stoll, 310 f.].

### **Hochkreuze in Irland, Schottland und England**

Spezielle Spielarten der Skulptur auf den britischen Inseln sind Hochkreuze. Sie beschränken sich nicht auf Irland, sondern standen und stehen auch in Schottland, Wales, Isle of Man und England. Sie leiten sich von Menhiren ab, denen ein Kreuzeszeichen eingeritzt oder eingemeißelt worden ist. Gemäß herrschender Lehre werden sie ab Ende des 7. Jh. vielfach von den Klöstern

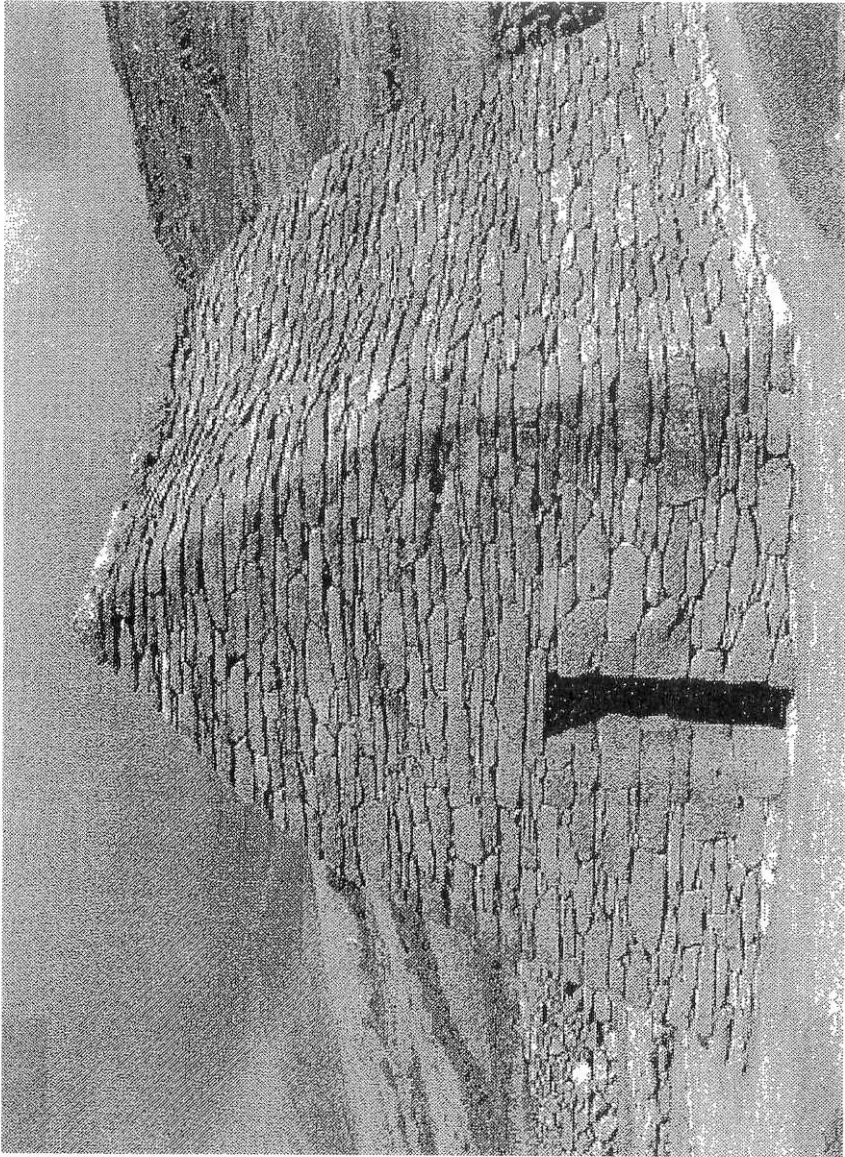


Abb. 1 **Bethaus des Gallarus** im County Kerry ist zeitlos mit falschem Gewölbe in Trockenmauerbauweise gebaut; dementsprechend schwanken die Datierung von 8. Jh. bis 1200 [farm4].

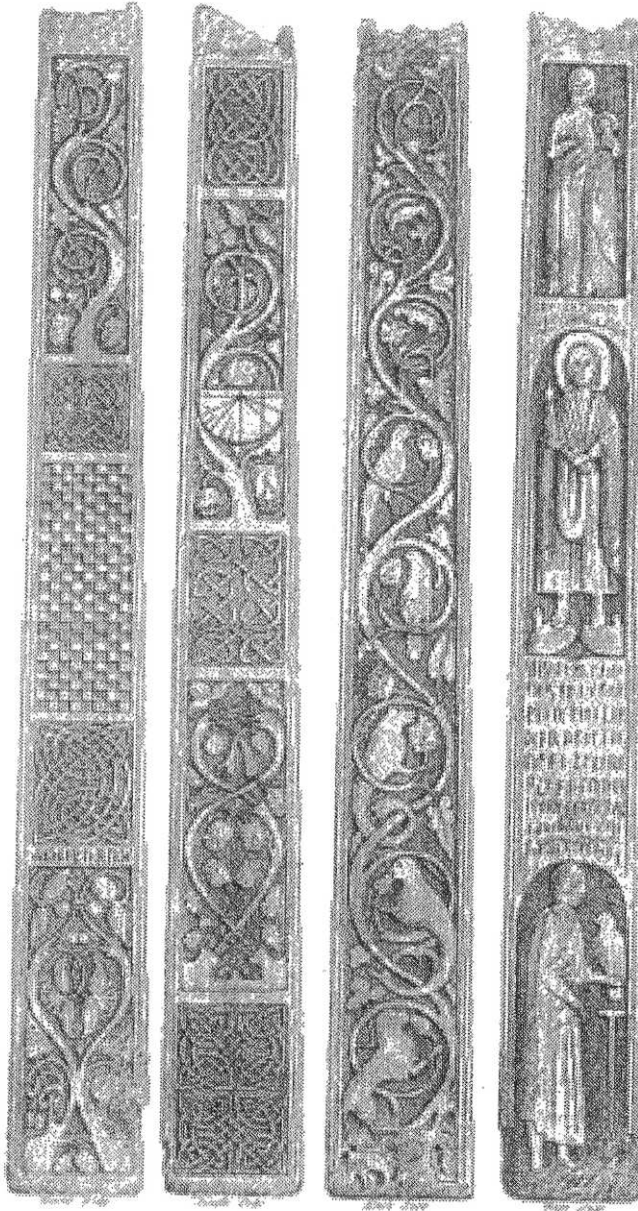


Abb. 2 Die vier Seiten von **Bewcastle Cross**, Northumbria, mit drei 'romanischen' Figuren; rechts unten der 'Falkner' [en.wiki → Bewcastle-Cross]. Von 670 ins 12. Jh.



Abb. 3 **Ruthwell Cross**, Schottland: eines der früh eingestuftes Hochkreuze. Die Personendarstellung, identisch mit denen aus romanischer Zeit, verlangt die Umdatierung von ca. 800 ins 12. Jh. [Stoll, Abb. 121]

aufgestellt, um heilige Bezirke in allen vier Himmelsrichtungen zu schützen. Ihre Zeit dauerte bis ins 12. Jh. hinein; ihre Evolution zeigt auch Entwicklungsstufen zwischen Menhir und veritablem Hochkreuz. Es gibt viele kleine Exemplare, aber auch mächtige von über 7 m Höhe. In Irland ließe sich auch von Keltenkreuzen sprechen, weil die Kreuzarme von einem Ring umgeben werden (ein solches war im letzten Heft Thema [Illig 2015, 166]). In Schottland und England fehlt dieser Kreuzring.

Treten sie tatsächlich bereits ab dem 7. Jh. auf? Bei Stoll werden folgende Kreuze vorgestellt, die hier gleich umdatiert, die dafür entscheidenden Argumente aber erst anschließend en bloc vorgebracht werden.

#### **7./8. Jh. Reculver (Kent):**

Von jenem Ort werden Steinfragmente verwahrt, die jeder hochromanischen Statue Ehre machen würden, etwa ein fein gefälteltes Obergewand an einem Heiligen mit Schriftrolle. Doch der Streit geht primär darum, ob sie im frühen oder späten 7. Jh. oder allgemein im **7. Jh.** [en.wiki ↔ St Mary's Church, Reculver] anzusetzen seien. Abweichend genannt werden **8. oder 9. Jh.**, von Talbot Rice **10. Jh.** [Wilson, 71 f.], während hier wegen der romanischen Anklänge für das **12. Jh.** plädiert werden wird.

#### **7./8. Jh. Bewcastle (Northumbria):**

Das Kreuz steht seit Anbeginn auf dem Friedhof der Cuthbert-Kirche, die selbst aber viel später neu gebaut worden ist. Trotz abgebrochenem Kreuz ist es noch 4,40 m hoch, bei einer schmalen, quadratischen Grundfläche von 0,56 x 0,54 m. Auf der Westseite zeigt es drei Heiligendarstellungen übereinander, zwei davon mit einem Bogen über ihrer Mulde. Zwei Personen sind frontal dargestellt, die unterste hingegen leicht gedreht; sie wird zu Recht als „Falkner“ bezeichnet, obwohl es sich eigentlich um Johannes den Evangelisten mit dem Adler als seinem Symboltier handelt. Aus den Runen-Inschriften wird herausgelesen, das Kreuz wäre im ersten Jahr von King Egfrid von Northumbria errichtet worden, demnach **670** [en.wiki ↔ Bewcastle Cross]. Für beide Laing [115] liegt die Entstehungszeit „around 725–50“. Am sonstigen Flechtwerk und Geranke ist das der Ostseite auffällig, tritt es doch scheinbar deutlich später bei zahlreichen romanischen Gewänden auf. Auch hier wird sich das **12. Jh.** als Zeitraum der Erstellung ergeben.

#### **8./9. Jh. Ruthwell (Schottland):**

Das 5,5 m hohe Kreuz aus Sandstein, ein Pendant zum Bewcastle-Kreuz, zeigt Rankenwerk, dazu aber Szenen aus dem Neuen Testament. Dargestellt ist u.a. die Begegnung von Antonius, dem Urvater ägyptisch-koptischem Mönchtums, mit Paulus von Theben; sie spielt auf die Herkunft des irischen Mönchtums an [Stoll, 307 f.]. An den Seiten sind großformatig Heilige darge-



stellt. Spezifisch sind Inschriften in lateinischer Schrift und in Runen, die zur Datierung herangezogen worden sind. Festgehalten sind einige Verse des altenglischen Gedichts „Der Traum von Kreuz“, das Cynewulf im späten 8. Jh. oder Anfang des 9. Jh. verfasst haben soll. Deshalb zielen etliche Datierungen auf **800 ± 50 Jahre** [Wilson, 72] oder auf „vermutlich 8. Jh.“ [en.wiki ↪ Ruthwell Cross]. Dieses Kreuz wird unten noch speziell betrachtet und daraufhin ins **12. Jh.** datiert werden.

#### **8. Jh. Moone** (Kildare, Irland):

Das ungewöhnlich schlanke Kreuz von 5 m Höhe ist aus Granit herausgehauen und wurde früher im 8. Jh. gesehen [Stoll, 313], heute dagegen bereits im **7. Jh.** [en.wiki ↪ Moone]. An seinem Sockel werden zwölf Apostel in schlichtester Ausführung gebracht: Birnköpfe über rechteckigen ‘Kofferrümpfen’. Diese Birnköpfe verweisen – wie auf dem Festland – ins frühe **11. Jh.**

#### **745 Hexham** (Northumbria):

*Acca's Cross* wird nach einem Bischof benannt und datiert, der 740 oder 742 gestorben ist, nachdem er eine Zeitlang Begleiter des hl. Wilfrid gewesen sei [en.wiki ↪ Acca of Hexham]. Am Kopf- und am Fußende seines Grabes sollen zwei Kreuze gestanden haben. Am erhaltenen größeren fällt der Umstand auf, dass alle keltischen Schmuckmotive fehlen. Dafür winden sich Weinranken über den Schaft, der in 3,57 m Höhe abgebrochen ist [Herren, 207]. Für sie werden mediterrane Vorbilder gesehen, aber die Datierung bleibt für Laing [117] offen, für Wilson [70] gleich nach **740**. Die Ornamente verweisen jedoch wiederum ins **11. Jh.**

#### **850 Ahenny** (Tipperary, Irland):

Die Zeitstellung leitet sich von Buchillustrationen und Metallarbeiten ab; sie liegt für Stoll noch Mitte des **8. Jh.**, doch heute „eher Mitte des **9. Jh.**“ [en.wiki ↪ Ahenny].

„Die Kreuze dieser Ahenny-Gruppe [heute Ossory-Gruppe; HI] zeigen alle einen mit Flechtwerk, Schling- und Trompetenornamenten, Spiralmustern, Waffeln und Seilrollen überzogenen Schaft; seltener findet sich auf dem Schaft noch ein figürliches Relief, öfters hingegen auf dem Sockel“ [Stoll, 1977, 315].

Auf dem sog. Nordkreuz, das fast 4 m hoch ist, sind Männer im Kapuzenmantel und mit irischem Abtstab zu sehen, auch ein bemannter zweirädriger Wagen, von Reitern begleitet, schließlich ein Kampf unter Tieren. Die unbeholfene Machart verweist auf die Mitte des **11. Jh.** (*University College Cork* hat alle irischen Kreuze mit Bildern, Kurzbeschreibung und überbordenden Literaturhinweisen ins Netz gestellt; s. Cork).

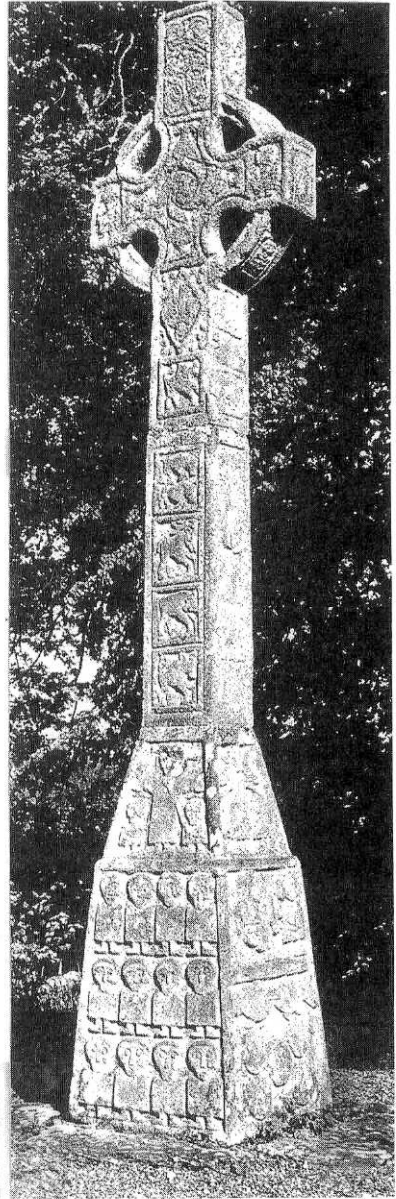


Abb. 4 **Moone Cross**, Irland; auf seinem Sockel die 12 Apostel mit Birnköpfen und 'Quadratkörpern' [Stoll, Abb. 126 f.]. Vom 7. ins 11. Jh.



Abb. 5 **Ahenny Cross**, Tipperary: am Kreuzstamm unterschiedliche Ornamentik, am Sockel Jagdszenen [Stoll, Abb. 129]. Vom 8. ins 11. Jh.



Abb. 6 Das irische **Monasterboice Cross**: im Zentrum der Osiris-gleiche Christus des Jüngsten Gerichts, ganz unten die Apfelszene aus Genesis mit Weltenbaum, ganz oben ein irisches Kirchlein [Stoll, Abb. 145]. Vom 9. ins 12. Jh.



Abb. 7 **Clonmacnois Cross**, irisch: wie beim Monasterboice Cross ein Osiris-gleicher Christus, am Sockel Streitwagen und Reiter [Stoll, Abb. 139]. Vom 10. ins 12. Jh.

**9. Jh. Castledermot** (Kildare, Irland):

Die beiden Hochkreuze werden dem 9. Jh. zugeschrieben, weil das Kloster 812 gegründet worden sein soll [Stoll, 317; *megalithic*]. Da aus Granit gehauen, sind die alttestamentarischen Szenen ohne Feinheiten gemeißelt – **11. Jh.**

**9. Jh. Northampton**, St Peter (Northumbria):

Ein Steinfragment mit einem Männerkopf, aus dessen Mund nach keltischer Art Ranken sprießen, umgeben von Flechtwerk und Tieren. Es wird als Teil eines Hochkreuzes gesehen und tentativ dem 9. Jh. zugeordnet [Stoll, 342]. Es erinnert mit seinem Flechtwerk an typische langobardische Flechtwerke des **11. Jh.**

**9./10. Jh. Monasterboice** (Louth, Irland):

Die beiden Kreuze werden wegen einer Inschrift dem zweiten Abt Muiredach zugeschrieben, der bis 923 dem Kloster vorstand [Stoll, 322]. Im Internet wird wegen eines früheren Abts gleichen Namens von *Mitte des 9. Jh.* gesprochen [sheep-travel]; *en.Wikipedia* [↪ Muiredach's High Cross] legt sich nicht fest. Doch Michael Ryan [Hellenkemper, 31] schreibt von 9./10. Jh. Das Kloster selbst soll bereits Ende des 5. Jh. gegründet worden sein.

Die Fülle der in Sandstein gehauenen Abbildungen wird auf der genannten *Wikipedia*-Seite mustergültig erläutert. Die beiden Kreuze sind 5 bzw. 7 m hoch; das Südkreuz gilt als das schönste Irlands und ist erst im späteren **12. Jh.** zu erwarten.

**10. Jh. Clonmacnois** (Offaly, Irland):

Das eindrucksvolle Ensemble von Kirchen, Türmen und Kreuzen ist berühmt, insbesondere das *Cross of the Scriptures*, ca. 4 m hoch und aus Sandstein gemeißelt. Die Schrift dürfte eine Widmung an einen König Flann darstellen; die aus Sandstein gemeißelten Figuren am Kreuz sind viel besser erhalten. Aus der Fülle an alt- wie neutestamentarischen Schriften tritt der Christus des Jüngsten Gerichts hervor:

„Er trägt schräg über seine Schultern hinausreichend in der Linken das Kreuz des Opfertodes, in der Rechten den Blätterzweig der Auferstehung. Es ist dies ein in Irland oft, seltener in England auftretender Sondertypus Christi, deshalb bedeutungsvoll, weil dahinter altägyptische Vorstellungen des Todes- und Auferstehungsgottes Osiris mit Szepter und Wedel stehen; dieser Osiris-Christus ist die irische Erscheinungsform des Weltenrichters“ [Stoll, 321].

Genannt wird als Entstehungszeit der Anfang des 10. Jh., abgeleitet vom Todesjahr des Flann (915). Das wird heute etwas relativiert: „entstand wahrscheinlich im 10. Jahrhundert n. Chr.“ Die Kirche soll 909 errichtet worden sein, das Kloster selbst bereits 548 [en.wiki ↪ Clonmacnois]. Die Größe seiner



Abb. 8 Das irische **Kilfenora Cross** zeigt große Figuren; auf der hier abgebildeten Seite ist der Bischofsarm flach gearbeitet [Stoll, Abb. 135]. Es bleibt im (späten) 12. Jh.

Figuren bringt das Kreuz ans Ende des **12. Jh.** Hier lehrte Colcu, der Weise, nicht zuletzt den Alkuin, bevor dieser nach Aachen wechselte. Fama est, dass er im Namen seines Kaisers Karl ein Schiff nach Clonmacnois schickte, das mit Wein- und Ölfässern, mit Münzen und Silber beladen war [Meyer-Sickendiek, 123].

#### **10. Jh. Gosforth** (Northumbria):

Es ist von skandinavischer Denkart beeinflusst, zeigt es doch neben verschiedenem Geranke in flachem Relief Schlangen, Drachen und andere Bestien der Wikingerzeit. Gäbe es nicht eine Szene mit dem Gekreuzigten zwischen zwei Männern, fehlte der christliche Bezug, abgesehen natürlich vom Radkreuz selbst, das auf schlankem, 4,40 m hohem Schaft steht [Stoll, 307; en.wiki → Gosforth Cross]. Die Datierung schwankt: Während Stoll [1977, 307] vom Ende des 10. Jh. spricht, schlägt Wilson [150] spätes 9., frühes 10. Jh. vor, während die aktuelle Einschätzung bei **920 bis 950** liegt [en.wiki ebd.]. Hier wird die erste Hälfte des **11. Jh.** vorgeschlagen.

#### **12. Jh. Kilfenora** (Claire, Irland):

Das Kreuz hat seine Proportionen verändert: Der Kreisring ist kleiner, die Durchbrüche werden zugunsten von Vertiefungen aufgegeben, der Schaft erscheint im Vergleich massiger. Die Darstellungen werden deutlich größer und gewinnen nun Tiefe, wird doch ein Kopf ganz frei gearbeitet, ein vorgezogener Bischofsarm sogar angestückelt. Auch bei den drei Kreuzen Kilfenoras aus Kalkstein verweisen Tau-Stäbe (τ-Stäbe) auf jene Kopten, die diese Art von Abt- und Bischofs-Stäben auch heute noch benutzen [Stoll, 318 f.]. *Wikipedia* [en.wiki → Kilfenora] vermeidet beim von Stoll besprochenen „Doorty Cross“ die Datierung, während Stoll vom **12. Jh.** spricht, das auch hier präferiert wird.

#### **1190 Church Kelloe** (Durham, Northumbria):

Dieses kleine Kreuz mit einer Höhe von 1,86 m steht am Ende der Traditionslinie im ausklingenden 12. Jh. Abgebildet sind Szenen aus der Kreuzauffindungslegende. Die Darstellung mit fließenden und dann gestauten Gewandfalten entspricht höfischem Stil des ostmediterranen Bereiches um 1190 [Stoll, 332].

### **Datierungskritik**

So archaisch sich insbesondere die irische Kirchenlandschaft darstellt, in der lange die Basilika-Form nicht angenommen wurde, sondern ihre winzigen Sakralräume viele Jahrhunderte lang entstanden, so angreifbar sind die Kreuzdatierungen. Denn es wird offenbar übersehen, dass Irland bis dahin keinerlei



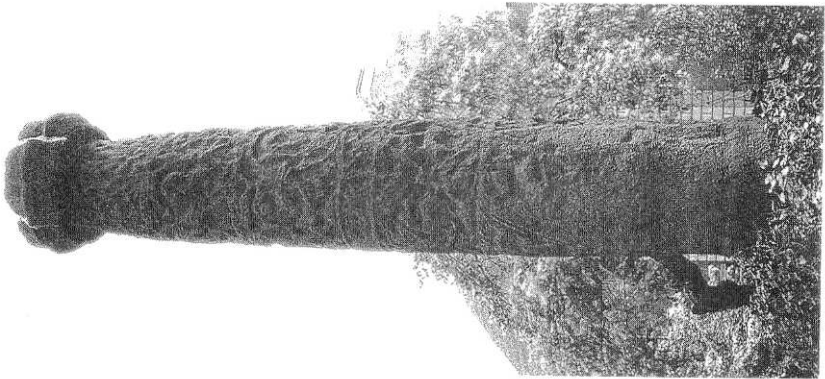
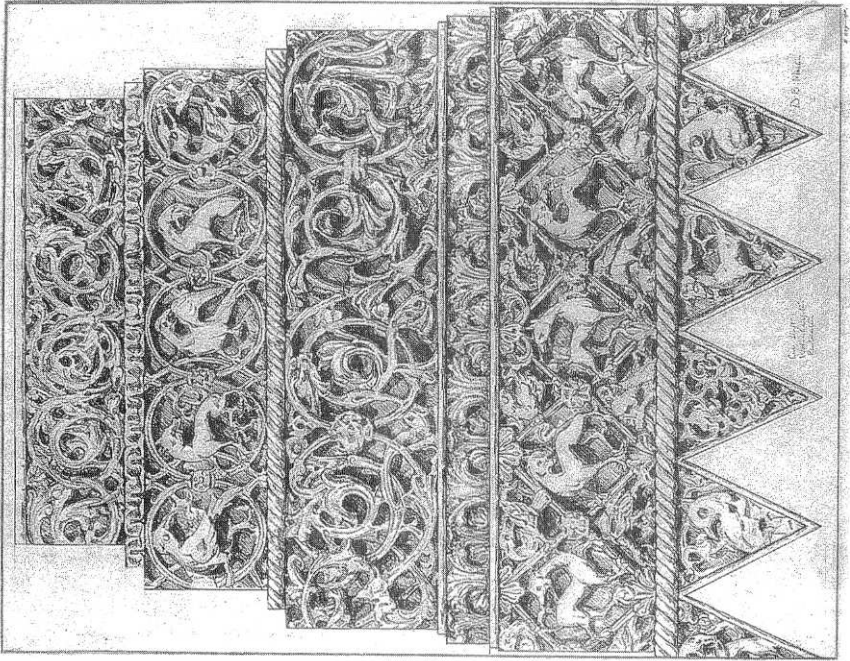


Abb. 9 Der mächtige **Wolverhampton Pillar** steht am Ursprungsplatz in den West Midlands und trägt ein stark verwittertes Ornament; Zeichnung 19. Jh. [Wilson, 106]

figürliche Darstellungen in Stein versucht hat. Da auch die Römer diese Insel nicht besetzt hatten, können Skulpturen bzw. Reliefs niemals für 650 bis 980 erwartet werden. Wer sich am Kontinent orientiert, weiß, dass die ersten leidlich wohlproportionierten und reliefierten Kapitelle erst ab dem Jahr 1000 skulptiert werden können (beispielhaft in der Krypta von St-Benigne in Dijon). Erst im 11. Jh. steigern sich die Fähigkeiten der Steinmetze, um ab ca. 1100, also während Hoch- und Spätromanik größtmögliche Gestaltungs- und Ausdrucksmöglichkeiten zu gewinnen.

Alle früheren Zuschreibungen sind den geradezu verzweifelten Versuchen zu verdanken, den Karolingern Bauskulpturen in Köln, St. Pantaleon, und sogar Großfiguren wie den Karl von Müstair unterzuschieben oder den Langobarden lebensgroße Stuckfiguren in Cividale zu verschaffen [vgl. Illig 2007, 361-364].

Derartige Bemühungen schlagen auf die Datierung angelsächsischer Steinarbeiten durch. So gilt der *Wolverhampton Pillar* als „chronologisches Rätsel“ [Wilson, 105]. Die mächtige Säule mit einer antiken Entasis gilt als Überrest eines Hochkreuzes, das mitsamt Sockel und dem fehlenden Kreuz mehr als 8 m aufragen würde. Bei der Datierung vor 880 [ebd.] spielt ein akanthus-artiges Blattornament die entscheidende Rolle, weil es „von karolingischen Prototypen abgeleitet ist“ [Wilson, 105], oder doch „vermutlich um 996“ gesehen wird [en.wiki → Wolverhampton Pillar]. „Das eben ist der Fluch der bösen Tat, dass sie, forzeugend, immer Böses muss gebären.“ Wir brauchen bei Schillers Vers nur die böse Tat durch ‘Datierungsversuch’ zu ersetzen, um zu erkennen, dass festländische Bauten, Skulpturen, Metallarbeiten und Illustrationen, einmal aus späteren Zeiten zu karolingischen erklärt, nun auch auf den Inseln falsche Datierungen generieren. Ist einmal die insulare Kunst mit karolingischen Kunstwerken verknüpft, lassen sich selbstverständlich auch Inspirationen finden, die in der Gegenrichtung von den Inseln zu den Karolingern gefunden haben [Wilson, 131]. Insofern müssen die jeweiligen ‘Kunsthorizonte’ im ganzen veraltet oder verjüngt werden. Nur damit erhält die so schwer zu datierende insulare Kunst ihre so lange vermisste Fixierung.

### **Ruthwell Cross und Bewcastle Cross**

Die Iren hämmerten ihre Hochkreuze aus Kalk- und Sandstein, sogar aus Granit. Hartgestein ist nicht der einfachste Werkstoff für einen angehenden Steinmetz. Insofern ist kritisch zu fragen, ob wir die oben genannten Kreuze eigentlich zu den angegebenen Zeiten erwarten dürfen. Das lässt sich mit einem Blick gleich auf ein frühes Kreuz wie das von Ruthwell beantworten. An einer Schmalseite wird „Christus als große Erscheinung“ gezeigt, umrahmt von einem Schriftband in lateinischen Majuskeln; die Gestalt ist im

Bereich von Heiligenschein und Füßen mit deutlicher Tiefe versehen. Sie wirkt damit wie zahlreiche Grabsteine auf dem Kontinent. Doch diese stammen weder aus dem 7., 8. oder 9. Jh., sondern aus dem 11., 12. und späteren Jahrhunderten. Gehen wir dazu nach Quedlinburg, wo drei Äbtissinnen in der ehemaligen Damenstiftskirche St. Servatius ihr Andenken bekamen:

„Alle drei Grabplatten sind von einem Ornamentband umrandet und weisen eine Mulde mit dem Reliefbild der Verstorbenen auf. Dieses wird von einer lateinischen Inschrift umzogen“ [Schulze-Dörrlamm in Clauß/Auschat, 309]

Nun sind diese Platten mit ihrer Höhe von 2,14 m knapp doppelt so hoch wie die Ruthwell-Darstellung. Außerdem sind sie aus Stuck gefertigt, also wesentlich leichter und feiner aus dem Material zu schneiden, als aus Sandstein zu hämmern. Wem das Beispiel zu groß und das Material zu 'handsam' ist, der wird gleichwohl in der Welt der romanischen Kirchen und Kreuzgänge fündig: etwa mit steinernen Pfeilerreliefs im Cloître von Moissac aus der Zeit um 1100 [Toman, 262], Fassadenfiguren in Saint-Gilles-du-Gard ab 1125 [Toman, 282], in Ripoll ab 1125 [Toman, 295], in Riesenbeck um 1130 [Toman, 313] in Arles ab 1133 [Toman, 287] oder (wieder in Stuck) in Gernrode ab 1100 [Toman, 312] oder... Wenn Stoll größere figürliche Abbildungen von den Inseln bringt, dann aus dem Zeit von 1130 in Chichester [Stoll, Abb. 44 f.] und aus dem letzten Drittel des 11. Jh. in Bristol [Stoll, Abb. 74 f.].

Nimmt man das Bewcastle-Kreuz noch hinzu, dann muss sein „Falkner“ noch mehr verwundern, ist doch die Figur nicht frontal dargestellt, sondern um 45° gedreht; so kann sie den Vogel sehr gut präsentieren. Sie wäre demnach noch jünger. Doch die beiden Laing [115; Übers. HI] kommen unter dem Zwischentitel „The beginnings of sculpture“ zu einem ganz anderen Resultat:

„Einige Unsicherheit umgibt die exakte Datierung der frühesten freistehenden Skulptur, die bislang durch die Datierung der Kreuze von Ruthwell (Dumfriesshire) und Bewcastle (Cumbria) etwas überschattet worden ist. Obwohl sie oft als Beginn der Skulptur in England bezeichnet worden sind, repräsentieren sie nichtsdestoweniger ein Entwicklungsstadium der northumbrischen Skulptur, bei dem diese Kunst bereits fest begründet ist.“

Mit anderen Worten: Nachdem die Kreuze nun einmal aus dem 7. Jh. zu stammen haben, fehlen einfach die notwendigen Entwicklungsschritte hin zu dieser Kunstfertigkeit! Beiden Laing ist die Problematik bewusst, aber sie können als Vorstufe nur die belanglose Nachricht vorbringen, Oswald habe im Jahr 633 vor einer Schlacht ein Holzkreuz errichten lassen [Laing, 116].

Die Lösung sieht grundsätzlich anders aus: Trotz Runen und uralter Königsnamen sind die Vorstufen im 10 und 11. Jh. zu finden, als Vorbereitung dieser hohen Kunst im frühen 12. Jh.!

## Vorläufer der Hochkreuze

Echte Vorläufer sind northumbrische Grabsteine, die mit dem Namen des Verstorbenen und einem herausgemeißelten Kreuz geschmückt wurden. Sie werden bislang dem 7. und 8. Jh. zugeschrieben [Laing, 117 f.], können aber bei hier vertretener Sicht aus 6. und 10. Jh. stammen. Es gibt auch direkte Vorgänger der freistehenden Hochkreuze. So wurden im schottischen **Aberlemno** (Forfar) zwei Kreuzplatten (Cross Slabs oder Pillar Crosses) gefunden, die bekanntere von beiden ist 2,3 m hoch. Bei ihnen ist das später freistehende Kreuz erhaben aus der Platte herausgearbeitet und mit piktischen Symbolen versehen. Die Datierungen schwanken zwischen 8. und 9. Jh. [en.wiki ↔ Aberlemno Sculptured Stones] und werden von uns ins **10. Jh.** gebracht. So bilden sie den Übergang zwischen den vorchristlichen Arbeiten der Pikten und den eigentlichen Hochkreuzen.

## Cynewulf und Aldhelm

Im Fall des Ruthwell-Kreuzes hat der in Runen eingemeißelte Schöpferhymnus die Beurteilung zusätzlich erschwert. Denn sein Dichter kann nur gemutmaßt werden: **Caemon** aus dem 7. Jh. oder **Cynewulf** (770–840) [en.wiki ↔ Dream of the Rood]. Renate Laszlo ist diesem Problem nachgegangen und hat zunächst im Hinblick auf den Text vom Ruthwell-Kreuz konstatiert:

„Die altenglischen Dichtungen sind erst in den Kopien aus der Zeit um das Jahr 1000 oder aus der ersten Hälfte des 11. Jhs. erhalten. Dazwischen klafft eine zeitliche Lücke von drei Jahrhunderten, in denen kein Rätsel und kein Gedicht aus dem Exeterbuch oder den anderen altenglischen Sammelhandschriften überliefert oder auch nur erwähnt wird“ [Laszlo 2006, 438; ohne Hvhg.].

Der Name Cynewulf ist ihr zufolge eine Erfindung des 19. Jh., gewonnen aus einer Art Akrostichon; der scheinbare Name ist bald durch eine rudimentäre Biografie und Daten mit Leben erfüllt worden [Laszlo 2006, 438 f.]. Der eigentliche Dichter könnte als Winchesters Kleriker Kenulphus 1008 gestorben sein. Aus der Zeit vor dem 10. Jh. sind noch keine angelsächsischen Literatur-Rätsel bekannt [ebd. 441-443]. Schon aus diesem Grund muss das Ruthwell-Kreuz verjüngt werden.

Ähnlich ist auch der hl. **Aldhelm** zu sehen, der die alte Kirche von Bradford-on-Avon um 700 oder um 1000 gegründet haben soll (s. S. 322). Er wäre der bedeutendste lateinische Dichter der altenglischen Epoche gewesen, doch bleibt er für Jahrhunderte unbekannt und unzitiert. Sein geschraubter Stil wird erst von dem Westsachsen **Æthelweard** in seiner lateinischen Chronik von 985 (wieder-)benutzt. Ob er mit Aldhelm identisch oder Aldhelm ein Phantasieprodukt war, lässt Laszlo [2006, 444-447] dahingestellt. Auf jeden Fall hat

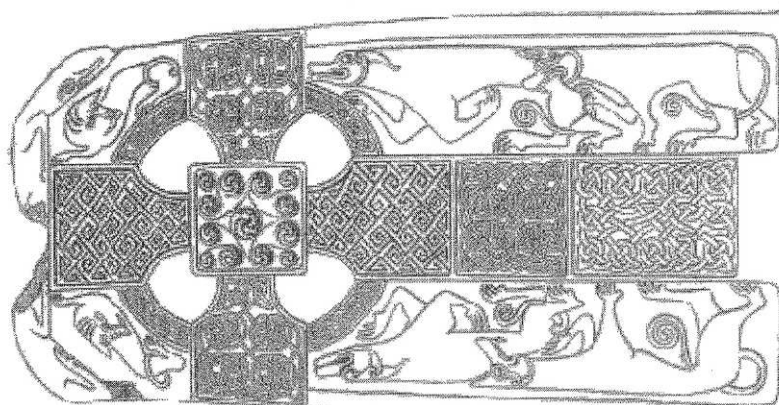


Abb. 10 Im schottischen **Aberlemno** stehen piktsche Steine und „cross slabs“, Plattenkreuze, Vorläufer der Hochkreuze [*drbongs*: wiki ↪ Celtic Art in Pagan and Christian times]. Wegen piktscher *und* christlicher Symbolik ins 8./9. Jh. taxiert, hier ins 10. Jh.

Æthelweard mit seiner Chronik eine verlorene Fassung der *Angelsächsischen Chronik* ins Lateinische transponiert [en.wiki → Æthelweard (historian)].

### Plastische Steinmetzkunst

Andere Kreuze wie das von Moone bringen am Sockel einfachste Birnköpfe, wie sie ab 1020 auf dem Festland – voran das per Inschrift datierte Tympanon von St-Genie-des-Fontaines [Abb. vgl. Illig 1996a, 199] – vielfach auftreten [Toman, 258]. Warum sie in Moone bereits im 8. oder sogar 7. Jh. hätten skulptiert werden können, bleibt ein Rätsel.

Irische und angelsächsische Traditionen in allen Ehren, aber dass Völker, die bis dahin niemals mit plastischen Steinarbeiten hervorgetreten sind, sich sofort an die Spitze der Bewegung stellen könnten und den Steinmetzen vom Kontinent um mehrere Jahrhunderte vorausziehen, ist nicht vorstellbar. Viel einfacher ist der Nachweis, dass gerade die Zeit von den Römern bis 730 praktisch ausschließlich durch Bedas Feder bekannt ist, dessen Anachronismen wir bereits hinreichend kennen [vgl. Illig 1999, 125-127; 2010] und den ich deshalb nach 1000 ansetze [ebd. 2010, 168].

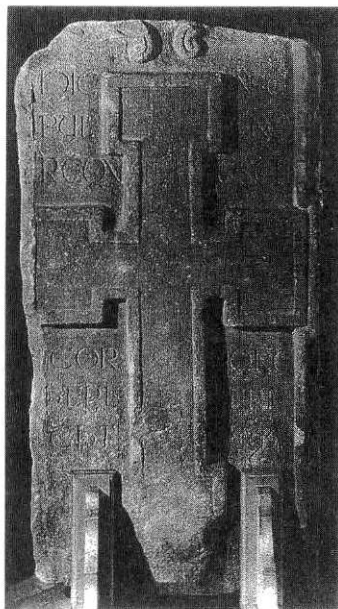
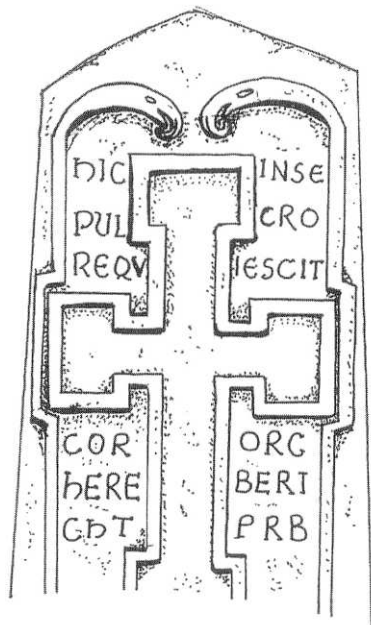


Abb. 11. Grabstein mit eingearbeitetem Kreuz, sog. **Herebert** oder **Herebericht Stone**, Monkwearmouth [Laing, 118; Campbell, 75]. Vom 8. ins 10. Jh.

Oder nehmen wir am Südkreuz von Monasterboice die Szene mit Sündenfall und Vertreibung aus dem Paradies. Die dem 9. oder 10. Jh. zugeschriebene Darstellung ist zwar plump, aber doch gut gegliedert. Wo hätte es so etwas auf dem Kontinent vor 1030 gegeben? By the way: Der Baum der Erkenntnis ist hier so ähnlich dargestellt wie am Externstein-Relief die umgeknickte Himmelsstütze mit ihrem Volutenabschluss, die bei der Kreuzabnahme als Stütze verwendet wird. Dieses Relief wird auf 1115 bis 1130 datiert [Toman, 313 f.], doch das Kreuz von Monasterboice wird spätestens bei 925 angesetzt. (Dieses irische Kunstwerk ist Jürgen Spanuth [134-138] bei seinen einschlägigen Überlegungen entgangen.)

### Resümee

Die gesamte irisch-schottisch-englische Kreuzeskunst wird bislang um Jahrhunderte zu früh angesetzt. Man wird gut daran tun, die Hochkreuze in der Zeit zwischen 1000 und 1200 zu versammeln. Dann greifen auch die Vergleiche mit den irischen Handschriften wieder, denn die berühmteste, das *Book of Kells*, wurde bereits vor 19 Jahren mit ganz anderen Begründungen dieser späteren Zeit zugewiesen [Illig 1996a, 323-326]. Die Umdatierungen bestätigen sich nunmehr wechselseitig. Zur übergreifenden Darstellung s. S. 362.

#### **Kleiner Anhang zu Willibrord** (angeregt von Robert Soisson, Luxemburg)

Das erste iro-angelsächsische Kloster auf dem Festland hat der Wanderprediger Willibrord 697/98 beim späteren Echternach gegründet, womit er zum Nationalheiligen von Luxemburg avancierte. Bereits 751 wurde das Kloster königliche Abtei der Karolinger.

„785 bestätigte Karl der Große, der selbst das Kloster ein Jahr lang leitete, dem Kloster Echternach die von seinem Bruder Karlmann I. († 771) gemachte Schenkung der »villa Officinus« an der Lieser, worüber aber keine Urkunde ausgestellt worden war (Goldenes Buch der Abtei Echternach, heute in der Forschungsbibliothek Gotha, Signatur »Memb. I 71«)“ [wiki → Reichsabtei Echternach].

Beschämt sehen wir heutigen Tagediebe, dass Karl neben allem anderen auch Zeit dafür hatte, selbst ein Kloster zu leiten; außerdem können wir bestaunen, wie eine Urkundenüberlieferung ohne Urkunde aussieht. Die heutige Kirche ist eine Nachempfindung nicht der iro-angelsächsischen oder karolingischen, sondern der romanischen Abteikirche. Die Vorgänger: 1016 durch Brand zerstört, 1031 Neubau, 1794 durch französische Revolutionstruppen beschädigt, dann Einbau einer Fayence-Fabrik und Verfall, 1868 neuromanischer Neubau, im Zweiten Weltkrieg zerbombt und gesprengt, 1953 Neubau in romanischem Stil; keine iro-angelsächsischen oder karolingischen Überreste.

Die sprichwörtliche Echternacher Springprozession wird noch immer alljährlich durchgeführt: 2 vor, 1 zurück oder 3 vor, 2 zurück – doch das wurde 1947 abgeschafft. „Seither springt man nur noch mit seitlichen Schritten vorwärts“ [wiki ↔ Echternacher Springprozession], eine für Auswärtige nicht leicht nachzuahmende Schrittfolge, aber vielleicht der Größe Luxemburgs angemessen.

Den frühesten Hinweis auf die Springprozession soll Abt Berno von Reichenau gegeben haben (1008–1048 in dieser Funktion). Doch trotz der schönen Formulierung: „magno tripudio« (mit einem großen Dreisprung)“ weiß sein Nachfolger, der 1110 gestorbene Abt Thiofrid, zwar von einer Prozession, aber nichts von Springen oder Tanzen [ebd.].

Zur heurigen Prozession kam eine irische Abordnung von Kloster Rath Melsigi; dort wurde Alkuins Schüler Willibrord wie andere Angelsachsen auf seine Missionsaufgabe vorbereitet. Zumindest der Klosterstandort ist mittlerweile dank der Forschungen eines Professors bekannt, der auch den Festvortrag *Willibrord. Echternach and Ireland - the Irish Origins of Christianity in Luxembourg* hielt. Dabei trug er vor:

„„Die autobiographischen Einträge in Willibrords Kalender sind einzigartige Dokumenten«, so Professor Dáibhí Ó Cróinín. Auch würde zum ersten Mal in der Geschichte die Bezeichnung Anno Domini in Willibrords Kalender auftauchen“ [Jeck].

Der ‘Apostel der Friesen’ soll von 658 bis 739 gelebt und gewirkt haben. Zugleich habe er als Erster die Bezeichnung „Anno Domini“ benutzt. Als ihr maßgeblicher Verbreiter gilt Beda Venerabilis (672–735).

„Er führte in die Geschichtsschreibung die Datierung nach Christi Geburt ein, gemäß der Zeitrechnung des Dionysius Exiguus; vermittelt durch Bonifatius setzte sie sich auch auf dem Festland durch“ [ökumene ↔ Beda „Venerabilis“]

Auf Bedas Grabstein soll der schöne Spruch stehen: „Haec sunt in fossa / Bedae venerabilis ossa“ [ebd.], allerdings sind zu seiner vermeintlichen Sterbezeit lateinische Endreime noch nicht Usus gewesen. (*Wikipedia* [↔ Beda venerabilis] sieht den Hexameter, aber nicht den Endreim.)

Willibrord muss Bedas Kalenderrechnung fast von der schottischen Grenze quasi über Nacht ins unwegsame Friesland übermittelt bekommen haben, ein Qualitätsbeweis für die damalige postalische Übermittlung.

## Literatur

- Cahill, Thomas (1998): *Wie die Iren die Zivilisation retteten*; Goldmann, München  
Campbell, James (Hg. 1991): *The Anglo-Saxons*; Pinguin, Harmondworth  
Clauß, Gisela / Auschrat, Herbert (Hg. 1992): *Das Reich der Salier 1024–1125*. Katalog zur Ausstellung des Landes Rheinland-Pfalz in Mainz; Thorbecke, Sigmaringen



- Cork = *University College Cork. Documents of Ireland. Text and Image:*  
 drbongs = [http://www.drbongs.co.uk/images/s\\_stones-a1.....1.jpg](http://www.drbongs.co.uk/images/s_stones-a1.....1.jpg)  
 farm4 = [http://farm4.static.flickr.com/3187/2834818556\\_b15fccf4cf.jpg](http://farm4.static.flickr.com/3187/2834818556_b15fccf4cf.jpg)  
 flickr = <https://www.flickr.com/photos/poto-originalz/50000169307>
- Hellenkemper, Hansgerd (Hg. 1983): *Irische Kunst aus drei Jahrtausenden · Thesaurus Hiberniae* [Ausstellungskatalog für Wallraf-Richartz-Museum, Köln]; Köln  
 Herren, Michael / Brown, Shirley Ann (2002): *Christ in Celtic Christianity: Britain and Ireland from the Fifth to the tenth century*; Boydell, Woodbridge
- Illig, Heribert (2015): Fiktive Hammaburg im Riesenformat; *Zeitensprünge* 27 (1) 139-167
- (2010): Beda multiplicabilis: Ein Wissenschaftler des 11. Jh. als Sammelbegriff; *Zeitensprünge* 22 (1) 163-168
  - (2007): St. Pantaleon – vier Rekorde fürs Guinness. Sven Schütte als karolingischer Lückenbüßer; *Zeitensprünge* 19 (2) 341-369
  - (1999): *Wer hat an der Uhr gedreht?* Econ, München, danach Ullstein, Berlin
  - (1996b): Flechtwerk und Ketzertum. Langobardische Notizen II; *Zeitensprünge* 8 (4) 448-477
  - (1996a): *Das erfundene Mittelalter*; Econ, Düsseldorf, heute Ullstein, Berlin
  - (1992): Wann lebte Mohammed? Zu Lülings 'judenchristlichem' Propheten, zur Frühzeit des Islam und ...; *Vorzeit-Frühzeit-Gegenwart* 4 (2) 26-41
- Jeck, Marc (2015): Am Rande der diesjährigen Springprozession und im Hinblick auf die große Willibrord-Ausstellung im Jahre 2017. Irische Spurensuche in Echter-nach; *Luxemburger Wort*, 30. 05.
- Laszlo, Renate (2006): Der hypothetische Dichter Cynewulf; *Zeitensprünge* 18 (2) 435-448
- megalithic = *Irish High crosses*;  
<http://www.megalithicireland.com/High%20cross%20castledermot.htm>
- Meyer-Sickendiek, Ingeborg (2000): *Gottes gelehrte Vaganten. Die Iren im frühen Europa*; VMA, Wiesbaden
- ökumene = [https://www.heiligenlexikon.de/BiographienB/Beda\\_Venerabilis.htm](https://www.heiligenlexikon.de/BiographienB/Beda_Venerabilis.htm)
- Richter, Michael (1996): *Irland im Mittelalter. Kultur und Geschichte*; Beck, München
- Schoeps, H. Joachim (1949): *Theologie und Geschichte des Judenchristentums*; Tübingen
- sheep-travel = [http://sheep-travel.com/to\\_see/monasterboyce\\_abbey.htm](http://sheep-travel.com/to_see/monasterboyce_abbey.htm)
- Spanuth, Jürgen (1980): *Die Philister, das unbekannte Volk*; Zeller, Osnabrück
- Stoll, Robert Th (²1977): *Britannia Romanica. Die hohe Kunst der romanischen Epoche in England, Schottland und Irland*; Schroll, Wien (Fotografien Jean Roubier)
- Streit, Jakob (²2001): *Sonne und Kreuz. Irland zwischen Megalithkultur und frühem Christentum*; Urachhaus, Stuttgart
- Toman, Rolf (Hg. 1996): *Die Kunst der Romanik · Architektur · Skulptur · Malerei*; Könemann, Köln (Fotografien Achim Bednorz)
- wiki = *Wikipedia Die freie Enzyklopädie* <http://de.wikipedia.org/wiki/> ↔ Artikel  
 und <https://en.wikipedia.org/wiki/> ↔ Artikel
- Wilson, David Mackenzie (1984): *Anglo-Saxon art. From the seventh century to the Norman Conquest*; Thames & Hudson, London

# Frühmittelalter auf den britischen Inseln

Zusammenführung durch Heribert Illig

„Das Datieren der christlichen angelsächsischen Zeit ist nicht leicht. Es gibt nur wenige absolute Daten“ [Wilson, 15].

Zumindest gäbe es eine klare zeitliche Dreiteilung:

bis ca. 600 Landnahme und heidnische Zeit (frühsächsisch),

bis ca. 800 Festigung der Königreiche, Christianisierung (mittelsächsisch),

bis 1066 Wikingereinfälle (spätsächsisch) [Capelle, 19].

Aufbauend auf eigenen früheren Gedanken [Illig 2011; 1999, 93-99] wurde in den beiden voranstehenden Aufsätzen bereits gezeigt, dass die erste und dritte Phase aus bauhistorisch-archäologischer Sicht weit überdehnt sind, während sich die mittlere gar nicht manifestiert, doch umso besser in den Chroniken vertreten ist. Da kann es nicht überraschen, die insulare Geschichte von vielfältigen Widersprüchen zerrissen zu finden, die sich keineswegs leicht auflösen lassen.

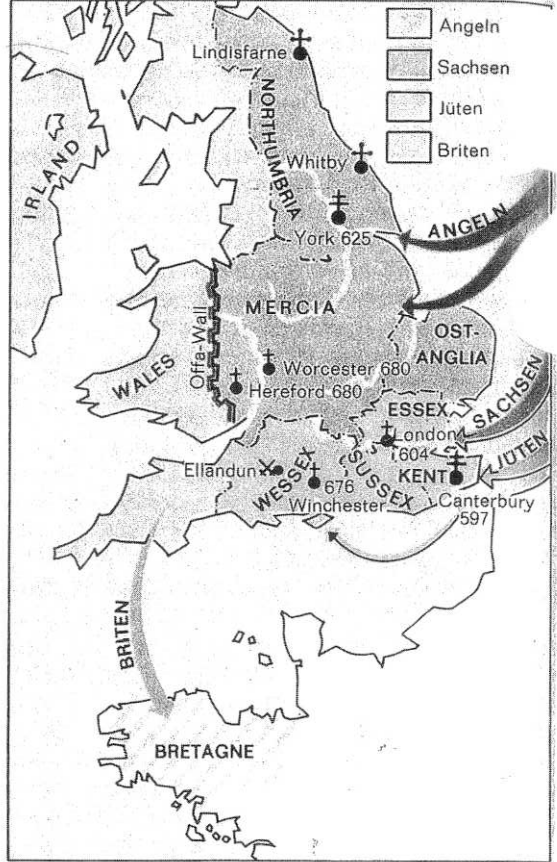
## Das Eindringen von Angeln, Sachsen und Jüten

Gemeinhin wird davon ausgegangen, dass nach dem Abzug der Römer sich die keltischen Britannier der Pikten aus dem Norden nicht mehr erwehren konnten und 449 Germanenstämme vom Festland aufforderten, ihnen beim Abwehrkampf zu helfen. Aus der Hilfe wurde bald Vereinnahmung des Landes, worauf Teile der Britannier nach Wales oder in die seitdem nach ihnen genannte 'kleine' Bretagne flohen, während die Germanen recht gemächlich Reiche gründeten, die sich wie etwa Deira und Bernicia dann zu größeren Gebieten vereinten, in diesem Fall 604 zu Northumbria. Und die Anfänge? Deira war ein kleines Königreich, „das im 6. Jahrhundert historisch fassbar wurde“ [wiki → Deira]. So sieht es auch der Archäologe Torsten Capelle [99]:

„Die größeren Königreiche haben sich alle erst im Laufe des späten 6. Jahrhunderts herausgebildet. Damit erscheinen sie deutlich später als die ersten angelsächsischen Siedlungen.“

So weit wäre das nachvollziehbar. Aber er sieht in seinem Buch von 1990 mehrere Strömungen:

„Daher wird man zu Recht von einer ersten sehr frühen Phase der Überlagerung und kontrollierten Ansiedlung sprechen dürfen, die etwa von 360 bis 410 gedauert haben mag. Erst danach setzte die eigentliche Landnahme bis in die Mitte des 5. Jahrhunderts ein, das heißt, während die Römer Britannien endgültig aufgaben.“ [Capelle 1990, 11]



**Heptarchie und Landnahme durch Angeln, Sachsen und Jüten (5. Jh.)  
Kampf der Angelsachsen gegen Dänen und Norweger im 9. Jh. [KHH 128]**

Jedoch:

„Demnach fand der ‘adventus Saxonum’ seit dem Ende der römischen Herrschaft 407 statt“ [ebd. 13 f.] (ausführliches Zitat s. S. 334).

Da hat also das Vordringen von 449 einen ‘Vorlauf’ von 42 oder sogar rund 90 Jahren. Alexander Glahn [2012] hat gewissermaßen offene Türen eingearannt, als er die Landnahme von 449 ebenfalls kritisch hinterfragt hat [Glahn 2010, 117]. Doch er geht noch weiter. Unter Bezug auf denselben Archäologen sieht er Sachsen bereits nach 250, präziser ab 290 als römische Foederaten auf der Insel angesiedelt [Glahn 2010, 121, 126; 2015, 302]. In diesem Fall hätte Vortigern als römisch-keltischer Feldherr Mitte des 5. Jh. nicht sächsische Söldner vom Festland zum Kampf gegen die Pikten geholt, sondern in Britannien bereits ansässige Germanen, wobei Glahn [2010, 133 f.] sich auf Widukind von Corvey beziehen kann. Demnach hätten die Römer bei ihrem Abzug existierende „germanische Vasallenstaaten“ hinterlassen [ebd. 135].

Glahn sieht bereits damals Dänen (Jüten) auf die Insel kommen, ein Angriff, der dann im 9. Jh. als großes Wikingerheer ein zweites Mal in die Geschichtsbücher kam: Seiner Ansicht nach entsprechen die Jahre 409–423 und 436–440 den Jahren 865–879 und 892–896, wenn man der *Angelsächsischen Chronik* vertrauen will [Glahn 2012, 674]. So öffnet sich angesichts spärlicher Schriftquellen Freiraum, die Königtümer deutlich früher anzusetzen. Harmoniert das mit der Verbreitung christlicher Glaubensinhalte?

### **Die Christianisierung bei Briten, Iren und Schotten**

Bislang unwidersprochen steht die Aussage im Raum, Papst Gregor I. habe spontan 597 mit Augustinus und Paulinus die ersten Missionare nach Britannien geschickt, worauf die Inselbewohner zum Christentum bekehrt worden seien. Warum war dies notwendig? Bereits in der römischen **Britannia** haben Christen gelebt, und das Staatschristentum ist wie überall im Reich 395 eingeführt worden.

„Im Gefolge der lateinischen Schrift und Sprache war wohl schon im 2. Jahrhundert n.Chr. das Christentum auf den Britischen Inseln heimisch geworden. Im späten 4. Jahrhundert hatte es als offizielle Religion des Römischen Reichs eine begünstigte Stellung erlangt, so dass christliche Gemeinden auch nach dem Abzug der Römer aus Britannien diesseits und jenseits des Hadrianswalls fortbestanden“ [Maier, 31].

So die herrschende Meinung. Bereits auf der Synode von Arles (314) waren drei Bischöfe von den Inseln vertreten. In St. Alban’s dürfte es bereits einen konstantinischen Kirchenbau gegeben haben, zu Ehren von Alban, dem ersten Märtyrer Englands, der um 300 enthauptet worden sein soll [Stoll, 279]. „In Canterbury stand die römische St. Martinskirche noch in Gebrauch, als

Augustinus kam“ [Stoll, 14]. „Eine zweite verfallene Kirche aus römischer Zeit ließ Augustinus instandsetzen, zugleich begann er mit dem Bau von St. Peter und Paul“ [Stoll, 14]. Hier werden zwei spätrömische Bauten genannt, die 200 Jahre nach dem römischen Abzug für den Gottesdienst bereitstanden bzw. rasch renoviert werden konnten.

Bischof Germanus von Auxerre wird zweimal, 429 und 447, nach England beordert, um das Vordringen des Pelagianismus aufzuhalten [Stoll, 13]; eine Häresie setzt jedoch eine große Schar von Gläubigen voraus, nicht nur einzelne zurückgebliebene und verblendete Schäfchen. Wer den Chroniken Glauben schenkt, muss dann auch ihren Inhalt akzeptieren. Von 449 bis 473 bekämpfen Angeln, Sachsen und Jüten in brutaler Weise die Britannier, wobei laut Beda Priester und Bischöfe genauso wie das Volk erschlagen werden [Laszlo 2007, 95]. Es gibt dort auch einen Kleriker Gildas (\* 493–570) [vgl. Laszlo 2007, 94 f.], der in seiner Chronik ‘Kollegen’ kritisiert: „Britannien hat Priester, aber sie sind Narren; viele Geistliche, aber sie sind schamlos; Kleriker, aber sie sind verschlagene Plünderer“ [wiki → Gildas].

Diese verstreuten Hinweise auf Kirchenmitglieder werfen einzelne Lichtspots auf die Zeit zwischen 410 und 597, leuchten sie aber nicht aus. Wenn dann Papst Gregor I. die Missionierung jenseits des Kanals beginnen lässt, bleibt der Weg noch immer steinig. Augustinus betritt 597 die britannische Inseln, es folgen 601 Mellitus und Justus. Gregor scheint vor lauter Freude über gerettete Seelen sein päpstliches Lehramt zu vergessen:

„Die Erfolge verleiteten Papst Gregor auch zu euphorischen Visionen. An großen Festtagen sollten auch weiterhin – wie gewohnt – Rinder geschlachtet und Gelage gefeiert werden: primitiven Menschen müsse gestattet sein, ihr Ziel gemach statt in jähren Sprüngen zu erreichen, schrieb der Papst. Den neu gewonnenen Christen blieb auch die Wahl zwischen römischen, fränkischen oder keltischen Liturgien überlassen. Andererseits wurde der Klerus strenger römischer Disziplin unterstellt“ [ökumene → Augustinus von Canterbury].

Wenn das römische Töne gewesen waren, dann waren es päpstliche Misstöne. Doch der geistliche Vorstoß erlahmt 604 mit dem Ableben von Augustinus und Papst Gregor. Erst nach der Synode von Whitby, 664, führt Theodor von Canterbury (urspr. von Tarsus) die Aufgabe zum Erfolg. Aber welche angelsächsischen Bischöfe hätte es gegeben, die an dieser entscheidenden Synode überhaupt teilnehmen konnten und obendrein stark genug waren, sich gegen ihre iroschottischen Amtskollegen bei Ritus und der Osterrechnung durchzusetzen?

Diese Bischöfe scheinen aber keine Kirchen gehabt zu haben. Nur drei noch existente Kirchen werden, herkömmlich datiert, vor 664 angesetzt (s. S. 308). Aus hier vertretener Sicht können die noch bestehenden angelsächsi-

schen Kirchenbauten generell kaum älter als ca. 590 gemacht werden, zumeist rücken sie in die Zeit nach 911. Insofern hingen nach 410 Teile der romanisch-britannischen Bevölkerung mehr schlecht als recht am christlichen Glauben, während die eingewanderten germanischen Völkerschaften ihren altvertrauten Göttern treu blieben. Für sie war dann tatsächlich eine zweite und dritte Mission vonnöten. Ob ein vereinigender Vorgang wie die Whitby-Synode realiter geschah, muss dahingestellt bleiben.

### *Irland*

Die grüne Insel hat nie zum römischen Reich gehört. Zwar sieht man auch hier schon Christen ab dem 3. Jh. [wiki → Iroschottische Kirche]. Mangels früher Christen begann die römische Mission hier 160 Jahre früher als in Britannien. Im Jahr 431 wurde Bischof Palladius von Papst Coelestin I. zu den Iren geschickt, wie Prosper von Aquitanien berichtet. Nur ein Jahr später soll Patrick (Patricius), auf der Hauptinsel geboren, den Iren den wahren Glauben gepredigt haben. Allerdings scheint die zarte Pflanze des neuen Glaubens fast zertreten worden zu sein, denn vom späten 5. bis zum späten 6. Jh. konnte das Christentum scheinbar nur an extrem ausgesetzten Orten wie der Insel Skellig Michael überleben [Cahill, 182 f.]. Diese Ansicht kollidiert mit den Schriftquellen, denn beide Columbanus sind während dieses 6. Jh. zur Mission ausgezogen: Der Ältere (522–597), Colum Cille „die Taube Gottes“ genannt, missionierte in Irland und Schottland und starb justament dann in dem von ihm an der Westküste Schottland gegründeten Kloster Iona, als sich die katholische Kirche Britannien zugewendet haben soll. (Dieser Columba stand übrigens auch an der ‘Wiege’ des Ungeheuers von Loch Ness wie auch aller Copyright-Probleme. Als er unerlaubt ein Buch abschrieb und es zum „Bücherkrieg“ kam, beendete der Hochkönig den Streit mit dem Satz: „Das Kalb gehört zur Kuh, die Kopie zum Buch“. So fiel die Kopie an den Buchbesitzer [Meyer-Sickendiek, 135 f.]

Columban der Jüngere (540–615) betätigte sich im merowingischen Franken, in der heutigen Schweiz und in Oberitalien (Bobbio). Er gründete im französischen Jura das Kloster Luxeuil, das sich fortpflanzte nach

„Rebais, Jumièges, Fontenelle (Saint Wandrille), Chelles, Faremoutier, Corbie, Saint Omer, Saint Bertin, Remiremont, Hautvillers, Montiérender, Saint-Valéry-sur-Somme, Solignac u. a.“ [Meyer-Sickendiek, 161],

auch nach Weltenburg, Herrenchiemsee oder Salzburg. Da die fränkischen Könige seit 496 getauft waren – zumindest wurde dieses Ereignis 1.500 Jahre später in Frankreich im Beisein des Papstes anno 1996 begangen –, könnte man sich wundern, was es dort eigentlich zu missionieren gab, sofern die Franken dem Christentum treu geblieben wären. Im Gebiet von Raetien und Noricum war hingegen unter Theoderich († 526) die Staatskirche arianisch,

weshalb es hier vielleicht Hirten brauchte, um die Herde wieder auf den rechten, römischen Pfad zu bringen.

Die Kirche Irlands unterschied sich lange Zeit von der römischen, weil ihre Bischöfe den klösterlichen Äbten untergeordnet blieben. Deshalb hatten Bischöfe keine Diözesen; gebräuchlich waren eine abweichende Osterberechnung, eine andere Tonsur und zahlreiche kleinere Klöster.

### *Schottland*

Über den Hadrianswall (und den Antoniuswall) kamen noch früher Missionare. Vor Colum Cille soll der hl. Ninian bereits ab 397 – also noch vor Palladius und Patrick bei den Iren – den südlichen Pikten die Frohbotschaft ‘hinter den Wällen’ verkündet haben. Gewährsmann dafür ist einmal mehr Beda, da zeitgenössische Schriftquellen aus Schottland fehlen. Ninians Vita entstand erst 1160, ebenso wie die des späteren Nationalheiligen Mungo (alias Kentigern) [Maier, 32 f.]. Das älteste greifbare Zeugnis ist ein Widmungsstein aus Whithorn (Galloway), den ein Latinus zusammen mit seiner Tochter aufgestellt hat: TE DOMINUM LAVDAMUS mit einem Chi-Rho-Symbol; er wird der Zeit um 450 zugewiesen [Maier, 31 f.]. Columban gründete 563 sein Kloster Iona auf der gleichnamigen Hebrideninsel. Der hl. Cainnech (Kenneth) soll nach 565 die erste Kirche Schottlands in St Andrews errichtet haben.

Der weitere Gang der Geschichte liegt im Dunkeln, weshalb ein Satz wie: „Bis gegen das Ende des 7. Jahrhunderts war schließlich ganz Schottland christianisiert“ [oestermann] durch nichts gedeckt ist. Ebenso wenig muss die uns präsentierte, stark perforierte Missionsgeschichte stimmen. Immerhin erscheint es bemerkenswert, dass die katholische Kirche die Angelsachsen so viel später erreichen wollte als Iren, Pikten und Skoten.

Offen muss bleiben, ob die päpstlichen Missionare Augustinus und Paulinus für die Angeln und Sachsen in der Zeit um 600 real oder fiktiv oder vielleicht früher tätig waren. Nachfolgende Abwägungen bei Münzen legen ein deutlich früheres Auftreten nahe.

### **Die staatliche Entwicklung bei Britanniern und Angelsachsen**

Es ist ein Verdienst von Hans Constantin Faußner, für Mitteleuropa wie für das ehemalige Britannien herausgearbeitet zu haben, dass die uns bekannten Herrscher nach Ende der weströmischen Herrschaft keineswegs allein aus eigener Machtvollkommenheit Throne besetzten, sondern dass die byzantinischen Kaiser in Italien, Baiern, im Frankenland und in Britannien Titel verliehen, die zumindest nominell eine Unterordnung unter den Kaiser bedeuteten. Rechtskonstruktionen, die bei Baiern und Franken nahtlos an die Zeit vor 476 anknüpften – der ‘Untergang Roms’ war keinen Tag lang ein Untergang der

römisch-byzantinischen Kaisermacht –, müssen auch in Britannien erwartet werden. Faußner hat sie aufgezeigt.

Der Rechtsgelehrte sieht gegen 400 das damals noch nicht Baiern genannte Land durch den Föderationsvertrag von Stilicho (stellvertretend für den minderjährigen Honorius) entstehen und ab da durchgehend bestehen. Zu entsprechenden Föderationsverträgen für „*Frankenreiche innerhalb der römischen Grenzen* kam es wohl erst im 2. Viertel des 5. Jh.“ [Faußner, 45].

„Nicht anders als in Gallien entschloß man sich auch für das *römische Britannien* zur Ansiedlung germanischer Völkerschaften in der Rechtsform des *regnum*, wie es sich in Raetien/Noricum bewährte. So konstituierten sich in der zweiten Hälfte des 5. Jhs. die sieben Kleinkönigreiche Essex, Sussex, Wessex, Northumberland, Ostanglien, Mercien, Kent und schlossen sich zum Staatenbund, zu der *Heptarchie*, zusammen. Und *Kaiser Anastasios (491–518)* bestellte einen Reichsstatthalter, ebenbürtig dem Franken Chlodwig. Dieser wird in der Angelsächsischen Chronik mit *Bretwalda* bezeichnet und wurde von den Königen der Heptarchie aus ihrer Runde erwählt. Solches zeigte er dann dem Kaiser an, auf daß ihn dieser in seiner kaiserlichen Funktion, die *imperium* genannt, bestätigte. Auch hierin die Parallele zum Rex Francorum in Wahl, Anzeige und Bestätigung mit Kodizill“ [ebd. 46].

Der sonst Zeitensprüngen abgeneigte Faußner hat hier kommentarlos die sieben Königreiche der Heptarchie bereits vor 500 entstehen lassen, während herrschende Lehre den Regierungsbeginn der jeweils ersten Könige zwischen 446 und 585 ansetzt (nach dem Land stehen Hauptstadt und erster König):

- Kent, Canterbury: Withgisl vor Hengist **446–488** und Horsa **446–455**,
- Sussex, Chichester: Ella **477–519**, Kissa **519–590 (!)**; dann ab **648**,
- Wessex, Winchester: Kerdik **519–534**,
- Essex, London: Erkenwin **527–587** (60 Jahre !),
- Bernikia, Bamborough (später Northumbria, York): Ida **547–559**,
- Deïra, Yorkshire und Durham (später Northumbria, York): Ella **559–588**,
- East Anglia, St. Edmundsbury: Uffa **571–578**,
- Mercia, Lincoln: Kridda **585–593** [Grote, 390-392].

Die Zahl der Königreiche nimmt ständig ab:

- 800 (Ca.-Angabe) wird East Anglia von Mercia dominiert;
- 823 geht Sussex in Wessex auf;
- 825 dito Kent, das vorher auch von Mercia beherrscht worden ist;
- 829 muss sich Northumbria Wessex unterwerfen;
- 858 geht Essex endgültig in Wessex auf, gerät aber unter dänische Besatzung und wird 880 Teil des Danelag;
- 874 wird Rest-Mercia von den Dänen besiegt.

Bald nach Kridda wird herkömmlich der reichste Grabfund von Großbritannien, das Glanzstück des *British Museums*, angesetzt.



## Bezugspunkt Sutton Hoo

Das Begräbnis von Sutton Hoo gehört zu den größten archäologischen Funden Großbritanniens. Der zugehörige Friedhof mit 18 Grabhügeln ist ab 1938 ausgegraben worden; nur ein Jahr später kam es im Sommer zur spektakulären Aufdeckung eines Schiffsbegräbnisses ganz eigenen Charakters [Evans]. Denn das hölzerne Schiff war zur Gänze verrottet, zeichnete sich aber in allen Details samt den eisernen (!) Plankennägeln im Boden ab. Und der Bestattete fehlte! Niemand weiß, ob er jemals dort bestattet lag. In effigie?

Hier ist nicht der Ort, um diese außerordentliche Grablege insgesamt zu würdigen, es geht nur um die Verbindung einheimischer und importierter Funde und um die Datierung. Als archäologischen Beleg für seine Bretwalda-These führt Faußner aus den reichen Beigaben eine 5,6 kg schwere Silberplatte an,

„mit vier Kontrollstempeln aus der Regierungszeit Kaiser Anastasios am Außenboden. [...] Sie war wohl das Ehrengeschenk dieses Kaisers für seinen ersten *Bretwalda* bei seiner Bestellung“ [ebd. 46 f.].

Für Faußner ist die Schüssel also zeitgenössisch und vom 518 gestorbenen Anastasios dem Grabherrn gestiftet. Üblicherweise wird eine „bei der Niederlegung gut ein Jahrhundert alte silberne Schale“ [Capelle, 93] gesehen oder deutlicher: „die Schüssel war zum Zeitpunkt des Begräbnisses eine Antike“, die nur zwei Kontrollstempel trägt [Evans, 57]. Können die übrigen Funde diese Veraltung um ein ganzes Jahrhundert bestätigen?

Schwer zu datieren sind andere Silberschalen aus dem Mittelmeerraum, irische, also spätkeltische Hängebecken und eine sog. koptische Bronzeschale. Die skandinavischen Waffen und die angelsächsischen Beigaben wie Trinkhörner oder Leiern sind ebenfalls nicht aufs Jahr zu bestimmen. Gänzlich fehlt kentisches wie fränkisches Glas, das sonst in angelsächsischen Gräbern gefunden wird [Capelle, 97].

Hätte Faußner Recht, müssten auch die 37 merowingischen Goldmünzen aus dieser Bestattung um 100 Jahre älter gesehen werden, denn wegen ihnen wird das spektakuläre Begräbnis bislang zwischen 625 und 635 angesetzt [vgl. Illig 2010, 446] und dem Bretwalda Raetwalda von East Anglia zugeordnet, der um 625 gestorben sein soll [Capelle, 96; wiki → Sutton Hoo]. Eine Umdatierung erscheint bei den Prägungen möglich, weil die Merowinger – anders als die Angelsachsen – selten ihre Könige auf den Münzen verewigt haben, sondern Münzmeister und -orte. Der Zeitpunkt des Begräbnisses wird „um oder sehr bald nach 625“ [Capelle, 96] gesehen.

Glahn hat in Kenntnis von Faußners früheren Arbeiten bereits überlegt, wer tatsächlich unter Sutton Hoos größtem Grabhügel begraben worden sein könnte. Nach Prüfung und Relativierung der Münzen aus dem Grab schlägt er

anstelle des wohl 625 gestorbenen Raedwalda dessen Ur-Ur-Großvater Wilhelm Hrypping vor, der ca. 500 gestorben sein müsste [Glahn 2012, 667 f.], aber weder König noch Bretwalda war. Raedwaldas Großvater ist übrigens Wuffa, der Begründer der Wuffingas als herrschender Dynastie East Anglias. Doch auch hier steckt der Teufel wieder einmal im numismatischen Detail.

„In den Jahren nach der Ausgrabung ließ die geschätzte Datierung für die Münzsammlung vermuten, dass das Begräbnis in der zweiten Hälfte des siebten Jahrhunderts stattgefunden hatte, zwischen 650 und 660, eine Datierung, die im Konflikt stand mit dem Dekorationsstil der Metallarbeiten und dem religiösen Glauben in einem christlichen East Anglia. 1960 wurde jedoch die Chronologie der merowingischen Münzen, von der die Datierung der Sutton Hoo-Münzen abhängt, *drastisch revidiert* und eine Datierung um 625 für die letzten Münzen im Sutton Hoo-Grab wahrscheinlich gemacht“ [Evans, 109; Hvhg. III].

Was war geschehen? Man hat eine relative Rechnung für die merowingischen Goldmünzen zwischen 575 und 675 aufgemacht. Da man davon ausging, dass in diesem Jahrhundert der Goldgehalt der merowingischen Tremisses stetig abgenommen habe,

„wurde der Goldgehalt von über 700 Tremisses bestimmt und eine Chronologie erstellt, die bestätigte, dass die letzten Münzen der Sutton Hoo-Kollektion auf ca. 625 datiert werden können, entsprechend dem Zeitpunkt des Todes eines der größten Könige von East Anglia, von Raedwald“ [Evans, 109].

Also eine vorbestimmte Punktlandung, die der Kritik alle Türen öffnet. Was wäre herausgekommen, wenn man einen anderen König anvisiert hätte? Und was, wenn man nicht nur die merowingischen Goldmünzen von 575 bis 675, sondern alle ab ca. 500 bis ca. 750 herangezogen und auf einen viel knapperen Zeitrahmen von gut 110 Jahren zusammengeführt hätte? Die Konzentration würde auf alle Fälle die heutige Armut an Merowinger Münzen etwas beheben, denn: „Merowingische Münzen sind grundsätzlich selten und meist schwer deutbar“ [museum].

Im Endeffekt ließ sich mit dieser quantitativ-statistischen Münzbetrachtung das Begräbnis um 30 Jahre auf der Zeitachse verschieben. Eine weitere Verschiebung um das Dreifache ist nicht mehr möglich, weil der gesamte Fundkontext in falsche Zeiten geriete – es entstünden keine Antiken, sondern zukünftige Preziosen. Deshalb erscheint mir Faußners Idee einer Umtdatierung um 100 Jahre nicht ‘machbar’, aber auch nicht notwendig, weil Anastasius’ Silberschüssel sehr wohl an spätere Bretwaldas vererbt worden sein kann. Für das erfundene Mittelalter reicht es aus, das Schiff um weitere 12 Jahre zu veralten, damit es realen Boden unter den nicht mehr vorhandenen Kiel bekommt.



**Sutton-Hoo-Schiffsbegräbnis:** Das Holz des ca. 30 m langen Schiffs ist vergangen, aber Abdruck, Verfärbung und Eisennieten überdauerten. Foto von 1939 [suttonhoo]

## Heptarchie und Christentum

Faußners Vorschlag, die Königreiche bereits im 5. Jh. entstehen zu lassen, wird dagegen aufgegriffen. Dann ist dafür zu plädieren, dass nicht nur Kent allein bereits ab 446 als Königreich konstituiert ist, sondern die übrigen sechs ebenfalls noch im 5. Jh. Damit leert sich die erfundene Zeit zwischen 614 und 911 ebenso stark wie auf dem Kontinent. Doch dort hat es ein spezifisch insulares Problem nicht gegeben: die Vielzahl an Königen, sind doch mindestens 216 namentlich bekannt, wie nachstehende Auflistung demonstriert. (Die Listen der englischen und deutschen *Wikipedia* differieren hier, je nachdem ob sagenhafte Herrscher der Anfänge und späte Nebenkönige einbezogen werden. Das gilt auch für die Parallelliste auf S. 368. Es kann also nur um Anhaltspunkte gehen):

Sussex:	19 Könige von	477 bis 772
Northumbria:	74 Könige von	500 bis 954
Kent:	20 Könige vor	511 bis 748
Wessex:	30 Könige von	519 bis 927
Essex:	18 Könige von	527 bis 825
Mercia:	36 Könige von	527 bis 918
East Anglia:	19 Könige vor	517 bis 796, ab da Mercia und Dänen.

## Angelsächsische Münzen

Bereits 2011 wurde vom Verfasser vorgeschlagen, die englischen Münzen wie Thrymsas, Sceattas und die älteren Pennys in die Zeit vor 614|911 umzudatieren [Illig 2011b, 353]. Dem Versuch ist vorzuschicken, dass Münzen auf der Insel datierungsmäßig nur eine geringe Rolle spielen, da sie nur selten in Gebäuden oder Gräbern, sondern fast immer in Horten gefunden werden. Aber auch solche Münzdepots fehlen bis in das 7. Jh. hinein [Capelle, 113]. Es zeigt sich nun, dass der Ansatz für silberne Pennys mit Königsnamen noch etwas früher liegen muss als 2011 vorgeschlagen.

Die Merowinger legten auf Namensangaben nur selten Wert (s.o.), bei den Karolingern geht es fast ausschließlich um die Namen Karl und Ludwig. Kaisergleiche Träger dieser Namen hat es auch noch im 10. Jh. gegeben, etwa Karl den Einfachen, der mit dem demselben Monogramm wie Karl der Große geprägt hätte – sprich eine Fehlzuweisung zugunsten von Über-Karl [Heinsohn 2001]. Für den Namen Ludwig steht Ludwig der Blinde († 928) als Kaiser bereit, dem (ähnlich wie im Fall von Carolus Simplex) die Kaiserwürde abwechselnd nach 905 ab- oder bis 928 zuerkannt wird [contra: wiki → Ludwig der Blinde; pro: Matz, 422]. (Es ist daran zu erinnern, dass den bayerischen Herzögen vor 787 keine Münzen zugeschrieben werden konnten, weil Herzogsnamen wie Tassilo, Theodo oder Garibald nach 911 nicht mehr vorkamen, also auch auf keiner Münze auftauchten.)

Auf der britannischen Insel sieht es anders aus. Der zuständige Münzkatalog von Seaby [18-31] verzeichnet bis ins Jahr 407 beachtliche 292 römische Prägungen, die auf der Insel gefunden worden sind. Hier geprägt worden sind die wenigsten. Erst der Usurpator Carausius (286–296) richtete zwei Prägestätten auf der Insel ein; die von London wurde für Bronzemünzen weiterbenutzt, aber bereits von Konstantin d. Gr. 325 wieder geschlossen [Seaby, 18].

Lange nach Abzug der Römer folgten Thrymsas und Sceattas. Für die sog. mittlere angelsächsische Periode von 630 bis 775 liegen 97 Prägungen vor [Seaby, 32-38]. Sie beginnen nach 630 mit goldenen Thrymsas, die zwischen 650 und 675 durch silberne ersetzt wurden. Obwohl sie zu dieser Zeit noch als Sceattas bezeichnet werden, sind es „die ersten englischen Pennies“ [Seaby, 32]. Von 'richtigen' Pennies wird ab Heaberht (765) und Ecgberht (780) von Kent oder – die beliebtere Variante – ab Offa von Mercia (784) gesprochen [Seaby, 40-42]; sie zeigen den Namen des Königs, häufig sein Porträt (und den Namen des Münzmeisters). Wenn man bedenkt, dass die merowingischen Prägungen gegen 500 einsetzen (goldene Tremisses bis ca. 580), ließen sich die englischen Münzen um ca. 130, wenn nicht noch mehr Jahre veralten.

Für diese Königreiche nennt Seaby – hier um einige Positionen aus anderen, angegebenen Quellen ergänzt – folgende auf Münzen präsenste Könige:

**Northumbria**, nur eine Lücke von 796 bis 810:

Eadberht,	737–758
Aethelwald,	759–765
Alcred,	765–774
Aethelred I.,	774–779 und 789–796
Aelfwald I.,	779–788
Eanred,	810–854
Aethelred II.,	854–858 und 858–862
Redwulf,	858
Osbert,	862–867
(dazu Erzbischöfe von York, 732–900).	

**Kent**, vier Lücken:

Eadbald,	616–640 (eine goldene Thrymsa) [Br.Mus]
Heaberht,	765
Ecgberht,	780
Eadberht,	796–798
Cuthred,	798–807
Baldred,	823–825
(dazu Erzbischöfe von Canterbury, 765–914).	

**Mercia**, praktisch lückenlos:

Offa,	757–796, dazu seine Frau Cynethryth
Coenwulf,	796–821 (auch ein Gold-Mancus [Otte, 118])
Ceolwulf I.,	821–823

Beornwulf,	823–825
Ludica,	825–827
Wiglaf,	827–829 und 830–840
Berhtwulf,	840–852
Burgred,	852–874
Ceolwulf II.	874–880.

**East Anglia**, erst ab 825 lückenlos:

Beonna,	760
Aethelberht,	794
Eadwald,	798
Aethelstan I.	825–840
Aethelweard	840–855
Edmund,	855–870.

**Danish East Anglia** (Imitationen mit und ohne Namen):

Aethelstan II.	878–890
Oswald	(nur von Münzen bekannt)
Aethelred I.	
St. Edmund	
St. Martin of Lincoln	
Alfred	
Cnut and/or Siefred	
St. Peter Coinage	
Regnald;	spätere mit skandinavischen Namen
	(darunter Imitationen mit Karls-Monogramm)

**Wessex**, lückenlos:

Beorhtric,	786–802	( 2 Prägungen)
Ecgerht,	802–839	( 9)
Aethelwulf,	839–858	(11)
Aethelberht,	858–865/66	( 2)
Aethelred I,	865/66–871	( 2)
Alfred the Great,	871–899	(16)
Edward the Elder,	899–924	(16)
Æthelstan,	924–939	(16), „der als der erste König von 'All England' gesehen wird“ [Laing, 138].

Nach Æthelstan läuft die späte angelsächsische Periode bis 1066. Die Münzpräsenz reduziert die Königsanzahl von den oben genannten 216 auf ca. 46.

### Spezielle Münzen und Lücken

Die parallele Fülle angelsächsischer Namen auf Münzen endigt mit der Vormachtstellung der Könige von Wessex nach Alfred d. Gr.; ab der normannischen Eroberung sind Parallelprägungen ohnehin ausgeschlossen. Insofern können diese Könige nicht in die Zeit nach 911 verbracht werden. Nachdem sich auch auf den Inseln die Zeit von 614 bis 911 als leer und streichbar

erwiesen hat (s. S. 306 ff., 336 ff.), müssen die Könige vor 614 regiert haben. Nachdem zahlreiche von ihnen auf Münzen genannt werden, bleibt aber, vorweg gesagt, die Länge ihrer Regierungszeiten zu prüfen.

Aber es gibt seltsame Prägungen, die zum Grübeln verleiten. 150 Jahre vor Heaberht oder Offa taucht in Kent ein goldener Thrymsa auf, der ebenfalls den Namen des Herrschers ausweist: König **Eadbald**, der gegen 630 zum Christentum konvertierte und deshalb das Kreuz auf seine späteren Münzen prägen ließ [Br.Mus]. Seine Regierungsdaten (Februar 616 – 20. Januar 640) stammen – ‘wie üblich’ – von Beda [en.wiki ↪ List of monarchs of Kent]. Interessant ist, dass trotz Beda nur der direkte Vorgänger Æthelberht noch datierbar ist (590–616); davor habe ein Eormenric 50 oder sogar 56 Jahre regiert, ein gerade in den damaligen Umbruchszeiten unvorstellbarer Zeitraum [ebd.]. Hat ein solcher Eadbald auch später noch regiert, etwa zu Zeiten von Offa, denn ihm wird auch der vielleicht erste, einzige und letzte Goldpenny zugeschrieben [Seaby, 42].

Zusätzliches Kopferbrechen bereitet der ebenfalls nur als Einzelstück vorliegende goldene Pseudo-Dirham, bei dem **Offas** Name quer über imitierte arabische Schriftzeilen geprägt ist [br. mus]. Der Name des in der Literatur immer wieder genannte Herrschers al-Mansur steht nicht auf der Münze, sondern wird aus einer Jahresangabe gewonnen [vgl. Weissgerber 2010]. Weissgerber antwortete dazu auf Rainer Spieker [2009], der Offa für real hielt, ihn aber erst ab 1057 regieren ließ, während Weissgerber Offa für fiktiv erachtete. Beide sahen die Münze als zeitgenössisch, was dem Verfasser bei einem derartigen ‘Wechselbalg’ nicht selbstverständlich erscheint. Denn die Jahreszahl 157 „A.H.“ brächte die Münze bei einer Neujustierung mit einem Startjahr 544 n. Chr. in die Zeit knapp vor 1000 (vgl. S. 474 f.). Insofern scheint es sich um eine freie Erfindung späterer Zeit zu handeln.

Unabhängig davon ist festzuhalten, dass auch die berühmte *Angelsächsische Chronik*, die unter Alfred d. Gr. Ende des 9. Jh., begonnen worden sein soll, keineswegs eine unverbrüchliche Leitschnur durch die Jahrhunderte legt. Sie wurde bei einigen Manuskripten über die Normanneninvasion hinaus bis 1154 fortgesetzt; ebenso wurden für die vorangegangenen Zeiten bis zurück zu den Römern (!) Einträge vorgenommen, von denen man nur hoffen kann, es habe dafür ältere Geschichtsquellen gegeben. Vor allem nach Ende von Bedas Kirchengeschichte, 731 (*Historia ecclesiastica gentis Anglorum*), bleibt die *Angelsächsische Chronik* die Hauptquelle [wiki ↪ Angelsächsische Chronik]. Aber nachdem die fränkischen *Reichsannalen* von Johannes Fried [2004] ebenfalls als unzuverlässige Geschichtsquelle angeprangert worden sind und allgemein mit Fragezeichen versehen werden, müssen wir uns damit abfinden, dass es in den sog. dunklen Jahrhunderten allenfalls ‘intervalla lucida’, aber nichts Verlässliches gibt. Schlimmer noch wäre Frieds Verdikt, das

allerdings weder seine Kollegen erreicht hat, noch von ihm selbst weiter vertreten wird:

„Das neue Fundament, auf dem künftiges Forschen aufruhen muß, heißt erinnerungskritische Skepsis und verlangt eine *«Memorik»*, die ihr gerecht wird: *«Alles, was sich bloß der Erinnerung verdankt, hat prinzipiell als falsch zu gelten»* [Fried 2004, 48; seine Hvhg.].

### **Justiermöglichkeiten**

Welche Kontrollmöglichkeiten gibt es? In leeren Jahrhunderten können gerade die naturwissenschaftlichen Datierungsmethoden wenig beitragen, so dass wir erneut auf die Schriftquellen verwiesen werden. Da wären primär die Querverbindungen zum Kontinent zu nennen, etwa der berühmte Austausch zwischen Karl d. Gr. und König Offa. Der Franke möchte Offas Tochter Ælflaed als Braut für seinen Sohn Karl; doch als Offa im Gegenzug die Karlstochter Bertha für seinen Sohn Ecgfrid verlangt, endigt das gute Verhältnis und wird von Karl zeitweilig durch eine Handelsblockade ersetzt. Der angeblich erhaltene einschlägige Brief vom fränkischen Kaiser ist jedoch in einem überraschend freundlichen Ton gehalten und preist Offa als „Verteidiger des Glaubens“ etc. etc. [Wood, 104 f.]. So bestätigt sich einmal mehr der Verdacht, es handle sich um schöne Legenden und Erfindungen wohl aus dem 12. Jh., die mit Realität nichts zu tun haben. Es gibt daneben auch in den Chroniken einige astronomische Anmerkungen [vgl. Otte, 115-118, 123 f. als Antwort auf Mitchell], doch sie sind genauso problematisch wie einschlägige Hinweise in den fränkischen *Reichsannalen*. Der Engländer David Keys [142] kritisiert hingegen, dass Beda ein Dutzend Sonnenfinsternisse ab der Zeitenwende ignoriere, die in England total waren, aber jene von 538 und 540 schildert, „als wären sie in England zu beobachten gewesen obwohl dies unmöglich war“.

### **Der kälteste Winter**

Dem Verfasser ist bei Wetterbeobachtungen nur eine einzige mögliche Koinzidenz aufgefallen: Für den Winter von 763/64 vermerkt Simeon von Durham für Offas sechstes Jahr einen „bad winter“ mit Frost und viel Schnee von Winterbeginn bis zur Frühlingssmitte, mit dem Erfrieren von Bäumen und Feldfrüchten, selbst der Fische, mit Hungersnot und Feuersbrünsten in Städten wie London, Winchester oder York. Ähnliches soll im Frankenland gegolten haben [Wood, 88 f.]. Das bestätigt sich in heutigen Lexika: „Extrem kalter und langer Winter in ganz Europa“ [wiki ⇨ 764].

Eine ähnliche Katastrophe wird für 535/36 in byzantinischen Quellen (Prokop, Cassiodor) geschildert. David Keys [1999] hat daraus ein weltum-



— 500		— 551	
— 501		— 552	
— 502		— 553	
— 503		K — 554	
— 504		U — 555	
— 505		— 556	
— 506		— 557	
K — 507		— 558	
— 508		— 559	
— 509		— 560	
— 510		— 561	
— 511		— 562	
— 512		u — 563	
— 513		ü — 564	
— 514		— 565	
— 515		u — 566	
— 516		— 567	
— 517		— 568	
— 518		— 569	
— 519		— 570	
— 520		— 571	
— 521		— 572	
— 522		— 573	
— 523		— 574	
K — 524		ü — 575	
— 525		— 576	
— 526		— 577	
— 527		— 578	
— 528		u — 579	
ü — 529		ü — 580	
— 530		— 581	
— 531		— 582	
— 532		— 583	
— 533		— 584	
— 534		— 585	
verfärbter Regen — 535		— 586	
HUN(?),E,Ü — 536		— 587	
— 537		K — 588	
HUN — 538		— 589	
— 539		U,HUN — 590	
— 540		— 591	
— 541		D — 592	
— 542		— 593	
— 543		— 594	
— 544		— 595	
K — 545		u — 596	
— 546		— 597	
— 547		— 598	
U — 548		— 599	
— 549		— 600	
u — 550			

k sehr kalt  
 ü Überschwemmung  
 u Unwetter  
 HUN Hunger  
 e Epidemie  
 d Dürre

Die Buchstaben geben an, welche klimatischen Probleme angeblich in dem jeweiligen Jahr auftraten, wobei vor allem Aussagen von Forschern aus dem 17.–19. Jahrhundert berücksichtigt wurden.  
 Großbuchstaben markieren sehr ausgeprägte oder ungewöhnliche klimatische oder klimabedingte Ereignisse.

„Das britische **Klima** im 6. Jahrhundert“ [Keys, 144; Hvhg. III]

spannendes Szenario entwickelt, das auch bei *Wikipedia* Eingang gefunden hat [wiki ↔ Wetteranomalie von 535/536]. Es ist übrigens die einzige dort geführte, auf ein Jahr bezogene Wetteranomalie.

Das ließe an Identität denken, nachdem Keys' Buch auf europäischen Eichenjahrringen beruht, die laut Mike Baillie nur diese eine Katastrophe nach Christus abbilden. Aber Keys [144] macht diese Möglichkeit zunichte, denn sein Tableau zum britischen Klima im 6. Jh. enthält gleich fünfmal den Hinweis „sehr kalt“: für die Jahre 507, 524, 545, 554 und 588, nicht aber für das Jahr 536, in dem Epidemien wüten, Überschwemmungen geschehen und vielleicht Hungersnot herrscht, aber keine große Kälte.

### Ein Simulationsversuch

Trotzdem versuchen wir eine Identitätssetzung: 764 und 524, also für einen Zeitabstand von 240 Jahren. Dann rückt Offa als ein König von Gewicht in die Zeit von 517 bis 556. Als Folge verschiebt sich – die Richtigkeit der tradierten Königsliste hinsichtlich der Könige und ihrer Regierungszeiten einmal leichtfertig unterstellt – der erste christliche König von Mercia, der bislang bei 658–675 angesetzte Wulfhere, in die Zeit von 418–435; das wäre bald nach Abzug der Römer.

Trotzdem ließe sich die Königsliste mit ihren Regentschaftszeiten nicht beibehalten, da nicht alle Könige vor 614 unterzubringen wären (bei nachstehender Liste der Könige Mercias stehen die bisherigen Jahreszahlen links und die alternativen rechts):

757–796	Offa	517–556
796	Ecgrifh	556
796–821	Cenwulf	556–581
821–823	Ceolwulf I.	581–583

Ihm folgen 10 Könige für 51 Jahre, dann kommt

874–883 Ceolwulf II.

Die Rechnung ginge nur auf, wenn beide Ceolwulfs ineinander fallen würden. Für den Anschluss hin zur Realzeit müssen auf jeden Fall bleiben:

883–911	Æthelred II.	? bis 614  911
911–918	Æthelflæd	911–918
918	Ælfwynn	918.

Als Lady Ælfwynn die Krone trug, hat Edward the Elder von Wessex aus Mercia annektiert und die Königsreihe abrupt beendet.

Um hier zur endgültigen Reihung zu finden, bleibt für die Zukunft nichts anderes übrig, als die einzelnen Königsherrschaften zu prüfen. Nur zwei Beispiele: Es gibt auch im 9. Jh. noch deutliche Lücken. So gilt für Egbert von Wessex (802–839):

„Wenig ist über die ersten 20 Jahre von Egberts Herrschaft bekannt, aber es wird angenommen, dass er in der Lage war, die Unabhängigkeit von Wessex gegenüber dem Königreich von Mercia aufrechtzuerhalten“  
 [en.wiki ↪ Egbert of Wessex].

In der Königsreihe von Wessex folgt 32 Jahre später Alfred the Great, der zwar eine mehr als ominöse Vita besitzt (s.u.), aber mit 16 Münzprägungen Realexistenz beanspruchen kann. Wenn er seine opulente Vita verliert, könnten sich auch die ihm zugemessenen 28 Jahre als überlängte herausstellen.

### Versuchsweise Königsliste von Wessex

Da Alfred 'eisern' an seinen Sohn Edward gekettet ist, muss er bei linearer Umrechnung direkt vor der Phantomzeit angesetzt werden, woraus sich hier eine Verschiebung um 297 Jahre ergibt. Dabei bliebe ihr Dynastiegründer nach der Römerzeit, hätte aber im 5. Jh. gelebt, was im Sinne von Faußner zu begrüßen wäre.

659–689	Centwine	462–492	
----	----	----	
786–802	Beorhtric	489–505	(drei Münzen von ihm?)
802–839	Egbert	505–542	
839–858	Aethelwulf	542–561	
858–860	Aethelbald	561–563	
860–865	Aethelbert	563–568	
865–871	Aethelred	568–574	
871–899	Alfred the Gr.	574–602	“to style himself as ‘King of the Anglo-Saxons’ and so he is sometimes considered the first English king” [en.wiki].
899–924	Edward	602  899–924	
924	Aelfweard	924	
924–939	Aethelstan,	924–939	“regarded as the first king of All England” [Laing, 138].

Es will noch einmal betont werden: Alfred the Great und andere Regenten aus der Zeit zwischen 614 und 911 werden, anders als 'auf dem Kontinent' nicht mehr als fiktiv ausgemustert, sondern in die Zeit vor 614||911 gerückt; Alfreds Sohn Edward, der 924 stirbt, behält sein reales Leben über die Phantomzeit hinweg. Hier besteht ein wesentlicher Unterschied zu Glahn, der – wie der Verfasser früher selbst [Illig 1999, 96] – Alfred für fiktiv erachtet [Glahn 2012, 667] und deshalb einen anderen Münzherrn dieses Namens sucht: einen Alfred (Aelbred-Elfred-Aelfred) von Kent, der das reale Urmuster für einen fiktiven Alfred gebildet haben könnte [ebd. 666]. Noch viel größer ist der Unterschied zum Ansatz von Renate Laszlo [z.B. 2013, 393], die Bedas geschichtliche Angaben bis 731 einfach linear ins 10. und 11. Jh. verschiebt

[konträr Illig 2013b], wo sie zwangsläufig mit dort geführten Königen und Bischöfen kollidieren. Die vorgelegte These bringt die Lösung für ein ganz spezielles Problem:

„Bei den frühen Gesetzen verblüfft, dass sie voller Bezüge zu Münzen oder münzähnlichen Dingen sind: Alle Strafen und Entschädigungen sind in Kents Gesetzen in Schillingen und Sceattas angegeben, in denen von Ine in Schilling und Pence. Es ist unklar, wie diese Wertbezeichnungen sich zu den realen Münzen der Periode verhalten“ [Campbell, 59].

### Problemkönig Alfred der Große

Der einzige König der Angelsachsen, Dänen und Briten, der das Epitheton „the Great“ erhalten hat – Knut der Große ist als Jelling dänischer Abstammung –, wirft spezielle Probleme auf. Da seine 50 Lebensjahre (849–899) zur Gänze in die Phantomzeit fallen, ließe sich à la Karl an seine Streichung denken [vgl. Illig 1999, 96]. Da Alfred oder Ælfred, auf Münzen auch Ælbred, aber 16 Münzprägungen zugeschrieben werden können, doch sein Name nur einmal in den Königslisten vertreten ist, fällt das einigermäßen schwer.

Alfred scheint sogar besonders gut bekannt zu sein, erhielt er doch wie sein großes Vorbild Karl d. Gr. eine Biographie durch einen ihm Vertrauten, durch den Waliser Bischof Asser. Dieser soll 909 gestorben sein, lehnt sich aber deutlich an Einhard an. Wer Einhards Karlsvita erst im 12. Jh. verfasst sieht, der muss auch Assers Alfredsvita im selben Jahrhundert ansetzen. Auch sonst ist die Nähe zu Karl mehr als auffällig:

„König Alfred zog zahlreiche Gelehrte an seinen Hof und gründete eine Hofschule. Er übersetzte selbst philosophische und historische Schriften aus dem Lateinischen in die Landessprache. Die Gesetze von Wessex, Kent und Mercien ließ er zu einer Rechtssammlung zusammenstellen. Unter seiner Herrschaft begann mit der »Angelsächsischen Chronik« die Geschichtsschreibung des Landes. Auch die Überlieferung der zeitgenössischen Reiseberichte Ohtheres und Wulfstans ist ihm zu verdanken. Er reformierte Recht und Verfassung und sicherte damit den nachfolgenden Königen von Wessex bis zum Machtantritt des Dänenkönigs Knut des Großen 1016 die Vorherrschaft in England“ [GLWB].

Hofschule, Pflege der Wissenschaften, Sammlung von Gesetzen und Rechtsreformen, dazu Annalen und die Gründung zahlreicher Klöster – all das ist eins zu eins von Karl bekannt. Darüber hinaus war Alfred noch gottesfürchtiger als Karl, pilgerte er doch bereits im zarten Alter von 4 oder 5 Jahren zusammen mit seinem Vater Æthelwulf nach Rom und wurde vom Papst gesalbt, worauf er zwei Jahre später erneut nach Rom pilgerte. Dabei erscheint er mit all den ihm unterstellten Leiden – übersensibel, nervenkrank,

chronisch darmleidend [Wood, 114] – in keiner Weise belastbar. Da er als jüngster Sohn keinerlei Ausbildung bekam, lernte er Lateinisch erst als Erwachsener, was ihn nicht daran hinderte, fünf Bücher aus dem Lateinischen in ein Englisch zu übersetzen, das von anderen erst im 11. Jh. aufgegriffen wurde [vgl. Illig 1999, 97]. Wundersam war auch, dass er als Fünftgeborener nach drei seiner Brüder noch an die Macht kam und 28 Jahre regieren konnte, obwohl er bereits mit 50 Jahren starb. Wie schrieb sein panegyrisch veranlagter Biograph Asser:

„Was soll ich sagen von seinen zahllosen Kriegszügen gegen die Heiden und seinen täglichen Sorgen für seine Völker? Wir haben Briefe und Gesandtschaften gesehen, die er von Elias, dem Patriarchen von Jerusalem erhielt. Was soll ich von den Städten sagen, die er wieder aufgebaut hat oder neugebaut, wo keine waren? Was soll ich von den Königshallen sagen, die aus Holz und Stein auf sein Geheiß hin errichtet wurden? Was von den königlichen Steinbauten, die er von ihren antiken Stätten wegführen und an bessern Stellen wieder aufstellen ließ?“ [Stoll, 19].

Das Versetzen ganzer Gebäude hat er Karl voraus, der nur Säulen transportieren ließ; außerdem ist an London zu denken, dessen Stadtplan bis heute auf Alfred zurückgehen soll [Wood, 127 f.]. Er war klüger als Karl, indem er seine Erlasse nicht im für Grafen unverständlichen Latein, sondern in der Landessprache abfassen ließ. Erst die Normannen, schwankend zwischen Englisch und Französisch, entschieden sich im 11. Jh. für Karls Latein [Stoll, 25].

„Schon bald nach seinem Tod wurde Alfred verehrt; den Beinamen der Große bekam er wohl erst im 16. Jahrhundert verliehen – nach seinem Vorbild, Kaiser Karl dem Großen.

Kanonisation: Alfred wurde nie offiziell kanonisiert, er wird in England aber als einer der größten Heiligen verehrt“ [HL].

Auch hier wie Karl! Und die Genealogen ruhten nicht. Zum einen könnte seine Großmutter Redburga eine Schwägerin von Karl dem Großen gewesen sein [wiki → Aethelwulf], zum anderen wird sicher richtig sein: „Von den 42 Präsidenten bis Bill Clinton waren laut David Icke 33 mit Alfred dem Großen und Karl dem Großen verwandt“ [stammbaum] ...

Selbstverständlich stand Alfred als Feldherr Karl in nichts nach. So verteidigte er Wessex von 870 bis 878 in zahlreichen Gefechten gegen die stetig vorrückenden Dänen. Bereits weit in den Südwesten zurückgedrängt, drohte ihm das Ende. Wäre er übers Meer geflohen, „würde die gesamte englischsprachige Welt heute nicht existieren“ [Wood, 118]. Doch ‘in zwölfter Stunde’ attackierte Alfred die Dänen bei Edington entscheidend. Er schlug die gesamte Wikinger-Armee, worauf König Guthrum wie vom Donner gerührt ankündigte, Wessex zu verlassen und sich taufen zu lassen [Sturdy, 146]. Damit gewann Alfred 14 Jahre Frieden, während deren er nach altrömischem Vor-

bild – „para bellum“ – 30 Festungen ausbaute, in ihnen feste Besatzungen installierte, obendrein ein Bewegungsheer befehligte und eine Flotte baute. Als die Wikinger 892 erneut (auf der Themse) attackierten, war der Literat auf dem Thron gerüstet und konnte London zurückgewinnen. „Letztlich aber besiegte ein Heer der unter seiner Führung vereinten Königreiche die Wikinger“ [wiki ↔ Alfred der Große]. Und wenn sie nicht ....

Kein Engländer käme auf die monarchieschändende Idee, seinen Super-König in Frage zu stellen. Immerhin haben es Prof. Vivian H. Galbright [1964] auf 40 Seiten und dann Prof. Alfred P. Smyth [1995] auf 744 Seiten gewagt, Assers Alfred-Biographie als eine Fälschung des späten 10. Jh. zu entlarven. Dementsprechend harsch fielen die Repliken aus.

Auch der Verfasser will Alfreds Realexistenz nicht mehr gefährden, sieht aber gleichwohl hier einen Herrscher, der bewusst zu einem englischen Pendant des fiktiven Karl d. Gr. 'aufgebläht' worden ist, vielleicht auch eine längere Regierungszeit bekommen hat. Für ihn könnte sogar das große Wikingerheer aus Norwegern, Schweden und Dänen erfunden worden sein (the Great Heathen Army), das von 865 bis 878 auf der britischen Insel kämpfte, dort überwinterte und unentwegt weiterkämpfte, bis es an Alfred zerschellte. Sein Kriegsglück bei Edington wirkt arrangiert. Wenn er im 6. Jh. angesetzt wird, können sich gleichwohl Dänen in Northumbria niedergelassen haben, die im anschließenden 7.=10. Jh. dort saßen, bis sie 954 mitsamt Erik Blutaxt endgültig vertrieben worden wären. Auch die Dänenherrschaft unter Knut dem Großen, 1016 bis 1042 auf der Insel, könnte zurückprojiziert worden sein. So würde zugleich verständlich, dass vom Danelag nicht nur zu wenige archäologische Funde vorliegen: „Trotz dänischer Besiedlung hinterließ das Danelag kaum Spuren in Form von Ortsnamen“ [wiki ↔ Königreich East Anglia].

England wäre nicht England, wenn es nicht unbeirrbar die sterblichen Überreste Alfreds suchen würde. Gegenwärtig wird auf dem Platz einer alten Kirche von Hyde Abbey gegraben. Der gefundene Schädel erwies sich jedoch als zu jung, dafür wird nun das Fragment eines Beckenknochens für Alfred oder wenigstens für seinen Sohn Edward ersehnt [film]. Haben die Königstreuen vor drei Jahren das Skelett von Richard III. unter einem Parkplatz gefunden und heuer in der Kathedrale von Leicester beigesetzt, so könnte der nächste Königsfund aus einer Kirche und dem später darüber errichteten Gefängnis stammen.

### Resümee

An dieser Stelle können die in diesem Heft bereits vorgestellten Ergebnisse eingeblenet werden:

- Die irischen, schottischen und walisischen Hochkreuze stammen aus der

Zeit von 1000 bis 1200, nur Vorstufen aus dem 10. Jh., erste Steine und Kreuzplatten aus dem 6. Jh.;

- entsprechend rückt das Gros an verwandten Metallarbeiten und Buchillustrationen – Stichwort *Book of Kells* – in die Zeit nach 911;
- die irischen Rundtürme werden (unverändert) ab dem 10. Jh. gebaut;
- die kleinen, zellenartigen irischen Kirchen haben sich über sehr lange Zeit hinweg kaum verändert; ihre Anfänge könnten sogar aus dem 5. Jh. stammen;
- die angelsächsischen Steinkirchen reichen nicht von 1066 über 400 Jahre zurück, sondern sie entstammen zum größten Teil den 155 Jahren ab 911, während vor 614||911 nur wenige zu erwarten sind;
- Ansiedlungen und ‘Paläste’ entstammen der Zeit vor 614||911.

Der Lösungsvorschlag berücksichtigt nicht nur die christlichen Befunde, sondern gerade auch die Münzfunde auf der Insel, deren zahlreiche Namensprägungen nicht in späteren Zeiten untergebracht werden können. Mit der – pauschal gesprochen – Umdatierung der Königszeit von ca. 750 bis 911 in die Zeit von ca. 450 bis 614 füllt sich eine empfindliche Schriftlücke in der angelsächsischen Geschichte. Zugleich fällt neues Licht auf das Zuströmen germanischer Völkerschaften auf die Insel und erledigt die Lehrmeinung, sie hätten sehr viel Zeit gebraucht, um sich Könige zu wählen und Reiche zu bilden (auf den Inseln aus denselben Gründen so falsch wie bei den Slawen). Mit einem König Offa, der das Kreuz Christi prägen lässt und in die Zeit um oder bald nach 500 rückt, wird die Missionierung von 597 obsolet. Bischöfe und christliche Könige gab es dann schon früher.

Das Herausschneiden von 297 Jahren erklärt in etlichen Fällen besser die zeitliche Nähe etlicher Kirchenbauten zu Römerüberresten. Klarheit wird geschaffen bei vielfach verjüngten Kirchenbauten und vor allem bei den Hochkreuzen und ihren Skulpturen, die viel zu früh angesetzt werden. Gleichwohl bleibt es unbefriedigend, die ungeheure Vielzahl angelsächsischer Könige noch nicht im Griff zu haben.

### Kleiner Aachen-Anhang

Der Rundgang durch die angelsächsische Welt fördert nicht nur die Beziehungen von Offa und Alfred zu Karl d. Gr. zu Tage, sondern bringt auch andere Entdeckungen.

Im schottischen **Dunfermline** ist eine respektable Benediktinerabtei errichtet worden. Die Konventsgebäude wurden im 16. Jh. zerstört und blieben als Ruinen zurück, die ungewölbte Abteikirche – die später ein ungemein schweres Stützwerk erhielt – blieb zumindest im Inneren romanisch erhalten, während der Außenbau im 19. Jh. neogotisch ‘verschönt’ wurde. Diese Kir-

che ist 1128 als Grablege für die schottischen Könige begonnen und 1150 geweiht worden, „nach einer erstaunlich kurzen Bauzeit“ [Stoll, 324]. Diese Einschätzung von 22 Jahren Bauzeit lässt über die wenig mehr als 10 Jahre staunen, die der Aachener Pfalzkirche heute zugebilligt werden, obwohl sie in allen Teilen gewölbt ist und dafür bis zu 30 m hohe Schalgerüste benötigt hat.

Die **runde Grabeskirche in Cambridge** zeigt Ähnlichkeit mit Aachens Zentralbau, auch wenn ihr vielfach veränderter und wieder rückgebauter Zentralraum viel gedrungener wirkt: acht Rundpfeiler zu ebener Erde, darüber acht einfache Arkaden, darüber acht verdoppelte Galeriebögen unter den acht Fenstern. Ihre

„Entstehung an jene Schwelle zu setzen, da nun mit der zweiten Generation der großen normannischen Kirchenbauten begonnen werden wird, d. h. 1110–1120, dürfte richtig sein“ [Stoll, 346].

Die heutige Einschätzung liegt bei **1130** [wiki → Holy Sepulchre, Cambridge] und signalisiert die zeitliche Nähe zu Aachen, wie es vom Verfasser datiert wird (vgl. S. 451).

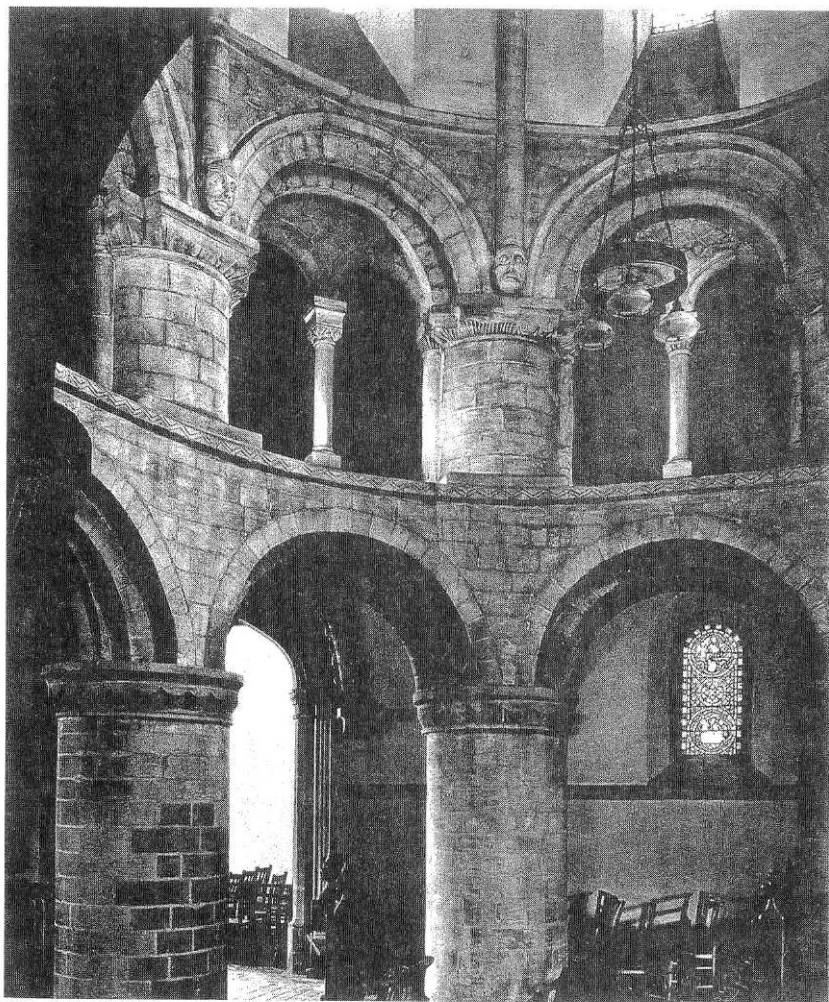
Gleich anschließend wird von Robert Stoll die **Kathedrale von Ely** präsentiert. Vorausgegangen war die bereits zweite Kirche mit ihrer Weihe von 970. „Sie war wohl von karolingischem Typus, Centula ähnlich wenn auch bescheidener, mit Ost- und Westquerhaus, auch zwei axialen Türmen“ [Stoll, 347] – ein Hinweis, wann sog. karolingische Kirchen zeitlich korrekt anzusetzen sind: im späten 10. Jh.. Die heute stehende Kathedrale wurde **1083** begonnen und erhielt ein sehr homogenes Langhaus, obwohl fast das ganze 12. Jh. daran gebaut worden ist. Anders als in Aachen wurden keine Gewölbe für das Mittelschiff, nur für die Seitenschiffe geplant und realisiert. Die Gliederung: hohe, dreifach gestufte Arkaden über Bündelpfeilern und Säulen im Wechsel; darüber noch einmal die gleichen Arkaden, aber jeweils mit zwei eingestellten Bogenöffnungen; die Obergadenfenster schließlich nach außen gesetzt, innen hingegen mit jeweils drei Bogenöffnungen konturiert. Obwohl die Galeriezone keineswegs so weit geöffnet ist wie in Aachen, urteilt der Kenner: Die aristokratische Haltung

„ergibt sich auch daraus, daß nur sehr wenig undifferenzierte Wandfläche verblieben ist; die Wand ist in einem für die Mitte des 12. Jhs. erstaunlichen Maße durchbrochen und offen“ [Stoll, 348].

Aachen ist da noch deutlich weiter gegangen. Diese Auflösung der Wände ist vom Verfasser als 10. Aachener Anachronismus beschrieben worden [Illig, 1996, 243-246].

Einen ganz anderen Aspekt bringt das **Domesday Book** ins Spiel. Bei ihm handelt es sich





***Holy Sepulchre, Cambridge:*** eine Rundkirche auf 8 Säulen, der Umgang ebenfalls achtfach gegliedert. Zwar weitgehend ein Neubau des 19. Jh., doch anhand vorhandener Fakten rekonstruiert. Datiert auf 1110–1130 [Stoll, Abb. 220]

„wohl um das bemerkenswerteste statistische Dokument der europäischen Geschichte. Auf dem Festland gibt es nichts Vergleichbares“ [Darby, 12].

In diesem Buch wurde 1086 für große Teile von England und Wales aller Grundbesitz erfasst, seine Eigentümer, die Zahl der Menschen, die Erträge, als Grundlage für verschiedene Steuern. (Die Hälfte allen Landes, das der König als weltliches Lehen vergeben hatte, gehörte lediglich neun Männern, fast alle blutsverwandt mit König Wilhelm dem Eroberer [wiki ↔ Domesday Book].) Was bei Karl die namenlosen Königsboten waren, waren für Wilhelm die namenlosen Abgesandten. Die ‘hypertrophen’ Vorstellungen des *Capitulare de villis* zu Abgaben aller Art mit präzisester Niederschrift für die Zentralregierung [vgl. Illig 2011a] sind ohne das Domesday-Book nicht vorstellbar.

### Literatur

- Brit.Mus = *Gold Tremissis (shilling) of Eadbald of Kent*;  
[http://www.britishmuseum.org/explore/highlights/highlight\\_objects/cm/g/gold\\_tremissis\\_shilling\\_of\\_e.aspx](http://www.britishmuseum.org/explore/highlights/highlight_objects/cm/g/gold_tremissis_shilling_of_e.aspx)
- brit.mus = *Gold imitation dinar of Offa*;  
[http://www.britishmuseum.org/explore/highlights/highlight\\_objects/cm/g/gold\\_imitation\\_dinar\\_of\\_offa.aspx](http://www.britishmuseum.org/explore/highlights/highlight_objects/cm/g/gold_imitation_dinar_of_offa.aspx)
- Campbell, James (Hg. 1991): *The Anglo-Saxons*; Pinguin, Harmondworth
- Capelle, Torsten (1990): *Archäologie der Angelsachsen. Eigenständigkeit und kontinentale Bindung vom 5. bis 9. Jahrhundert*; WBG, Darmstadt
- Darby, Henry C. (1977): *Domesday England*; Cambridge University Press
- Evans, Angela Care (1986): *The Sutton Hoo Ship Burial*; British Museum Publications, London
- Faußner, Hans Constantin (2013): *Die römische generalstabsmäßige Ansiedlung der Bajuwaren aus rechtshistorischer Sicht · Erster Teil · Regensburg und Oberpfalz · Niederbayern*; Weidmann, Hildesheim
- film = *Auf der Suche nach Alfred dem Großen* (2014); Dokumentarfilm, 45 Min, gesendet am 25. 04. 2015 auf ZDF info [Er deckt keineswegs die Geschichte Alfreds auf, sondern berichtet nur über Knochensuche und -identifikation.]
- Fried, Johannes (2004): *Der Schleier der Erinnerung. Grundzüge einer historischen Memorik*; Beck, München
- Galbraith, Vivian Hunter (1964): Who Wrote Asser's Life of Alfred? in Galbraith: *An Introduction to the Study of History*; London, 88-128
- Glahn, Alexander (2015): Die Sachsen der Normandie; *Zeitensprünge* 27 (2) 286-305
- (2012): Hengist, Horsa und der Danelag. Verdoppelte „englische“ Geschichte; *Zeitensprünge* 24 (3) 650-676
- (2010): Die Besiedlung Britanniens durch Germanen; *Zeitensprünge* 12 (1) 116-136
- GLWB = *Das große Lexikon in Wort und Bild* (Hg. Seibert, Gerd / Wendelberger, Erhard 1979) I. Band ↔ Alfred der Große; Wissen, Hersching

- Heinsohn, Gunnar (2001): Karl der Einfältige (898/911–923). Ist er mit Carolus-Münzen und KRLS-Monogrammen ...; *Zeitensprünge* 13 (4) 631-661
- HL = [https://www.heiligenlexikon.de/BiographienA/Alfred\\_Aelfred\\_der\\_Grosse.htm](https://www.heiligenlexikon.de/BiographienA/Alfred_Aelfred_der_Grosse.htm)
- Illig, Heribert (2013b): Wie gingen die Uhren in England? Steve Mitchells Phantomzeiten. Eine Rezension; *Zeitensprünge* 25 (3) 668-676
- (2013a): Unvereinbare Königskinder; *Zeitensprünge* 25 (2) 413 f.
- (2011b): Erfundenes England. Zwischen Rekonstruktionskritik und Neuansatz; *Zeitensprünge* 23 (2) 339-354
- (2011): *Capitulare de villis* als Verwaltungssorgie. Eine Betrachtung; *Zeitensprünge* 23 (2) 295-304
- (1999b): Katastrophen zu Zeiten des Menschen. W. Pitmann - W. Ryan - F. De Sarre - D. Keys - F. Carotta. Eine Sammelrezension; *Zeitensprünge* 11 (4) 658-670
- (1999): *Wer hat an der Uhr gedreht? Wie 300 Jahre Mittelalter erfunden wurden*; Econ, München, dann Ullstein, Berlin
- (1996): *Das erfundene Mittelalter*; Econ, Düsseldorf, heute Ullstein, Berlin
- Keys, David (1999): *Als die Sonne erlosch · 535 n. Chr. · Eine Naturkatastrophe verändert die Welt*; Blessing, München
- KHH = Kinder, Hermann / Hilgemann, Werner / Hergt, Manfred (2006): *dtv-Atlas Weltgeschichte*; dtv, München
- Laszlo, Renate (2013): Die altenglische Literatur bestätigt die Phantomzeit; *Zeitensprünge* 25 (2) 383-399
- (2007): Der verdoppelte Autor der *Historia Brittonum*. Die Identität zwischen Ambrosius Aurelianus und Arthur; *Zeitensprünge* 19 (1) 94-104
- Matz, Klaus-Jürgen (2001): *Wer regierte wann?* dtv, München
- Mitchell, Stephen: Die Liste seiner einschlägigen Frühmittelalter-Artikel in *SIS Chronology & Catastrophism* s. Otte, 126 f.
- Mitchell, Stephen / Reeds, Brian / Seaby, H.A. und P. (201986): *Standard Catalogue of British Coins · Coins of England and the United Kingdom*; Seaby, London
- museum = Geldgeschichtliches Museum · Geschichte des Geldes › Mittelalter*;  
<http://www.geldgeschichte.de/Mittelalter.aspx>
- ökumene = Ökumenisches Heiligenlexikon*;  
<https://www.heiligenlexikon.de/Biographien>
- oestermann* = <http://www.oestermann.de/HTML/geschichte.html>
- Otte, Andreas (2011): SIS und die Phantomzeit; *Zeitensprünge* 23 (1) 107-128
- Seaby s. Mitchell/ Reeds/ Seaby
- Smyth, Alfred P. (1995): *Alfred the Great*; Oxford University Press
- Spieker, R. (2009): - [Leserbrief zu R. Laszlo und K. Weissgerber]; *Zeitensprünge* 21 (3) 759
- stammbaum* = <http://julius-hensel.com/tag/stammbaum-us-prasidenten/>
- Sturdy, David (1996): *Alfred The Great*; Constable, London
- suttonhoo* = [www.suttonhoo.org/images/ship\\_2.jpg](http://www.suttonhoo.org/images/ship_2.jpg)
- Weissgerber, Klaus (2010): Zur jüngsten Islam- und England-Diskussion. Persönliche Bemerkungen; *Zeitensprünge* 22 (1) 169-176
- wiki = *Wikipedia Die freie Enzyklopädie* <http://de.wikipedia.org/wiki/> ↔ Artikel  
 und <https://en.wikipedia.org/wiki/> ↔ Artikel
- Wood, Michael (1982): *In Search of the Dark Ages*; BBC, London

# Zum Vortrag von Dr. Haas-Gebhard „Das Rätsel um die Baiuvaren. Die Forschung gibt eine Antwort“

Volker Friedrich

Dr. Brigitte Haas-Gebhard ist Leiterin der Abteilung Mittelalter und Neuzeit an der Archäologischen Staatssammlung München. Sie veröffentlichte 2013 das Buch *Die Baiuvaren. Archäologie und Geschichte*, eine aktuelle detaillierte Fortschreibung des Textbandes zur bayerisch-salzburgischen Landesausstellung *Die Bajuwaren* im Jahre 1988. Am 16. 01. 2014 hielt Haas-Gebhard (i. F. HG) in der Stadt Puchheim, veranstaltet vom örtlichen Geschichtsverein, den oben angesprochenen Vortrag, der großen Publikumszuspruch fand.

## Vortragsnotizen

- \* 6./7. Jh. = gemeinhin Merowinger-bzw. Agilolfingerzeit,
- \* 5./6. Jh: zahlreiche Ortsgründungen mit Namens-Endungen auf -ingen,
- \* Mitte 6. Jh: erstes Auftreten der Baiuvaren als letzter genannter germanischer Stamm. Lediglich zwei literarische Quellen gibt es: 1. Jordanes [*Gotengeschichte*, Kap. LV] und 2. Venantius Fortunatus [*Vita des Heiligen Martin*, Kap. 4, 642-645].
- \* ab 488 Ende der römischen Armee infolge Sold-Ausfalls; gemäß Katastrophen-Theorie geordnete Umsiedlung der gesamten römischen Bevölkerung (vgl. *Vita des heiligen Severin* † 482). Haas meint jedoch, dass römische Volksreste blieben. Hierzu Hinweis auf Regensburg, Augsburg, Lorch und Passau, in denen die römische Bevölkerung nachgewiesen ist. Laut Fischer [44] endeten die Soldzahlungen Roms an die Grenztruppen spätestens 476; die Föderaten dürften hierbei in der Nähe ihrer vormaligen Garnisonen geblieben sein.
- \* Im **südlichen Bayern** sind ca. 10. 000 Gräber aus dem 5.- 7. Jh. nachgewiesen. Genauigkeit der Datierung:  $\pm 20/30$  Jahre. Gefunden wurden Gehänge (eine Art Charivari) und Fibeln mit Formeinflüssen aus Mecklenburg-Vorpommern sowie Skandinavien, wobei der Weg der Fibeln archäologisch nicht bestimmbar ist.
- \* Das Gräberfeld von **München-Aubing** belegt archäologisch, dass im heutigen (südlichen) Bayern Leute aus allen römischen Provinzen samt neuen Bevölkerungsgruppen einschließlich Germanen siedelten.

- \* Das Gräberfeld von **Emmering** (= östlich von Fürstenfeldbruck) ist voll ergraben (Belegung in der 2. Hälfte des 5. Jh.). Beisetzung mit Blick nach Osten.
- \* Gräberfeld **Alteneding**: Isotopen-Analyse bei Frauenskelett um 500 ergab hohen Stickstoffanteil, welcher auf eine Ernährung mit Fisch hinweist [HG 72]. Aufgrund der hohen Kosten (je Skelett rd. 200,- €) wurden solche Analysen bisher nur vereinzelt durchgeführt [HG 47, 71].
- \* Gräberfeld von **Burgweinting** (Regensburg) um 500: Skelett mit deformierten Schädel in der Art, wie die Hunnen Schädel einbanden. Die vorhandene DNA erlaubte die Gewinnung eines intakten Genoms. Es war mit Genomen aus Zentralasien/Altai vergleichbar, d. h. asiatisch. Insgesamt Funde von 28 deformierten Frauenschädeln in Bayern [vgl. HG 70] (Karte s. S. 393). Die Molekulargenetik zeigte Hirse-Konsum auf, wie er seinerzeit östlich Böhmens üblich war [HG 7].
- \* Gräberfeld von **Unterhaching** bei München: Grab Nr. 5 enthält die Überreste einer Ostgotin aus dem frühen 6. Jh. Haas zufolge ist die Gleichsetzung von Theoderich dem Großen mit Dietrich von Bern im Kontext der ostgotischen Einflüsse in Südbayern zu sehen.
- \* Gräberfeld von **Puchheim**: 1963 wurden am Laurenzer Weg insgesamt 27 Gräber entdeckt. Perlen- und Amethyst-Armbänder sowie Gold-Anhänger wurden in die Jahre 670/90 datiert. In der Nähe fand man Reste eines römischen Gebäudes. Meine diesbezügliche Google-Maps-Recherche zeitigte eine auffällige rechtwinklige Bodenstruktur hart östlich des Oberen Laurenzer Weges (rd. 120 m N-S- und rd. 20 m W-O-Erstreckung der Winkel-Schenkel).
- \* Doppelgrab **Aschheim** bei München aus dem 6. Jh. [vgl. HG 48]: DNA-Analyse ergibt pesttote Großmutter mit Enkelin (40–59 resp. 13–16 Jahre alt). Das dort ergrabene Areal eines herrschaftlichen bairuvarischen Hofes mit Kirche und Gräbern (sic! VF) wurde zum Ausgangspunkt des mittelalterlichen heutigen Dorfes [HG 35].
- \* **Bairuwaren-Siedlungen in Bayern** (wie z. B. in **Kirchheim**): in der Nähe von Bächen und Römerstraßen gelegen; erhöhter Untergrund, gute Böden; Holzarchitektur (Holzständer-Bauten); autarke Höfe zur Selbstversorgung; alle 50 Jahre Verlagerung der Siedlungen und Äcker wegen Verarmung der Böden. Im südlichen Bayern sind 30 bis 40 bairuvarische Siedlungen nachgewiesen. Erscheinungsbild der Baiern: keine Unterschiede zu den Alamannen; keine spezielle bairuvarische Tracht. Schmuck und Halsbänder in typisch bairuvarischem Orange. Im Frühmittelalter **keine Münzprägung** in Bayern! Kirchenarchitektur: keine archäologischen Unterscheidungsmöglichkeiten zwischen katholischen und arianischen Kirchen.

- \* **Volkwerden der Baiern:** insgesamt ein Problem. Maßgeblich dürfte das Herrschaftsgefüge gewesen sein. Die „germanische Völkerwanderung“ ist mit einem Fragezeichen zu versehen, die Boier-Theorie ist ad acta gelegt. Der Name Baiuvaren steht stellvertretend für ein Gemisch aus provinzialrömischen, hunnischen (sic!) und germanischen ethnischen Elementen [vgl. HG 79].

Zur Geschichte: Im Jahre 536 [vgl. Reindel 1971, 115] muss der ostgotische König Witichis Rätien und Noricum an die Merowinger abtreten. Die Franken installieren Baiern-Herzog. Im Zusammenhang damit erstes Auftreten des Namens Baiuvaren, weil der Herzog für sein Volk einen Namen brauchte.

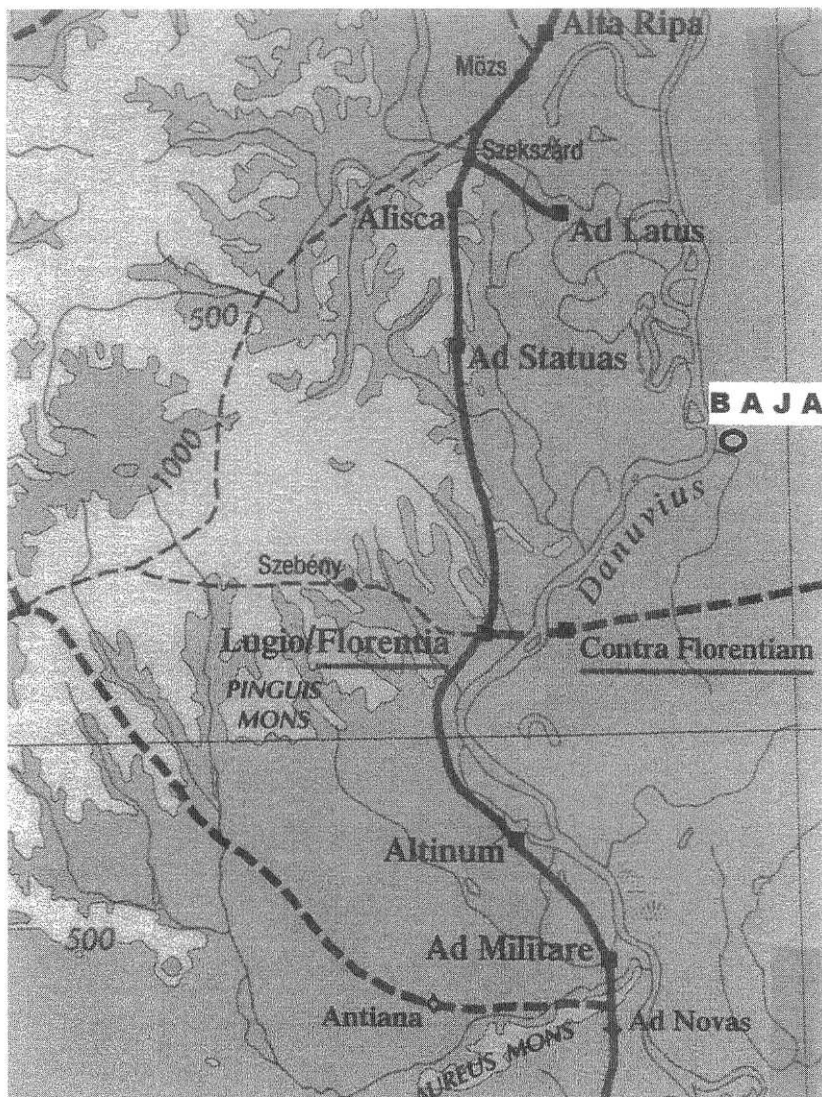
- \* Name **Baiuvari:** „Baia“ sei eine Landschaftsbezeichnung, „varii“ komme von „ueren“ (wehren, bewohnen). Bei den Baiuvari handele es sich also um Krieger oder Bewohner von Baia. Haas-Gebhard ist sich unschlüssig, ob der Begriff germanischen Ursprungs sei. Sie ist jedoch der Auffassung, dass es sich um eine Fremd-, keine Eigenbezeichnung handelt (Hinweis auf Namen der Franken und Ostgoten).

### Exkurs zu Herkunft und Namen der Baiern

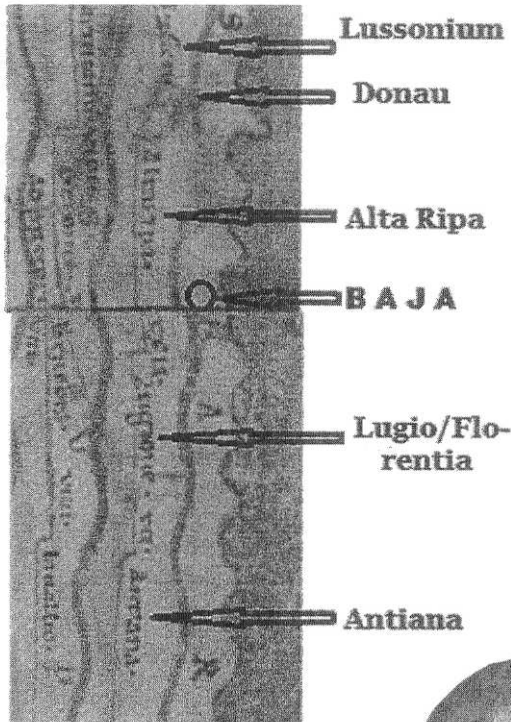
Die Referentin äußerte sich nicht dazu, wo das Land *Baia* gelegen haben könnte [vgl. auch HG 80-85]. Dopsch brachte 1988 [50] das südliche Salzburger Becken, die Salzburger „Romania“ für die Volkwerdung der Baiern ins Gespräch, ebenso wie kürzlich der österreichische *Zeitensprünge*-Autor Georg Dattenböck mir gegenüber.

Im Gegensatz zu Dopsch sprach sich Kurt Reindel 1981 [113] für eine Lage des Landes *Baia* in Böhmen aus, ebenso wie 1988 [60]. Er steht damit in der traditionellen Linie, vertreten z. B. durch J. H. von Falckenstein, welcher 1763 [Teil II, 8, 12] für eine Herkunft der Baiern von den germanischen Boiern plädierte, welche aus dem heutigen Brandenburg über Böhmen zugewandert wären. Auf die erschöpfende, bis zum Jahre 1981 reichende Darstellung der Thematik durch Kurt Reindel († 2011) im *Handbuch der Bayerischen Geschichte* sei hier besonders hingewiesen.

Die Baiern dürften allerdings beinahe ein halbes Jahrhundert eher als historikerseits landläufig festgeschrieben, nördlich der Alpen zwischen Lech und Isar gesiedelt haben. Zu dieser Überlegung gelangte ich, als ich mich anlässlich der Aufarbeitung des Vortrages von Haas-Gebhard mit dem bereits oben zitierten Reindel'schen Aufsatz aus dem Jahre 1988 beschäftigte. Reindel [56] hatte damals dankenswerterweise deutlich gemacht, dass Jordanes [LV] die Baiern bereits für das Jahr **469/70** erwähnte, als die Ostgoten gegen die Sueben Krieg führten. Dieser Tatbestand scheint mir bisher zumeist übersehen worden zu sein, da in der gängigen Literatur annus 551 grundsätzlich als das

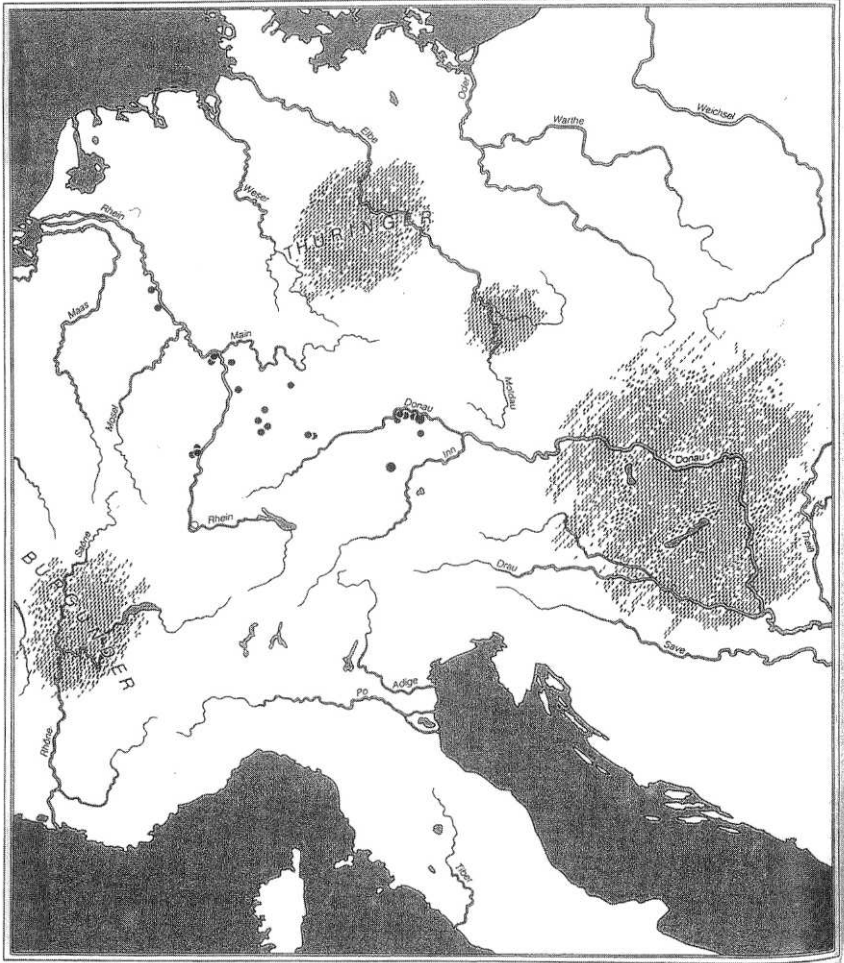


Itinerar Antonini, Region **Baja** [Löhberg, Karte 20. 2 (Aquincum = Budapest)]



Region Baja auf der Tabula Peutingeriana., Zusammendruck aus Segmenten IV/V  
 Der nach Hunnenart umgeformte Schädel von Feuersbrunn bei Grafenegg, NÖ [Danneheimer/Dopsch, 260]





Karte der Fundorte von künstlich umgeformten Schädeln in Mitteleuropa [Dannheimer/Dopsch, 262]

Jahr der ersten Erwähnung der Baiern betrachtet wird (s. o.). Jordanes hatte nämlich um diese Zeit herum seine Gotengeschichte fertig gestellt.

Vom aus Italien stammenden Venantius Fortunatus, der zweitältesten Quelle über die Baiern (s. o.), stammt eine weitere Erwähnung des bairischen Namens: „Dravum Norico, Oenum Breonis, Liccam Baiuaria transiens“ [*praef. ad carm.*, zit. n. Jung, 1887/1969, 252, Anm. 2]. Sie ist in der Beschreibung seiner Pilgerreise nach Tours um 565 enthalten und belegt den Lech (= Licca) als westliche Grenze des bairischen Territoriums.

Aus oben Gesagtem geht konkludent hervor, dass die Entstehung des Völkernamens *baiuvari* (vgl. o.) ungefähr in die Zeit des Hunnenkönigs Attila (gest. 453) fällt: Denn wenn gemäß Jordanes die *Baiuvari* bereits 469/70 ein eigenes Siedlungsgebiet besaßen, dann müssen sie sich geraume Zeit vorher östlich des Lechs niedergelassen haben und als eigene Ethnie von ihren germanischen Anrainern wahrgenommen worden sein: Menschen aus *Baia*. Damit steigt die Wahrscheinlichkeit, dass es sich beim Wortstamm *Baia* um eine hunnische bzw. hunnobulgarische Sprachwurzel handeln dürfte (s. u.). Zwar konnte bisher eine Region *Baia* noch nicht ausfindig gemacht werden, jedoch gibt es phonetisch eine ungarische Stadt dieses Namens, nämlich **Baja** an der Donau. Diesen Hinweis aus dem Jahre 2006 verdanke ich Herrn Dipl. Ing. Peter Kirchlechner (Felsőmarac/Puchheim). Ihm zufolge bedeutet Baja ungarisch „Sorge“.

Baja liegt links der Donau auf der ‘Halbinsel’ zwischen Donau und Theiß, auf halbem Wege zwischen Pécs (Fünfkirchen) und Szeged (Segedin). Es wurde urkundlich erstmals 1318 erwähnt und liegt rund 15 km nördlich des wichtigen antiken Donau-Übergangs *Contra Florentiam* ↔ *Lugio/Florentia*. Das antike *Contra Florentiam* ist das heutige *Dunafalva*. Die Römer scheinen hier, links der Donau und außerhalb Pannoniens, eine stark befestigte Schiffslande betrieben zu haben. Ihr Gegenstück auf dem rechten Donau-Ufer war ein *Burgus*, ein Auxiliarlager, unter Umständen der „*cohors VII Breucorum*“ [Wawrzinek, 255]. *Lugio* ist das heutige *Dunaszekcső*.

Südlich von hier dürfte im 5. Jh. der bisher immer noch nicht gefundene Hauptort Attilas gelegen haben, zumal Byzanz 433 große Teile Pannoniens (rechts der Donau gelegen) an die Hunnen abtreten musste [Bechert, 145].

Ob die Region um das ungarische Baja geographisch ungefähr dieses spätantike hunnische oder hunnobulgarische Siedlungsgebiet *Baia* bezeichnet, sei dahingestellt. Jedoch weist der Wortstamm *Baia* auf eine turksprachige, damit also hunnische Sprachwurzel hin. Überliefert sind nämlich die Namen  $\text{Βα}i\alpha\text{-}\nu\omicron\varsigma$  (= *Baianos*) für einen awarischen (568–582) bzw. für zwei bulgarische (ca. 650 resp. gest. 772) Fürsten [Moravcsik, II: 84]. Die Namen leiten sich her von türkisch (turkspr.) *Bayan*. Sie sind insofern von Belang, als die Bulgaren höchstwahrscheinlich aus den Resten der aus Mitteleuropa flüchtenden Attila-

Hunnen und Ogur-Stämmen nördlich der Mäotis entstanden [Moravcsik, I: 108]. Weiterhin war zumindest die awarische Oberschicht hunnischer Herkunft.

Die Hunnentheorie war Reindel geläufig. Er zitierte 1981 [113, Anm. 96, 97, 98] wertfrei im *Handbuch der bayerischen Geschichte* ältere wissenschaftliche Bewertungen, an den frühen Baiern wären ethnisch Hunnen beteiligt [Fritzler 1923; Fastlinger 1913] bzw. Baiern und Bulgaren hätten eine gemeinsame Abstammung [Mitscha-Märheim 1950; Schwarz 1953].

### Literatur

- Bechert, Tilmann (1999): *Die Provinzen des Römischen Reiches*, Mainz
- Bóna, István (1991): *Das Hunnenreich*; Theiss, Stuttgart
- Dannheimer, Hermann / Dopsch, Heinz (Hrsg. 1988): *Die Bajuwaren. Von Severin bis Tassilo 488-788. Gemeinsame Landesausstellung des Freistaates Bayern und des Landes Salzburg. Rosenheim/Bayern. Mattsee/Salzburg. 19. Mai bis 6. November 1988*; o. O.
- Dopsch, Heinz (1988): Zum Anteil der Romanen und ihrer Kultur an der Stammesbildung der Bajuwaren; *Dannheimer/Dopsch*, 47-54
- Falckenstein, Johann Heinrich von (1763): *Vollständige Geschichten der alten, mittleren und neueren Zeiten des großen Herzogthums und ehemaligen Königreichs Bayern in drey Theilen...*; München · Ingolstadt · Augspurg
- Fischer, Thomas (1988): Römer und Germanen an der Donau; *Dannheimer/Dopsch*, 39-46
- Haas-Gebhard, Brigitte (2013): *Die Baiuvaren. Archäologie und Geschichte*; Regensburg
- Jung, Julius (Nachdruck 1969): *Römer und Romanen in den Donauländern. Historisch-Ethnographische Studien*; Aalen (21887 Innsbruck)
- kreisbote (2014) = *Das Rätsel um die Baiuvaren. Die Forschung gibt eine Antwort*. Ankündigung des Vortrags Dr. Haas-Gebhard am 16. 01. in Puchheim, web 14. 4. 2015 <http://www.kreisbote.de/lokales/fuerstenfeldbruck/bajuwaren-3317230.html>,
- Löhberg, Bernd (2006): *Das „Itinerarium provinciarum Antonini Augusti“*. Ein kaiserzeitliches Straßenverzeichnis des römischen Reiches; Berlin
- Moravcsik, Gyula (21958): *Byzantinoturcica I; Deutsche Akademie der Wissenschaften zu Berlin Bd. 10*, Redaktion Eberhard Rechenberg; Akademie-Verlag, Berlin (Ost)
- (1943): *Byzantinoturcica II – Sprachreste der Türkvölker in den byzantinischen Quellen*; Budapest
- Reindel, Kurt (21981): Die Herkunft der Bayern; *Handbuch der Bayerischen Geschichte*, München, 101-116
- (1988): Herkunft und Stammesbildung der Bajuwaren nach den schriftlichen Quellen; *Dannheimer/Dopsch*, 56-60
- Wawrzinek, Christina (2014): *In portum navigare: Römische Häfen an Flüssen und Seen*; Berlin. Textauszüge in <https://books.google.de/books> , web 28. 06. 2015

ProFriedrich@T-Online.De

# Genese der Baiern

## Das Fortleben römischer Macht im Westen nach 476

### Ein ausgreifender Rückblick von Heribert Illig

Brigitte Haas-Gebhard [= HG] hat in ihrem Buch von 2013 betont, dass die Baiern anders als die übrigen Volksstämme in der Bundesrepublik nicht einfach Germanen sind, sondern

„eine Mischung aus provinzialrömischen, hunnischen und germanischen Elementen unterschiedlichster Provenienz. Hinweise auf die Einwanderung einer geschlossenen Volksgruppe in dieser Zeit sind weder auf historischem noch auf archäologischem Weg zu gewinnen“ [HG, 79].

Hierzulande vermisst man den Hinweis auf die keltischen Boier. Immerhin war das Gebiet zwischen nördlichen Alpen und Donau keltisches Land. Allerdings mussten es die Römer um -15 nicht erobern, weil die meisten Einwohner schon mehr als eine Generation vorher abgewandert waren. Scheiden Kelten als Bestandteil des bajuwarischen ‘Schmelztiegels’ damit aus? Haas-Gebhard ist da kritisch:

„Unbestreitbar ist es, dass ein gewisser Kern an keltischer Bevölkerung auch nach der römischen Eroberung in Raetia und v. a. in Noricum verblieben war, doch eine direkte Verbindung mit den Boiern ist nirgendwo in direkter Linie auszumachen“ [HG, 81].

Damit erledigt sich für die Autorin auch die Abfolgekette

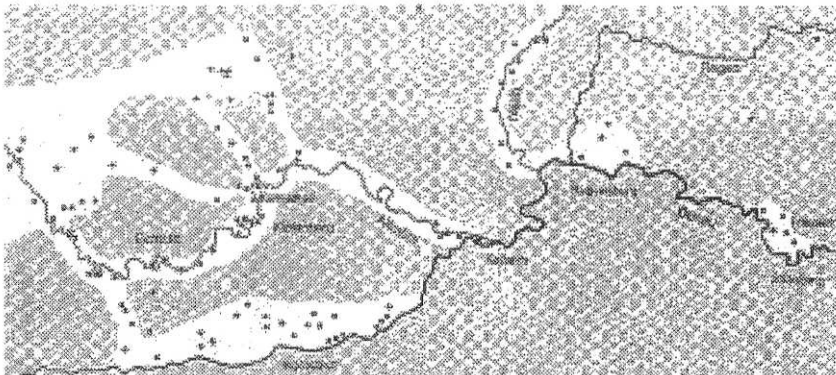
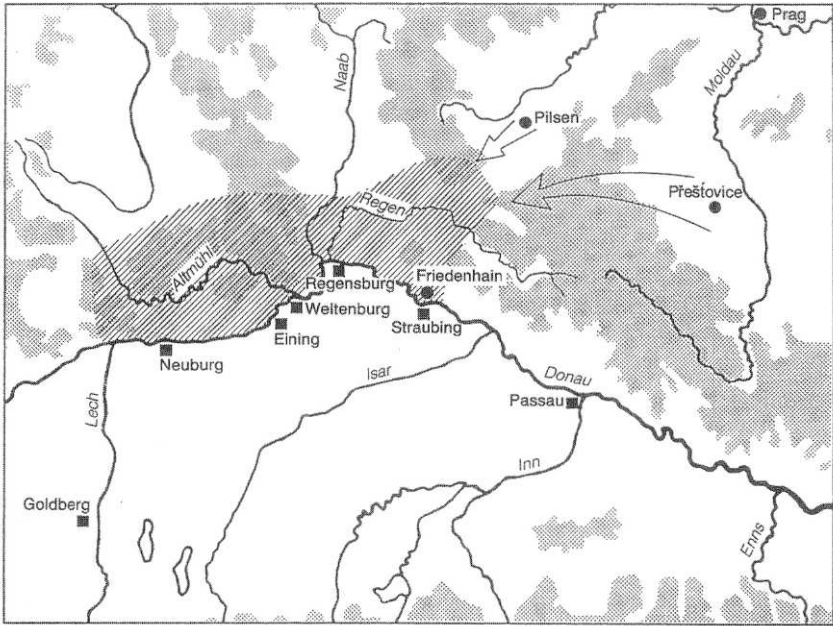
Boier → Böhmen → Markomannen → Baiern,

denn die Markomannen hätten bereits im -1. Jh. die Boier in Böhmen abgelöst [HG, 81]. Es gibt noch weitere Nachrichten zu den Boiern. Sie waren um -390 beim Kampf um Rom dabei und siedelten danach im Gebiet zwischen Po und Apennin, dessen östlicher Ausläufer deshalb *ager gallicus* hieß und bis zum Rubikon [vgl. Illig 2012] reichte.

„Die Boier wurden 193 v. Chr. geschlagen, mit ihrem Hauptort Bologna fiel die letzte keltische Stadt in Italien, worauf sie sich nach Böhmen (lat. Boiohae[m]um) zurückzogen“ [wiki → Keltenkrieg in Oberitalien; Ergänzung HI].

Andere Autoren gehen davon aus, dass die meisten Überlebenden sich dort romanisierten und nur ein kleiner Teil über die Alpen zurückkehrte. Wie dem auch sei, hat sich der Gleichklang Boier und Böhmer bis ins +5. Jh. erhalten. Doch auch die berühmte Keramik vom Typ Friedenrain-Přešt’ovice (Prestowitz) helfe laut Haas-Gebhard nicht weiter, denn sie

„taucht keineswegs erst im 5., sondern bereits im 4. Jahrhundert auf, die jüngsten Vorkommen datieren in die Zeit um 500 oder das frühe 6. Jahr-



Verbreitungsgebiet von Keramik des Typus Friedenhain/Přešt'ovice, in Bayern nördlich der Donau (schraffiert), dazu eine zehn Jahre jüngere Darstellung [Danneheimer/Dopsch 1988, 42; Rieder 1998]

hundert. In der Zeit, in der die Baiuvaren in den Schriftquellen erstmals auftreten, wird sie allerdings nicht mehr verwendet“ [HG, 86].

Gemeint ist mit diesem Typus Keramik sowohl aus Friedenhain im Gäuboden bei Straubing und Přešt'ovice in Südböhmen (s.u.). Nachdem die Baiern um 551 durch Jordanes, vielleicht sogar schon um 520 durch Cassiodor genannt werden [ebd. 79], könnte sich jedoch sogar eine kleine zeitliche Schnittmenge zwischen dem „frühen 6. Jahrhundert“ und vielleicht 520 ergeben. Also wären die Böhmen doch nicht ganz auszuschließen. Doch das macht Haas-Gebhard zunichte, indem sie die Boier „seit etwa 400 v. Chr. in Böhmen“ siedeln lässt und sie diesem Gebiet „vielleicht zu seinem Namen“ verholfen hat [ebd. 81]. Zunichte macht sie auch die übliche Schreibweise „Bajuware“ durch „Baiuware“. Da wäre doch gleich „Baiuare“ oder „Bajoare“ vorzuschlagen, ebenfalls hier zitierte Schreibweisen. Was mag damit gewonnen sein, Volks- und Personennamen immer wieder zu aktualisieren, wie Alemannen zu Alamannen oder Alkuin zu Alhwin, Alchoin, Alcuin, Alkwin?

Es ließe sich jetzt an das 19. und frühe 20. Jh. denken, in dem das Finden geeigneter Vorfahren und -läufer viele Völker und Denker beschäftigte. Doch da empfiehlt sich ein Blick weiter zurück, hin zum 'letzten' Universalgelehrten: Gottfried LEIBNIZ (1646–1716). *Wikipedia* sieht seine Forschungen in den Abteilungen Religionsgeschichte, Philosophie und Rechtswesen, lässt ihn in der 'Schublade' Mathematik die Infinitesimalrechnung und eine erste, binär aufgebaute Rechenmaschine erfinden, und auch der Linguistik und Philologie, Paläontologie und Biologie zuarbeiten. In Wien

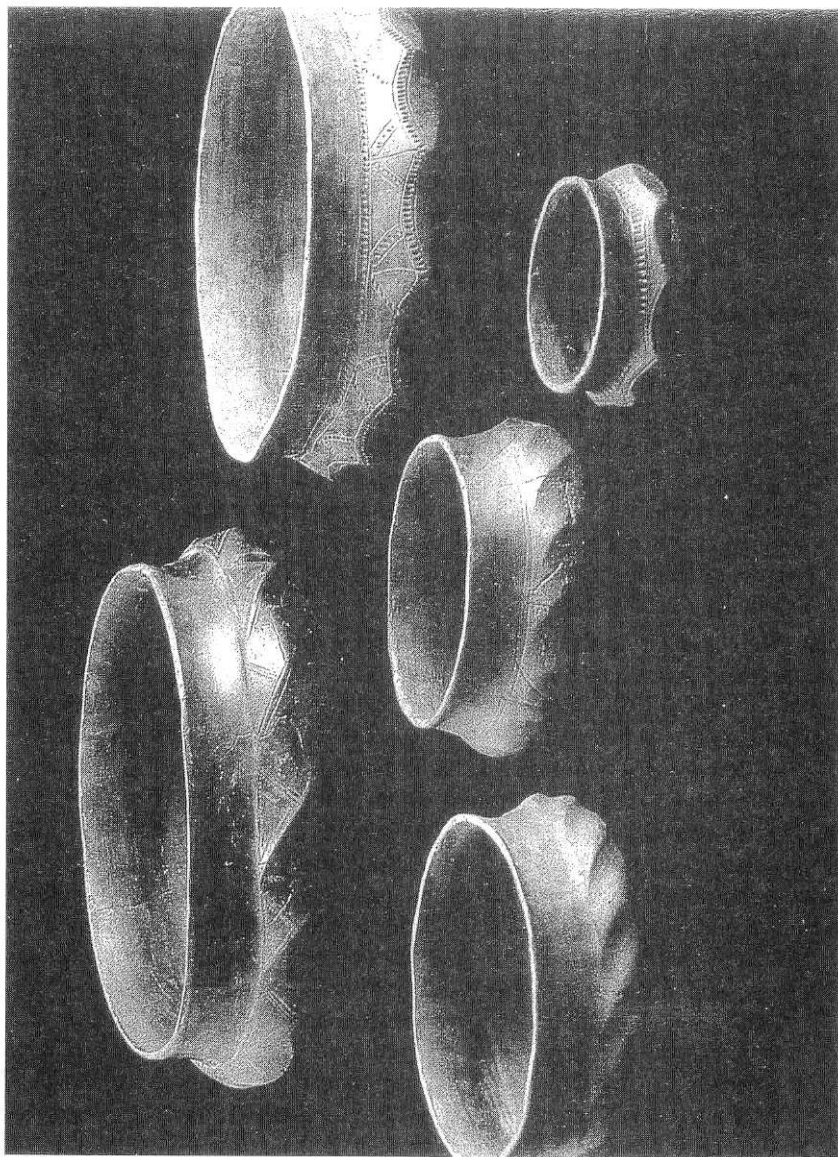
„trug Leibniz seine Pläne für eine Münzreform, zum Geld-, Handels- und Manufakturwesen, zu der Finanzierung der Eroberungskriege gegen die Türken, zum Aufbau eines Reichsarchives und vieles andere vor“ [wiki ↪ Leibniz].

Die uns hier allein interessierende 'Schublade Geschichte' ist von *Wikipedia* nur mit einem einzigen Thema belegt:

„Im Streit um das historische Ausgangsgebiet der germanischen Sprachen bzw. Völker vertraten schwedische Forscher wie Olof Rudbeck d. Ä. bereits im 17. Jahrhundert die Theorie, Skandinavien sei die »Urheimat« der Germanen (Gothizismus). Leibniz widersprach dieser Theorie im Jahre 1696 in seiner *Dissertatio de origine Germanorum*, wobei er – seiner Zeit weit voraus – mit dem Befund der Gewässernamen (Hydronymie) argumentierte.“

Leibniz hat in dieser Disziplin viel mehr geleistet. Ein Auswahlband von über 1.000 Seiten *Schriften und Briefe zur Geschichte* [= L.] stellt dazu fest:

„Ungeachtet der Tatsache, daß zwei Drittel des inventarisierten Leibniz-nachlasses Korrespondenzen, Quellensammlungen und Ausarbeitungen



Keramik des Typus Friedenrain/Přešt'ovice [Danheimer/Dopsch, 64] (Fotos von ihr sind auch bei Google-Suche auffällig selten)

zur Geschichte umfassen, ist bislang wenig unternommen worden, um diesen Teil des Leibnizschen Wirkens in seiner ganzen Fülle aufzuarbeiten“ [Babin/Heuvel, 11].

So lässt sich wieder einmal konstatieren, dass die Gelehrten der Aufklärung in Deutschland weitgehend vergessen sind; dem Phänomen sind wir bereits bei August Ludwig von Schlözer begegnet [vgl. Anwander/Illig]. Leibniz hat sich – für uns erstaunlicherweise – gegen 1710 auch mit der Herkunft der Baiern auseinandergesetzt und den Nachdruck zweier wesentlicher Werke veranlasst:

- Vervaux, Johannes (1586–1661) unter dem Namen von Johann Adlzreiter von Tetenweis (1596–1662): *Annales biocae gentis*, und
- Brunner, Andreas (1589–1650): *Annales virtutis et fortunae Boiorum* (3 Bände, 1624, 1629 und 1637).

Er stellte ihnen eine Einleitung voran, in der er relevante Vorgänger anspricht, etwa Aventinus (Johann Georg Turmair, 1477–1534) mit seinem Werk *Annalium Boiorum libri septem*, in dem er eine Aussage gefunden hat, die gerade in den TV-Medien unserer Zeit immer wieder behandelt wird:

„Vielleicht als erster hat er die Überlieferung von der Päpstin Johanna verworfen, die bis dahin nach einmütigem Urteil der Historiker als nahezu unantastbar galt“ [L. 625].

Oder Marcus Welsers *Rerum Boicarum libri quinque*, dessen sechster Band von Herzog Maximilian I. unterdrückt worden ist und erst 1777 veröffentlicht wurde. Welser (1558–1614) hat „die von dessen Zeitgenossen, dem Abt Eugippius, geschriebene Vita des heiligen Severinus ans Licht gebracht“ [L. 625], also die ziemlich einzige westliche Geschichtsquelle für das spätere 5. Jh. Nach einem Vorspann und Marginalien wie den gerade zitierten geht es zur eigentlichen Sache. (Den Zitaten ist vorzuschicken, dass Leibniz viele Texte lateinisch geschrieben hat. Der Auswahlband enthält die ursprünglichen Fassungen und dazu deutsche Übersetzungen, die hier herangezogen werden, in Einzelfällen ergänzt um ein Wort aus der lateinischen Originalfassung.)

„Meistens wird die Annahme, daß das heute Bayern genannte Volk, das den gesamten Raum zwischen Lech und Inn bewohnt und durch das Vorschieben von Kolonien nach Pannonien auch [das heutige] Österreich besiedelte, von den alten Boiern abstammt, für eine ausgemachte Tatsache genommen. [...] Es fehlt aber nicht an Gelehrten, denen dieser aus dem Gleichklang der Namen gewonnene Rückschluß auf den Ursprung der Bayern nicht besser gesichert scheint, als die von Strabon angenommene Identität der homerischen Kimmerier mit den germanischen Cimabri oder die Gleichsetzung des Jordanes von Geten und Goten; ja, manche Gelehrte stimmen dieser These nicht nur nicht zu, sie widersprechen ihr geradezu“ [L. 633 f.].



Die Forschungssituation war 1710 also bereits dieselbe wie drei Jahrhunderte später, sprich heute. Das wird noch deutlicher, wenn Leibniz ins Detail geht. So leitet er den Namen Boier – „im Ursprung wahrscheinlich germanisch“ [L. 635] – ab von Kerl, Junge und bemerkt, „daß die alten Völkernamen ihrem Ursprung nach manchmal nur ganz allgemein Volk oder Mensch bedeuten“ [L. 635]. Bei Haas-Gebhard [84] finden wir das indogermanische Verb „*uer*“, das „abwehren“ bedeutet, „in abgeschwächter Form aber wohl auch einfach »bewohnen« heißt“. Beide Interpretationen finden hin zu Menschen und Bewohnern.

Laut Velleius Paterculus (gest. nach +30) haben die Boier schon lange vor Caesar „in *Bojohemum* (»Böhmen«) gesiedelt“ [L. 637]. Das greift für Haas-Gebhard [84] zu kurz; sie möchte „das hypothetische Land Baia auch außerhalb Böhmens vermuten“. Die Suche nach den Siedlungsgebieten der Boier betrieb bereits Leibniz, der sie vor der Zeitenwende „im Noricum, in Pannonien, Italien und sogar Gallien“ siedeln sieht [L. 637]. Auf den Hinweis Pannonien kann sich Volker Friedrich berufen (s. S. 394). Leibniz ist sich aber bewusst, dass es dann eine Überlieferungslücke gibt, die bis heute nur mittels der Markomannen zu schließen ist:

„Nun aber, nach der Zeit des Augustus, war plötzlich von Boiern in Germanien nicht mehr die Rede, der alte, berühmte Name wurde von anderen, ihm folgenden aufgesogen, insbesondere dem der Markomannen, die den so berühmten Krieg gegen Marcus Aurelius führten. [...] Nach Welsers Meinung wurden die Boier bei der Ankunft der slavischen Tschechen aus Böhmen vertrieben und hätten sich zunächst bei den Naristi, d. h. in der Oberpfalz und benachbarten Gegenden niedergelassen; schließlich hätten sie die Donau überquert und wären in die Vindelicia, also ihr heutiges Siedlungsgebiet eingewandert. [...] Ich halte es selbst auch für wahrscheinlicher, daß die Bayern [Bavari; HI] (oder, wie sie damals hießen, die Bajoarii) nicht erst unter Theoderich I. oder Justinianus dem Großen in diese Gegend gekommen sind, sondern sich damals schon eine ganze Weile dort aufhielten. Ich meine aber, daß auch die Boier dort lebten, noch bevor Maroboduus Böhmen besetzte“ [L. 643].

„Wenn also die Thesen über eine Einwanderung der Bayern in die Vindelicia in sich zusammenfallen, sehe ich nicht, warum wir nicht davon ausgehen können sollten, daß ein Teil der alten subalpinen Boier immer in der Gegend, von der wir wissen, daß sie dort einst gewohnt haben, geblieben ist und dabei den (möglicherweise geringfügig veränderten) Namen in irgendeinem kümmerlichem Landstrich oder Gau bewahrt hat, auch wenn von diesem weder Historiker noch Geographen berichten [...]

*Boii*, mit einer deutschen Endung versehen, wurde dann zu *Bojer* oder, mit offenerer Aussprache, *Bajer*, wie sie selbst sich und ihre Nachbarn sie



Das Römerreich um 454 [Demandt, beigeheftete Karte]



heute nennen, und entwickelte sich leicht auf Grund einer schleppenden Aussprache zu *Bajoarii* oder *Bajobari*, was später ziemlich töricht zu *Bavari* latinisiert wurde“ [L. 645].

Die Archäologin kämpft noch heute mit demselben Problem, wie die beiden Eingangszitate von ihr auf S. 396 belegen.

Leibniz kennt sämtliche früheren Quellen verblüffend gut und verwertet sie ganz eigenständig. Das lässt an die Unvoreingenommenheit denken, mit der Isaac Newton (1642–1727) nur wenige Jahre später die älteste Geschichte chronologisch neu justiert hat und dies ebenfalls ohne irgendeine archäologische Unterstützung: *The Chronology of Ancient Kingdoms amended* [posthum 1728]. Bittere Ironie der Geschichte: 1699 begann und 1711 eskalierte der wohl gewichtigste Prioritätsstreit in der Geschichte der Mathematik. Leibniz hatte die Grundlegung von Integral- und Differentialrechnung 1684 veröffentlicht, Newton seine Herleitung erst 1687, doch unter Rückgriff auf Arbeiten von 1666. So gerieten die besten Gelehrten ihrer Zeit aneinander und lähmten den mathematischen Austausch zwischen englischen und deutschen Forschern noch lange über beider Tod hinaus. Was für eine phantastische Vorstellung, diese beiden Geistesgrößen hätten nicht als Gegner, sondern Schulter an Schulter die Geschichte erforscht: ‘Arm in Arm mit dir: So fordern wir’s Jahrtausend in die Schranken.’

### Faußners neuer Ansatz [= F.]

Hans Constantin Faußner hat aus seiner rechtshistorischen Sicht ebenfalls 2013 dafür plädiert, von zwei römischen generalstabsmäßigen Ansiedlungen der Bajuwaren auszugehen. Die erste hat für ihn unter Reichsfeldherr Stilicho, die zweite unter Theoderich d. Gr. stattgefunden. Schon seine ersten Seiten bringen eine Divergenz unter Archäologen: Während Haas-Gebhard die Gefäße vom Typ Friedenhai-Přešt’ovice als irrelevant für die Genese der Baiern erachtet, beruft sich Faußner auf den Archäologen Thomas Fischer, der 1988 eine konträre Meinung vertreten hat: Dieser Keramiktyp der Zeit um 400 hat nur in Böhmen Vorläufer, aber dort keine Nachfolger im weiteren 5. Jh.; auf dem Gräberfeld Straubing-Bajuwarenstraße geht dagegen die Belegung bis ins 7. Jh. weiter [F. 9]. Karl Heinz Rieder sieht sogar die Tendenz einer flächenhaften Besiedlung in Ostbayern unter Gebrauch dieser Keramik [F. 10]. Diese Befunde wären demnach zurückgenommen worden.

*Stilicho* übernahm 393 die Regentschaft für den minderjährigen Kaiser Honorius und stieg zum *magister utriusque militiae* auf. Um eine gewaltsame Landnahme südlich der Donau, also auf Reichsgebiet zu verhindern, um die Stationierung römischer Truppen entbehrlich zu machen und um mit einer germanischen Schutztruppe südlich des Böhmerwalds die Alpenübergänge zu

sichern, konzipierte er die Institution des leiherechtlichen Erbkönigreiches (*regnum iure hereditario*) für den **König jener Markomannen**, die seit dem +1. Jh. in Böhmen saßen [F. 11]. Deshalb zogen die Markomannen nach Süden in das Gebiet zwischen Lech und Enns, Böhmerwald und Alpen, das nun ein Regnum bildete, das nicht mehr zu den Provinzen Raetien und Noricum gehörte (letztere trennte der Inn). Für Faußner war die Errichtung dieses Regnums „die Geburt Bayerns, des heute ältesten europäischen Staats“ [F. 12], allerdings noch ohne die uns heute geläufige Benennung – eine Behauptung, deren Absicherung ihm wichtig war [F. 45 f.].

Mit Gründung des Erbkönigreichs zogen die römischen Truppen ab, die römischen Grundbesitzer wurden ausgesiedelt, worauf die markomannische Besiedlung Ober- und Niederbayerns begann.

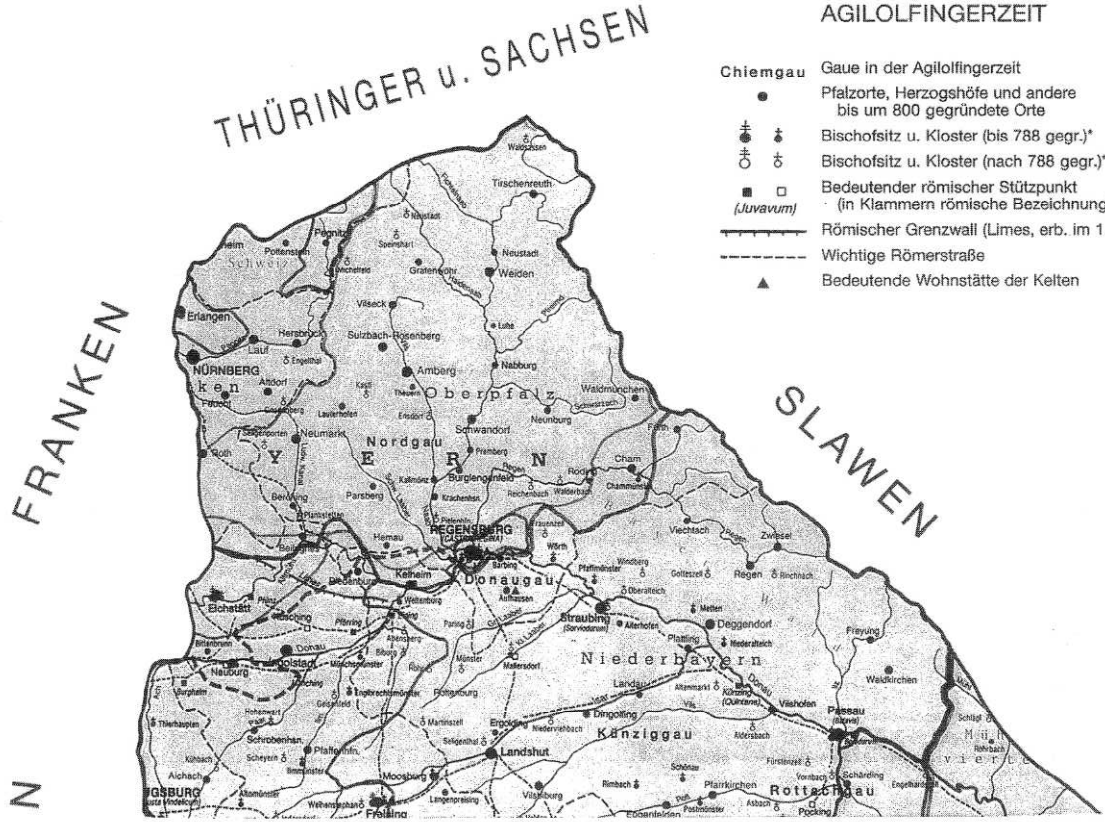
„Der verlassene und völlig verwilderte ländliche Raum wurde nun rasch wiederbesiedelt. Dabei konnte man allerdings kaum mehr auf Vorleistungen bei der Kultivierung zurückgreifen, der wiederum entstandene Urwald mußte neu gerodet werden. Bezeichnenderweise läßt sich bis heute keine einzige bajuwarische Ansiedlung im Donaoraum auf eine römische villa rustica zurückführen“ [Fischer, 48 f. laut F. 13].

Das ist die Zeit von **Odoaker**, der 476 die Reichsstatthalterschaft in der Präфекtur Italia und damit auch in Raetien und Noricum erhielt. Hinweise auf den Rückzug von Römern liefert die *Severinsvita*, die dessen Gefährte Eugippius 511 verfasst hat. Er spricht von den Alamannen unter ihrem König **Gibuld**, meine aber mit ihnen nicht so speziell wie wir heute die Alamannen, sondern „zusammengelaufene Leute von unterschiedlichem Herkommen“ [F. 17]. Insofern sieht Faußner Gibuld nach zwei oder drei Amtsträgern mit uns unbekannt Namen als König der dritten oder vierten Generation [F. 18]. Eine Erbteilung führt zu den Gebieten um Regensburg und um Passau (Quintanis/Batavis) [F. 18]. Ob Gibuld als Rex Gebavult und seine Leute in die Gegend von Troyes gezogen sind, bleibe hier dahingestellt, weil der Bericht wohl eine Fälschung ist [F. 19 f.]; für Faußner enthält er allerdings Wahrheit.

493 überwältigt der vom Kaiser als *magister militum* eingesetzte Theoderich als **rex** der Ostgoten den Odoaker und tötet ihn womöglich selbst. Als faktischer Alleinherrscher über Italien wird Theoderich 497 **rex et patricius**. Doch im Nordwesten seines Reichs wird ein Rivale erhöht, wird doch Chlodwig I. 481/82 von Kaiser Anastasios zum Statthalter über das Herrschaftsgebiet in der Präфекtur Gallia ernannt, im Rang eines **Purpurpatricius** mit dem Prädikat *filius imperatoris*. Er schlug die Alamannen vernichtend, worauf er 508 ebenfalls die Stellung **rex et patricius** erhielt und damit Theoderich gleichgestellt war [F. 21]. Nun lässt Theoderich seine Gebiete zwischen Lech und Inn mit Wachtürmen schützen; nach Meinung von Faußner durch die fünf später im *Lex Baiuvariorum* genannten Sippen, die Huosi, Trozza, Fagana,

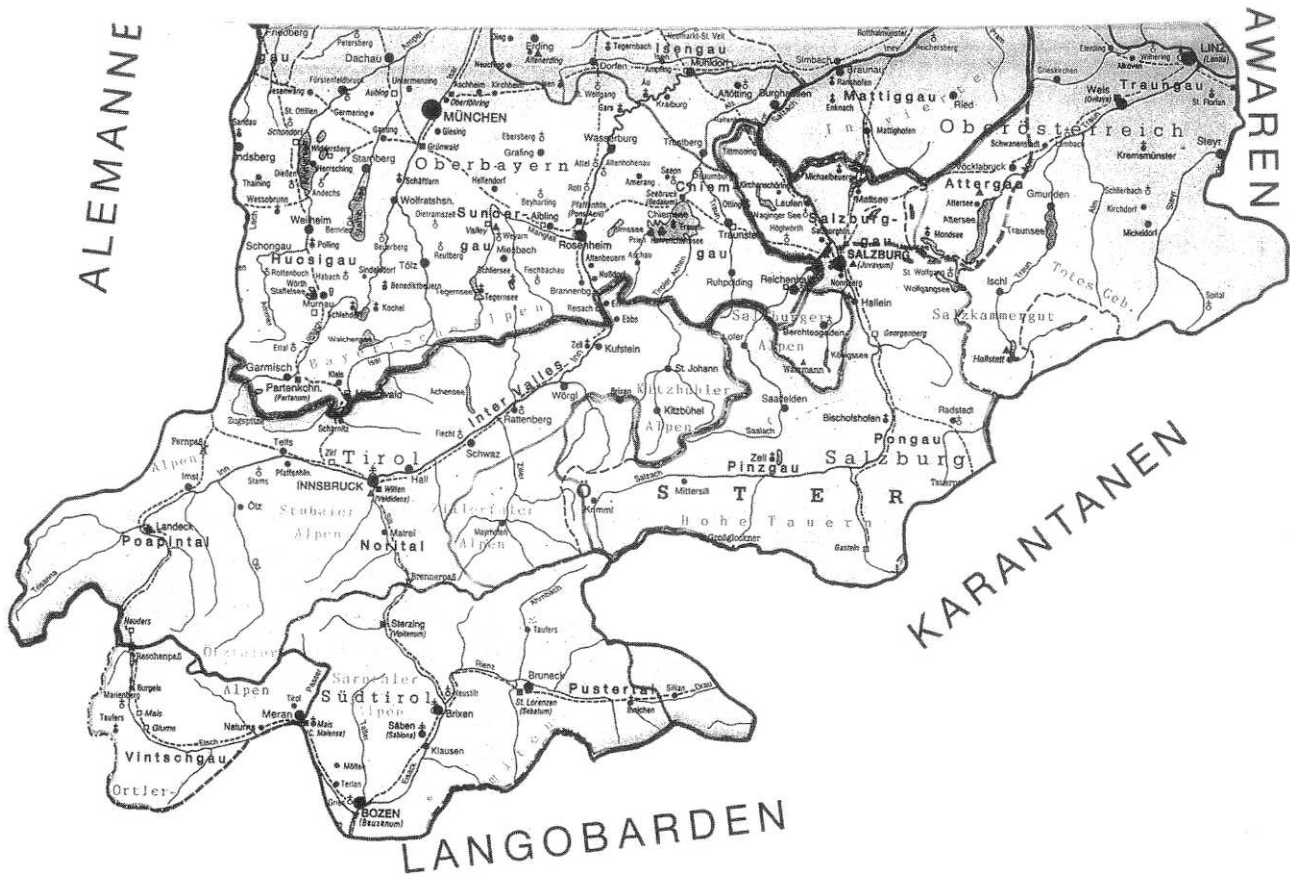
# BAYERN IN DER AGILOLFINGERZEIT

- Chiemgau Gaue in der Agilolfingerzeit
- Platzorte, Herzogshöfe und andere bis um 800 gegründete Orte
- ⊕ Bischofsitz u. Kloster (bis 788 gegr.)\*
- ⊗ Bischofsitz u. Kloster (nach 788 gegr.)\*
- □ Bedeutender römischer Stützpunkt (in Klammern römische Bezeichnung)
- Römischer Grenzwall (Limes, erb. im 1. u. 2. Jh.)
- - - Wichtige Römerstraße
- ▲ Bedeutende Wohnstätte der Kelten



Bayern in der Agilolfingerzeit [Kolmer, Frontispiz, nach „Bayern von Herzogtum der Baiuwaren bis zum Königreich und Freistaat, Kronast, Bad Aibling]

Zeitensprünge 2/2015 S. 407



Hahiligga und Anniona. Den Hahiligga oder Hahilinga ordnet er edle Seiden- und Goldtextilien aus Gräbern von Unterhaching zu, die aus dem frühen 6. Jh. stammen [F. 28], den Fagana Scheiben- und Silberfibeln aus Gräbern in Kirchheim [F. 30]. Das ist für Faußner die zweite Ansiedlung, weil Gibulds 'Alamannen' unter Theoderichs Schutz aus 'Ostfrankreich' ins heutige Bayern zurückkehrten. Das sei 508 unter ihrem Herzog Theodo geschehen [F. 31].

In Parenthese: Leibniz sieht die Theodo-Geschichte als Fabel:

„Ich fürchte aber meinerseits, daß diese ganze Geschichte von jenem alten Bayern Theodo, Zeitgenossen von König Theoderich, erfunden ist, da sie von keinem antiken Zeugnis gestützt wird. Ich halte es selbst aber auch für wahrscheinlicher, daß die Bayern [eigentlich Bavaros; HI] (oder, wie sie damals hießen, die Bajoarii) nicht erst unter Theoderich I. oder Justinianus dem Großen in diese Gegend gekommen sind, sondern sich damals schon eine ganze Weile dort aufhielten. Ich meine aber, daß auch die Boier dort lebten, noch bevor Maroboduus Böhmen besetzten“ [L. 643].

Nun ist Theodo ein seltsam vermehrungsfreudiger Herzogsname. Während für Leibniz zumindest der erste Träger dieses Namens im frühen 6. Jh. fiktiv war, bringt ihn Johann von Falckenstein 1763 stolze neun Mal, von 508 bis 788. Dagegen kennen Wilhelm Störmer [1988] oder Friedrich Prinz [2001] nur einen einzigen Theodo, der nur ganz vage bei 700 datiert werden kann [vgl. Illig/Anwander, 27-29]. Für Haas-Gebhard [19, 14] ist er einer der großen bayerischen Herzöge, der Ende des 7. Jh. mindestens 10 Jahre lang geherrscht hat, also nicht im frühen 6. Jh. Im Übrigen gilt:

„die auf ihnen [Garibald und Tassilo I.] folgenden Herrscher fassen wir überhaupt nicht richtig. Erst mit Theodo ab etwa 680 n. Chr. wird die schriftliche Quellensituation etwas eindeutiger“ [HG 101 f.].

So also ist der aktuelle Forschungsstand.

Zur Zeit dieses ersten Theodo verzichtet der Herzog auf das *Regnum Baiouaria*, doch werden dem „Herzogtum *Baiouaria* die Privilegien eines Regnum bestätigt“ [F. 34]. Nach Theoderichs Tod, 526, und nach der Kaiserkrönung *Justinians*, 527, will der neue Potentat die Goten entmachten. Deshalb „übertrug er *Theudebert I.*, dem in Reims residierenden Rex Francorum und Reichsstatthalter der nördlichen Francia, im Sommer 535 auch die Statthalterschaft über Raetien und Noricum“ [F. 35].

Daraufhin konnte *Theudebert* dem Kaiser seinen nunmehrigen Patriziatsbereich bis hin zur Nordsee in einem berühmten Brief anzeigen [F. 36]:

„Unser Gebiet umfaßt den nördlichen Teil der Francia, Italiens und Pannoniens. Mit den Sachsen und Euten (Jüten), die sich uns aus eigenem freien Willen ergeben haben, erstreckt sich unsere Herrschaft mit Gottes Schutz von der Donaugrenze Pannoniens bis an die Küsten des Ozeans.“



Und er maßt sich etwas an, das der fiktive Karl ihm nachmachen wird: Im „Gegensatz zu Odoaker und Theoderich sah sich der Rex Francorum als Purpurpatrizius staatsrechtlich nicht als kaiserlicher Amtsträger, sondern als vollberechtigter Inhaber der kaiserlichen Herrschaftsrechte. [...] So nahm der Rex Francorum nach seiner Bestallung als Purpurpatrizius die kaiserlichen Rechte aus eigenem Recht wahr: Er trat nicht als Statthalter mit kaiserlichen Rechten auf, sondern wie der Kaiser selbst. Das brachte Gregor von Tours bereits bei der *Bestallung Chlodwigs* Weihnachten 508 zu Tours zum kaiserlichen Purpurpatrizius zum Ausdruck“ [F. 36].

Die fränkischen Könige ließen auch Goldmünzen mit ihrem Konterfei schlagen und verletzten damit ein byzantinisches Privileg, wie Prokop kritisierte [F. 36]. Diese Anmaßung unterstrich die „Rechtsauffassung des regierenden Rex Francorum, daß er nicht Vertreter des Kaisers sei, sondern Inhaber der ihm übertragenen kaiserlichen Herrschaftsrechte“ [F. 37].

Aus rechtshistorischer Sicht ergibt sich für Faußner folgendes Bild: 476 war das *Regnum Italia* durch den Usurpator Odoaker geschaffen und 497 vom Kaiser anerkannt worden. Theoderich eignete es sich an; Witigis war der letzte seiner Könige, denn es endigte 540 nach römischer Rechtsauffassung. Die Goten beherrschten unter Totila weiterhin Italien, doch der Franke Theudebert wollte das Erbe der Goten selbst antreten. Dagegen stärkte Justinian die Langobarden, denen er in Gestalt ihres Königs Audoin das *Regnum Noricum* übertrug. Der mögliche Konflikt „entspannte sich aber bereits Ende 547 von selbst auf recht natürliche Weise durch das Fehlverhalten eines mächtigen Auerochsen, das zum Tode Theudeberts führte“ [F. 38 f.].

Indem Faußner, Aventin folgend, in Bayern weitere Herzöge wie Theodo (Dieth) II., den III. oder Diethwald regieren lässt, finden die unterschiedlichen Interpretationen Faußners und des Mainstreams erst gegen 590 zusammen: Garibald I. gilt um 590 als erster Herzog Bayerns; er wird 592 von Tassilo I. abgelöst, dem nun der Frankenkönig Childebert II. das Privileg erteilte, „daß der geblütsrechtliche Anspruch auf das Erbherzogtum auf Tassilos Nachkommen, und damit auf sein Geschlecht der Agilolfinger, beschränkt ist. Bei seiner grundlegenden Bedeutung für die Verfassung des Herzogtums wurde dieses Privilegium in die *Lex Baiuvariorum Tit. III* aufgenommen“ [F. 41].

Unter Tassilo I. „verbanden sich nach dem Tode Garibalds I. das *Herzogtum Baiuvaria* und das *Regnum Noricum* erneut in dem Dux und Rex in Personalunion“ [F. 43]. Deshalb ist bei Paulus Diaconus vom „Rex Tassilo“ die Rede, was die Baiern erfreut und andere irritiert.

Interessanterweise scheidet dieses Rechtskonstrukt zweimal an dem kaiserlichen Statthalter, sprich dem Rex Francorum: einmal bei Garibald I.

respektive Tassilo I., ein zweites Mal bei Tassilo III., 788 [F. 43]. Grundsätzlich anders als Faußner sehe ich hier eine Verdopplung in die erfundene Zeit hinein. Tatsächlich geht es mit dem „Jüngeren Stammesherzogtum“ unter Herzog Arnulf, einem Luitpoldinger weiter, der offiziell 907 an die Macht kommt. (Das „ältere Stammesherzogtum“ ist für Faußner eine Chimäre: „Bayern ist unter Herzog Theodo II. zum Erbherzogtum geworden. Stammesherzogtum ist eine liebgewordene folkloristische Benennung“ [F. 35].) Entsprechend der Gleichsetzung 614||911 wäre 907 das Jahr 610, in dem Tassilo I. stirbt, also 610||907. Der nachfolgende Garibald II. könnte gegebenenfalls mit Arnulf identisch sein.

Luitpold als Stammvater der Luitpoldinger sei **907** in der ersten Schlacht bei Bratislava/Pressburg gegen die Ungarn unter Árpád gefallen.

„Außer Markgraf Luitpold kamen bei dieser Schlacht noch Erzbischof Thietmar von Salzburg, die Bischöfe Udo von Freising, Zacharias von Säben-Brixen sowie 19 Grafen und der Großteil des bayerischen Heerbanns ums Leben“ [wiki ↔ Schlacht von Pressburg].

Die Schlacht bei Pressburg ist eine „der vernichtendsten Niederlagen der Bayern in ihrer Geschichte“ [Orlop, 84], ein idealer Abschluss hin zu einer gänzlichen Neuordnung. Luitpold bleibt dabei ein Schemen: Weder ist sein Geburtsjahr bekannt, noch die Namen seiner Eltern. Es bleiben nur traditionsbewusste Vorstellungen: „Sein Vater dürfte vom bayerischen Adelsgeschlecht der Huosi, seine Mutter aus dem Geschlecht der Welfen stammen“ [Orlop, 83]. Doch selbst mit einer solchen ‘Ansippung’ wäre kaum etwas gewonnen, ist uns doch von den fünf baierischen Adelsgeschlechtern fast nichts bekannt.

Wie schon früher hervorgehoben, verlieren **610** die Bayern im Südosten gegen die Slawen, die damals bereits im Alpenvorland ansässig waren. Herzog Garibald II. führt Kriege gegen sie: „Dabei erleidet er ebenso wie sein Vater Tassilo I. bei Agunt an der Drau im Jahre 610 eine Niederlage durch die Slawen“ [Orlop, 32]. Im selben Jahr fallen die Awaren in Italien ein. „Tasso wird Herzog von Friaul als Nachfolger des Gisulf II., der im Kampf gegen die Awaren gefallen ist“ [wiki ↔ 610].

Tassilo I. war bereits 593 im Gebiet der Drau gegen Slawen vorgestoßen und hatte sie besiegt, doch zwei Jahre später erlitt er bei einem ebenso angelegten Angriff eine Niederlage. Laut Paulus Diakonus: „Zur selben Zeit wurden etwa 2000 Bayern, die einen Einfall ins Land der Slawen machten, sämtlich erschlagen, da diesen der Kakan (Häuptling der Awaren) zu Hilfe kam“ [Störmer, 65 f.]. So bestätigt sich die Schlachtenverdopplung bei Agunt.

Bei Langobarden und Merowingern lief es anders ab. Als Tochter von Garibald I. kam Theudelinde nach Pavia und heiratete 589 Authari. Doch dieser König verschied schon im nächsten Jahr; die Witwe scheint unmittelbar

darauf dem Agilulf von Turin vermählt worden zu sein. Diese Frau ist uns durch Hinterlassenschaften bekannt, die im 13. Jh. aus ihrem Sarkophag geborgen wurden und heute im Dom zu Monza gezeigt werden: die Henne mit den sieben Küken als spätantike Goldschmiedearbeit, ihr Kronreif und das Gregoriuskreuz, dazu ein Brustkreuz für einen Splitter des wahren Kreuzes. (Die langobardische Königskrone, wegen eines Nagels vom Kreuz Christi die eiserne genannt, ist eine spätere Arbeit.) Der Dom zu Monza soll auf einen Bau zurückgehen, den sie bald nach 590 erbauen ließ, zusammen mit einer Sommerresidenz. Auffälligerweise war die Baierin katholisch, obwohl Bayern unter Theoderich eine arianische Staatskirche gehabt haben müsste. Sie brachte ihren zweiten, arianischen Mann dem Katholizismus nahe; ihr gemeinsamer Sohn Adaloald wurde 603 katholisch getauft. Theodelinde unterstützte den hl. Columban 613 bei Gründung seines Klosters Bobbio im Apennin, das die Mission der arianischen Langobarden unterstützen sollte, obwohl ihre oberitalienischen Könige bereits katholisch getauft waren. Nach dem Tod ihres zweiten Gatten, 616, habe Theodelinde für ihren minderjährigen Sohn die Regierungsgeschäfte geführt. In dieser Zeit ist bei den Langobarden der Zeitschnitt anzusetzen.

Die verschiedenen Zweige der Merowinger rotteten sich gegenseitig aus, bis 613 Brunhilde und ihr Urenkel Sigibert II. von Chlothar II. getötet werden [so bereits Illig 1992]. Wenn 614 durch das Edikt von Paris versucht wird, „*pax et disciplina* wiederherzustellen“, dann ging es aus phantomzeitlicher Sicht weniger um den Ausgleich zwischen Chlothar und dem Adel seines Reiches, sondern mit dem Wegbrechen von Austrien darum, die französischen Karolinger auf den Thron zu bringen. In diesem Fall ist Chlothar II. der geeignete Kandidat, der als Karolus Simplex weiterregiert; so führte Armin Wirsching Heinsohns Gedanken von 2001 weiter [Wirsching 2004, 582]. Bei beiden Königen gestaltet sich die Regierungszeit ‘holprig’, beide verlieren ihr Amt bzw. die Alleinherrschaft:

„Chlothar II. König September/Oktober 584, Alleinherrscher 613–623, † Oktober 629/ April 630“

„Karl III. der Einfältige (879) König (28. Jan. 893) 1. Jan. 898, faktisch demissioniert 30. Juni 922, † 7. Oktober 929“ [Matz, 54, 223; Abkürzungen ausgeschrieben].

Während Chlothar II. 19 Jahre König, aber nicht Alleinherrscher war, so wäre Karl III. 18 Jahre lang König unter verschiedenen Kaisern (Guido von Spoleto, Lambert von Spoleto, Arnulf von Kärnten) gewesen, bevor er mit den zeitgleichen Kaisern Ludwig III. und Berengar I. um die Kaiserwürde rang. Er unterlag 922, wurde aber nicht umgebracht.

Faußners auf Bayern bezogener Aufsatz enthält einen Abschnitt über seine Sicht zu England. Er wird nicht hier, sondern ab S. 367 besprochen.

## Literatur

- Anwander, Gerhard / Illig, Heribert (2004): Schwedens ausgemusterte Karle, Polens noch früherer Königsverlust; *Zeitensprünge* 16 (2) 350-357
- Demandt, Alexander (1998): *Geschichte der Spätantike. Das Römische Reich von Diocletian bis Justinian 284 – 565 n. Chr.*; Beck, München
- F. = Faußner, Hans Constantin (2013): *Die römische generalstabsmäßige Ansiedlung der Bajuwaren aus rechtshistorischer Sicht · Erster Teil · Regensburg und Oberpfalz · Niederbayern*; Weidmann, Hildesheim
- Fischer, Thomas (1988): *Römer und Bajuwaren an der Donau. Bilder zur Frühgeschichte Ostbayerns*; Pustet, Regensburg
- Heinsohn, Gunnar (2001): Karl der Einfältige (898/911–923). Ist er mit Carolus-Münzen und KRLS-Monogrammen ...; *Zeitensprünge* 13 (4) 631-661
- HG = Haas-Gebhard, Brigitte (2013): *Die Baiuwaren. Archäologie und Geschichte*; Pustet, Regensburg
- Illig, Heribert (2012): Rubikon – wo der Würfel fiel. Ein politisches Kalenderblatt; *Zeitensprünge* 24 (1) 15-17
- (2011): Erfundenes England. Zwischen Rekonstruktionskritik und Neuansatz; *Zeitensprünge* 23 (2) 339-354
  - (2010): Münzen zur Wikingerzeit. Drei Bezugsjahre für die Hidschra-Rechnung; *Zeitensprünge* 22 (2) 435-456
  - (1992): 614/911 - der direkte Übergang vom 7. ins 10. Jahrhundert; *Vorzeit-Frühzeit-Gegenwart* 5 (4) 79-103
- Illig, Heribert / Anwander, Gerhard (2002): *Bayern und die Phantomzeit*; Mantis, Gräfelfing
- Kolmer, Lothar (1990): *Machtspiele · Bayern im frühen Mittelalter*; Pustet, Regensburg
- L. = Leibniz, Gottfried Wilhelm (2004): *Schriften und Brief zur Geschichte* bearbeitet, kommentiert und herausgegeben eben von Malte-Ludolf Babin und Gerd van den Heuvel; Hahn, Hannover
- Matz, Klaus-Jürgen (2001): *Wer regierte wann? Regententabellen zur Weltgeschichte · Von den Anfängen bis zur Gegenwart*; dtv, München
- Newton, Sir Isaac (1728): *The Chronology of Ancient Kingdoms amended*; London (Reprint 1988)
- Orlop, Nikolaus (2006): *Alle Herrscher Bayerns. Herzöge, Kurfürsten, Könige – von Garibald I. bis Ludwig III.*; Langen Müller/ Herbig, München
- Rieder, Karl Heinz (1998): *Kemathen - der erste echte Bajuware* (Scheuerer, Kurt: Materialsammlung zur Geschichte von Ingolstadt [internet])
- Störmer, Wilhelm (2002): *Die Bajuwaren. Von der Völkerwanderung bis Tassilo III.*; Beck, München
- wiki = <http://de.wikipedia.org/wiki/> ↪ Artikelüberschrift
- Wirsching, Achim (2004): Merowinger, Karolinger und Ottonen unter der Erde vereint; *Zeitensprünge* 16 (3) 574-590

EXTRA BAVARIUM NULLA EST VITA, ET SI EST VITA NON EST ITA [HG. 9].

# Fröttmaning - wie ein schlechter Kirchenscherz

## Heribert Illig

München möchte eigentlich nicht alt sein, deswegen feiert es unbeirrt hartnäckig seine Gründung durch Heinrich den Löwen, im Jahre des Herrn 1158. Dabei gehören zu ihm mindestens 16 eingemeindete Orte, die bereits vor 911 in Urkunden genannt werden, etliche weitere aus der Zeit von 911 bis 1158.

Nun wurde am 19. April das 1200-jährige Bestehen einer kleinen Kirche gefeiert, sogar als älteste Kirche auf Münchner Stadtgebiet. Da horcht der Chronologiekritiker auf: ein Kirchenbau von **815!** Und um ihn herum alles, was man sich vorstellen kann: eine Ansiedlung aus dem 6. Jh., mit einem Ortsgründer „Fridumar“, so etwas wie „der Friedfertige“, einer jener zahllosen willkürlich aus den alten -ing-Ortsnamen ‘rekonstruierten’ Personennamen. Dann lässt ein Herr Situli – sein Name lat. situla: der Eimer – eine Kirche erbauen, die er dem Freisinger Bistum schenkt, worauf am 19. 04. 815 Bischof Hitto zur Weihe herüberreitet.

Was hat das alles mit der bestehenden Kirche zu tun? Schlichtweg nichts, denn es habe sich unter den Karolingern um eine spurlos vergangene Holzkirche gehandelt. Und die bestehende Kirche? Sie ist Jahrhunderte entfernt vom frühen 9. Jh. Zwar ist für das Erzbistum München-Freising der erhaltene Backsteinbau **Hl. Kreuz** „um 1100“ errichtet worden [Wetzel 2015], aber diese Meinung steht allein. Schon 1960 wurde sie der Zeit um 1315 zugewiesen [Hartig/Schnell, 85], 1990 durch *Dehio* [697] ganz ähnlich als „ein Bau wohl des beginnenden 14. Jh.s“ taxiert. So wurde es auch 2002 gesehen [Maier-Abang; vgl. Illig/Anwander, 795]; ab 1310. Derzeit gilt sie als „spätromanisch“ [Wetzel]. Vor der Romanik kann sie ohnehin nicht angesetzt werden, weil sich der Typus der Chorturmkirche – ein Turm nicht über der Vierung, sondern über dem Chor – erst damals herausgebildet hat [wiki → Chorturm].

Vielleicht wird die Kirche altersmäßig deshalb um 300 Jahre aufgewertet, weil man ihr selbst wie ihrer Umgebung übel mitgespielt hat. Seit der Eingemeindung von 1931 wurden die Häuser Fröttmanings sukzessiv abgerissen, der Ort von der Landkarte getilgt. Dafür wurden zwei Autobahnen gebaut, die sich genau am Standort der Kirche kreuzen sollten. Ab 1954 wuchs bei den Faultürmen der Kläranlage Großlappen Münchens Müllhalde bis auf 75 m Höhe. Sie sollte direkt an die zugehörige Friedhofsmauer ‘branden’. Damals ließ man das Kirchlein – mit einem Grundriss von ca. 15 x 7 m und einem 18 m hohen Turm – auch sonst verlottern und ausplündern: Altarblätter und Glocken gingen verloren.

Erst dann konnte sich Kirchenpfleger Ludwig Maile mit seinem Engagement durchsetzen. Heute schauen Allianz-Arena und das hoch postierte Windrad auf die gemeindelose Kirche im anrühigen Schatten des Müllbergs herab. Ihre erst 1981 entdeckten spätromanischen Fresken zeigen u.a. die älteste bayerische Christusbildung. Diese Wandmalereien sind insofern einzigartig, weil mit Kalkfarbe direkt auf die Ziegel aufgetragen. In den Fundamenten fand sich ein Altar, der einem keltischen Heiligtum zugerechnet wird [NN]. Fürwahr ein Juwel im Hinterhof, das in München unbeachtet bleibt, zumindest in den 'zuständigen' München-Büchern von Behringer [1987], Biller/Rasp [1979], Huse [1990], Bauer/Pieper [1996], Bernstein/Görl [2013] oder in den bayerischen Kunstgeschichten von Schindler [1963] oder Karlinger [1928; 1967] – mit Hartig & Schnell [1960] und dem *Dehio* [1990] als rühmliche Ausnahmen.

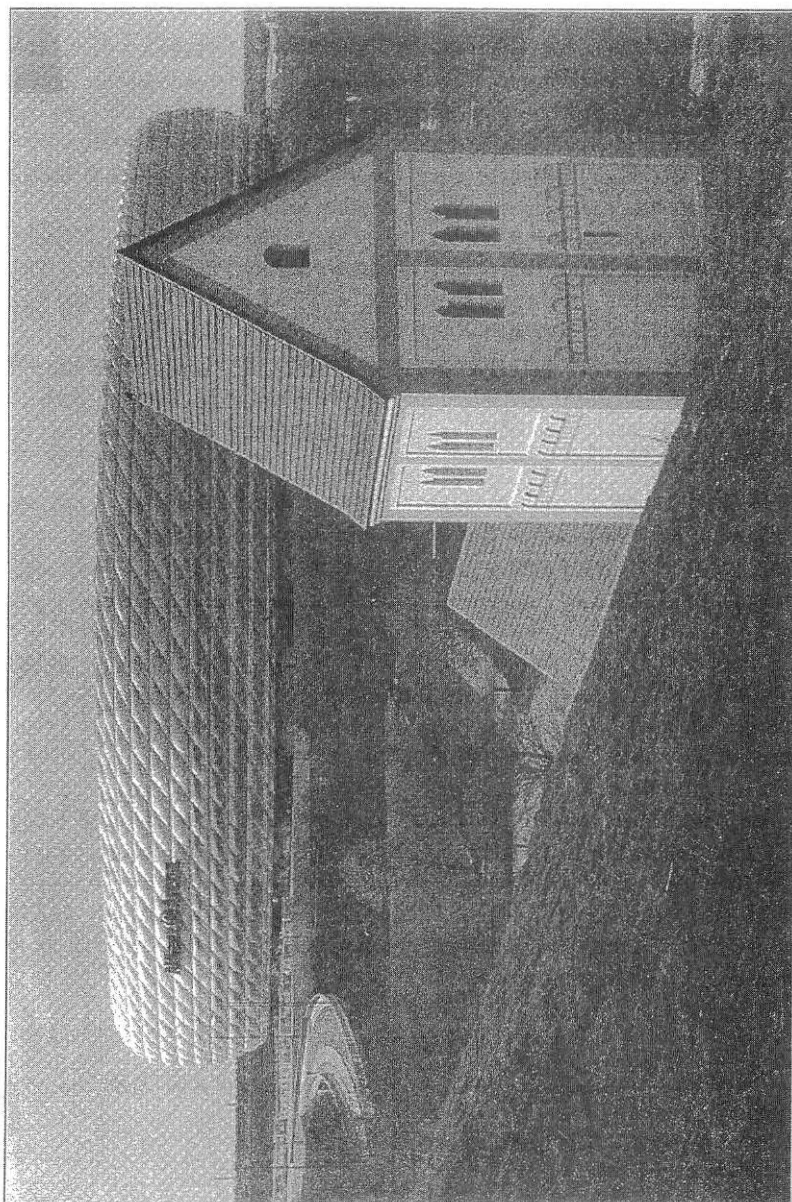
Seit 2004 existiert die Kirche praktisch doppelt, denn der Künstler Timm Ulrichs ließ in nur 150 m Entfernung eine Beton-Kopie in Originalgröße so positionieren, dass dieses unbetretbare Pseudo-Gebäude zur Hälfte im Müllberg verschwindet. Rüdiger Liedtke [212] kennt alte wie neue Kirche und lässt seine Gedanken über „Das versunkene Dorf“ so enden:

„Eine Metapher auf die Vergänglichkeit, ein Mahnmal, so versteht es der Künstler, für die kulturellen Opfer einer zerstörerischen Zivilisation. Erst wird die Geschichte unter Müllbergen begraben, und dann werden auf den »verrotteten Fundamenten neue Kathedralen« gebaut. Wie die Allianz-Arena für Schweinsteiger und Co.“

Der Kunstbau ist dem Bau der „einem gelandeten Ufo“ gleichenden Sportstätte zu verdanken [Liedtke]. Nachdem zuerst eine Stadionzufahrt direkt an der Kirche vorbei, dann eine Rettungsbrücke sogar in ihren Friedhof hineinführen sollte, besann man sich doch eines Besseren, schrieb einen Künstlerwettbewerb aus und 'verdoppelte' schließlich die Kirche.

Der Ruhm der ältesten Kirche auf Münchner Stadtgebiet dürfte weiterhin der Pfarrkirche *Sz.-Peter*, (der 'Alte Peter' ist nur ihr Turm) mit ihren ältesten Bauteilen und ergrabenen Fundamenten aus dem 12. Jh. zustehen. Doch ist diese Kirche oft und oft umgebaut worden. Gerade deshalb wäre eine 700-Jahr-Feier und ansonsten mehr Achtsamkeit für Fröttmanings Heilig-Kreuz-Kirche angemessen. Nicht zuletzt erinnert ihr Patrozinium an die miraculöse Rückgewinnung des hl. Kreuzes durch Kaiser Heraklius, der es 629 im persischen Chorsabad zurückerobert haben will [Illig, 125]. Asam-Schüler haben die Kreuzverehrung gegen 1740 in der Kirche freskiert. Geglaubt wird diese byzantinische Fabel noch heute, gerade auch von Islam-Kundigen (s. S. 473).

Doch Fröttmaning muss um seine Führungsposition kämpfen. Denn aus demselben Jahr **815** ist eine weitere Schenkung beurkundet. Graf Cundharts



Kunstkirche Fröttmaning und 'Raumschiff' Allianz-Arena [Frey]

Zeitensprünge 2/2015 S. 415

letzter Wille wurde von seiner Witwe Adalfrit ausgeführt: Sie schenkte ihre Kirche in **Moosach** („Mosaha“) mitsamt einträglichen Pfründen dem Freisinger Bischof Hitto. Der Priester Tagipert soll das protokolliert haben [Naujokat]. Es habe sich wie immer um eine spurlos vergangene Holzkirche gehandelt. Trotzdem wird Fröttmanings Ruhm als älteste, existente Kirche Münchens in Frage gestellt. Für Heimatforscher Volker Laturell und den Moosacher Geschichtsverein

„ist **Sankt Martin** aber eindeutig das älteste sakrale Bauwerk Münchens, das noch steht. Gestützt sei dies durch Gutachten und Feststellungen des Landesamtes für Denkmalpflege. Der heutige Steinbau der Kirche sei im 12., spätestens im 13. Jahrhundert entstanden“ [ebd.; Hvhg. HI].

Das kollidiert mit der heutigen Sicht, Fröttmanings Kirche sei um 1315 entstanden. Bis der Streit zwischen den beiden nördlichen Münchner Stadtteilen geschlichtet ist, muss wohl von zwei ältesten bestehenden Kirchen ausgegangen werden.

Der fast benachbarte Münchner Ortsteil **Johanneskirchen** feiert heuer ebenfalls sein 1200-jähriges Bestehen. Allerdings hat er nicht den Ehrgeiz, eine uralte Kirche zu besitzen, sondern begnügt sich für **St. Johannes** mit dem späten 13. Jh. Die ‘Gründungsurkunde’ legt fest, dass Diakon Huuezzi dem Freisinger Bischof Hitto alljährlich eine Fuhere Bier an Lehenszins schuldet, ‘flankiert’ von einem Frischling, einer Gans, zwei Hühnern und zwei Scheffeln Mehl [Steinbacher]. Dieses Verlangen war allemal eine pergamentene Urkunde wert; und es war durchaus ‘nahrhaft’, eine entsprechende Urkunde vorzutäuschen. Alle diese Texte haben sich übrigens nicht als Originalurkunden erhalten. Die sog. Traditionen des Hochstifts Freising existieren nur als spätere Abschriften, die früheste angeblich durch den Mönch Cozroh aus dem 9. Jh. Fakt ist immerhin, dass am 28. 06. Kardinal Marx den Festgottesdienst in St. Johannes zelebriert hat. Die Festgemeinde zog „zum Schulzentrum für Gehörlose. Dort fand der Festgottesdienst statt, der von den Bläsern und Sängern aus St. Thomas musikalisch begleitet wurde“ [Hinze]. Er war für alle Anwesenden ein Ohrenschaus.

## Literatur

- Bauer, Reinhard / Piper, Ernst (1996): *München · Geschichte einer Stadt*: dtv, München
- Behringer, Wolfgang (1987): *Rundgang durch das mittelalterliche München*: Nymphenburger, München
- Bernstein, Martin / Görl, Wolfgang (2013): *Stadt der Künste · München · Kulturgeschichte vom Mittelalter bis heute*; Süddeutsche Zeitung Edition, München
- Billier, Josef H. / Rasp, Hans-Peter (1979): *München · Kunst & Kultur Lexikon*; Süddeutscher Verlag, München (1972)



- buidl-blog* = [https://www.buidl-blog.de/files/buidlblog/content/fotos/Kalender/2014/Dehio München und Oberbayern](https://www.buidl-blog.de/files/buidlblog/content/fotos/Kalender/2014/Dehio_Muenchen_und_Oberbayern) (1990); WBG, Darmstadt
- Frey, Gisela, Matthias und Jonas (2007): Religiöses Bayern - fußballbegeistertes Bayern: Kontrast in München-Fröttmaning; Foto aus dem Internet
- Hartig, Michael / Schnell, Hugo (1960): *München · Stadt und katholische Kirchen*; Schnell & Steiner, München
- Hinze, Andrea (2015): Zum runden Jubiläum. Johanneskirchen · Festgottesdienst mit Kardinal Marx und Pfarrfest in St. Johann Baptist; *Münchner Wochenanzeiger*, 30. 06.
- Huse, Norbert (1990): *Kleine Kunstgeschichte Münchens*; Beck, München
- Illig, Heribert (1996): *Das erfundene Mittelalter*; Düsseldorf, dann München, Berlin
- Illig, Heribert / Anwander, Gerhard (2002): *Bayern und die Phantomzeit*; Mantis, Gräfelfing
- Karlinger, Hans (<sup>3</sup>1969): *Bayerische Kunstgeschichte. Altbayern und Bayerisch-Schwaben*; Lama, München (<sup>1</sup>1928)
- Lietke, Rüdiger (2011): *111 Orte in München, die man gesehen haben muss*; emons, Köln
- Maier-Abang, Monika (2002): Ein Kirchlein kämpft um seine Ruhe. Unmittelbar neben Heilig Kreuz, Münchens ältestem Gotteshaus, soll eine Zufahrt zum neuen Fußballstadion gebaut werden; *SZ*, 07. 08.
- Naujokat, Anita (2015): Das Geschenk der Adalfrid; *SZ*, 30. 04.
- NN (2009): Führung durch das kleine Kircherl am Stadtrand. Heilig Kreuz Fröttmaning; *Münchner Wochenanzeiger*, 25. 03.
- Schindler, Herbert (1963): *Große Bayerische Kunstgeschichte · Band I · Frühzeit und Mittelalter*; Süddeutscher Verlag, München
- Steinbacher, Ulrike (2015): Ein stolzer Geburtstag [Johanneskirchen]; *SZ*, 22. 04.
- Wetzel, Jakob (2015): Im Nirgendwo. Heilig Kreuz ist die wahrscheinlich älteste, ganz sicher aber die erstaunlichste Kirche im Münchner Stadtgebiet. An diesem Wochenende feiert sie ihr 1200-jähriges Bestehen; *SZ*, 17. 04.
- wiki = *Wikipedia Die freie Enzyklopädie* <http://de.wikipedia.org/wiki/> ↔ Heilig Kreuz-Kirche (Fröttmaning)

# Altöttings mehr als schwimmende Datierung

Ein Abgleich von Heribert Illig

Die Datierung der „finsteren, uralten, hayligen Capel unser lieben Frawen auff der grünen Matten“, also der Altöttinger Gnadenkapelle bleibt schwierig und heischt schier ein Wunder. Uns interessiert brennend, ob sie nun im oder erst nach dem erfundenen Mittelalter gebaut worden ist, außerdem wollen alle Bauhistoriker wissen, ob sie nun zu den ältesten nachrömischen Bauten unseres Landes gehört, vielleicht sogar der allerälteste ist. Um den aktuellen Stand der Dinge zu erfahren, suchen wir zunächst im heute verbreitetsten Lexikon, bei *Wikipedia* [gelesen: 06. 07. 2015]. Zu beachten ist, dass der Bau außen rund, innen jedoch achteckig angelegt ist.

„Gnadenkapelle, *im Kern von ca. 700*, mit Gnadenaltar von 1670 und einem Umgang mit über 2.000 Motivbildern. Bestattungsort von Herzen bayerischer Herrscher.“ [wiki → Altötting; Hvhg. jeweils HI]

Aber gleichzeitig gilt:

„Die Datierung der Gnadenkapelle ist *zwischen 8. und 10. Jahrhundert* umstritten. Dem im Kern wohl agilolfingischen Zentralbau wurden 1494 ein Schiff und ein Spitzturm angefügt. Ein offener Umgang um die Kapelle folgte 1517. Der Anbau der Sakristei wurde 1686 vorgenommen“ [wiki → Gnadenkapelle (Altötting)].

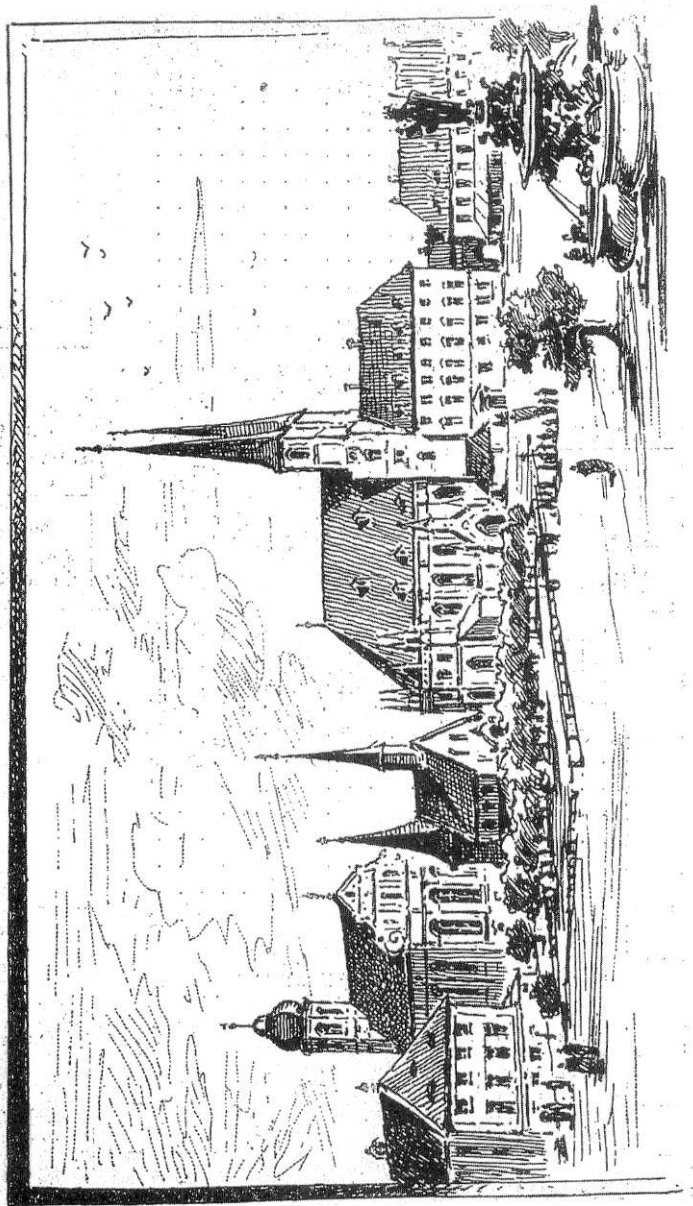
Die englische Version von *Wikipedia* enthält sich bei der Stadt Altötting jeder Jahresangabe für die Kirche, bringt dafür beim spezielleren Eintrag die älteste Datierung:

„This small town is famous for the Gnadenkapelle (Chapel of Grace), one of the most-visited shrines in Germany. This is a tiny octagonal chapel which keeps a venerated statue of the Virgin Mary“ [en.wiki → Altötting].

„The octagonal chapel which houses the image of Our Lady dates to *about A.D. 660*, and is the oldest Marian shrine in Germany“ [en.wiki → Shrine of Our Lady of Altötting].

Die französische Version scheint von einem noch größeren Alter auszugehen, denn die Wallfahrt findet hier bereits ab dem 9. Jh. statt, obwohl das frühe Mittelalter keine Wallfahrten kennt. Weil aber das Oktogon damals „seit mehreren Jahrhunderten errichtet worden sein“ könnte, kämen wir zumindest bis ins 7., wenn nicht sogar ins 6. Jh. zurück.

„Altötting est un lieu de pèlerinage marial *depuis le IXe siècle*, l'un des plus anciens de Bavière. Une Vierge noire y est vénérée, amenée par des moines il y a fort longtemps. Cette vierge est conservée dans une chapelle



Altötting: von links St. Magdalena-Kirche, Gnadenkapelle mit dem Oktogon links und Stiftspfarrkirche St. Philipp und St. Jakob [Bavaria I, 216]

dont la tour principale octogonale est dressée ici *depuis plusieurs centaines d'années* et a résisté à toutes les invasions“ [fr.wiki ↔ Altötting].

Die italienische Version ist keine eigenständige Fassung, sondern eine Übersetzung aus dem Deutschen und sieht deshalb die Kapelle ebenfalls in der Zeitspanne vom 8. bis zum 10. Jh.:

„La data di costruzione originale della cappella è controversa: le varie ipotesi vanno *dall'VIII al X secolo*. Nel 1494 vennero aggiunte, all'edificio esistente, una navata ed una torre a cuspidè“ [it.wiki ↔ Cappella delle Grazie (Altötting)].

Es gibt im Internet natürlich auch Informationen abseits von *Wikipedia*. Sie sind zum Teil von dort direkt übernommen [etwa *wallfahrtsorte*], andere sind angelehnt. So sieht die Stadtverwaltung Altöttings ihre Gnadenkapelle „vermutlich *um das Jahr 700* entstanden“ [*altoetting*]. Ein Wegweiser zu Kathedralen und bestimmten anderen Kirchen ändert nur wenig ab:

„Das ehemalige Taufhaus *aus dem 8 Jh.* war später ein Baptisterium. Um 1260 entstand dann die Marienkapelle.“ [*kathedralen*]

Werbefachleute stellen für ihre Sujets keine Altersprüfungen an, plädieren aber für *älter als 765*:

„Erstmals im Jahre 750 als »Ötting« erwähnt, stellt Altötting mit der Gnadenkapelle mit »Schwarzer Madonna« am Kapellplatz *aus dem 8. Jahrhundert* seit mehr als 1250 Jahren das geistliche Zentrum Bayerns dar“ [*kurhotel*].

Noch etwas älter, *vor 748* sieht der *Baedeker* von 2014 den Bau und veraltet präzisierend noch um rund 30 Jahre:

„Ötting wurde erstmals im Jahre 748 als Besitz des Agilolfinger-Herzogs Tassilo III. genannt. Das Baptisterium – heute Gnadenkapelle – stand damals schon und ist somit einer der ältesten Sakralbauten Deutschlands“ [Baedeker Redaktion].

„Hier steht die Gnadenkapelle, ein kleines achtseitiges Baptisterium *vom Anfang des 8. Jhs*“ [Baedeker, 148].

(Der Baedeker von 1998 [414] sprach sehr knapp von „*um 750*“, während der von 1958 [100] einer genauen Datierung aus dem Weg ging: „in der karolingischen »Heiligen Kapelle« (877 zuerst erwähnt)“. Das ließ Platz zwischen 750 und dem sonst nicht bestätigten 877.)

Damit werden gegenwärtig Datierungen vertreten, die vom Ende des 10. Jh. zurück bis 660 und möglicherweise noch weiter zurückreichen, also *eine Spannweite von allemal 350 Jahren* zeigen. Das ist für den heutigen Wissensstand bei allseits bekannten Bauwerken ausgesprochen viel. Aber die Bandbreite steigert sich noch, wenn wir weiter zurückgehen, zunächst bis

1950, ein Abschnitt, der in den *Zeitensprüngen* bereits behandelt worden ist [vgl. Illig, 2005, 687]:

- 2005 Altöttinger Wallfahrts- und Kulturkalender: „**um 700**“,
- 2004 Peter Moser: „**um 830**“,
- 1990 Gottfried Weber [209]: „Es mehren sich die Aussagen von Fachleuten, die **das 10. oder 11. Jahrhundert** für wahrscheinlicher halten“.
- 1994 Robert Bauer und Josef Stadler [2] plädierten im örtlichen Kirchenführer für **um 700**:  
„Schon 748, unter Herzog Thassilo III., wird Altötting urkundlich genannt, als Amtshof Autinga. Mit Sicherheit erhielt diese Pfalz in ihrem Bereich eine eigene Kirche, Kapelle. Aber damals schon dürfte daneben die turmartige Kapelle in Achtecksform, die jetzige sogenannte »innere Kapelle«, gestanden haben. Ihre ursprüngliche Eigenschaft als Taufkapelle leuchtet auch aus der alten Volkslegende, nach der St. Rupert von Salzburg († um 720) sie erbaut und dort Herzog Odo getauft haben soll“.  
Dem hl. Rupert ist eigen, dass er 513 oder 582 oder um 696 nach Salzburg gekommen sein soll [Illig/Anwander, 524]. Insofern ließe sich die Gnadenkapelle bereits **im späten 6. Jh.** ansetzen.
- 1990 Dehio [Oberbayern, 22]: „**noch Anfang bis Mitte 8. Jh.**“, spricht aber unmittelbar danach davon, dass „der karolingische Bau“ vielleicht von einem lombardischen Meister errichtet worden ist. Die Karolingerzeit beginnt aber erst 751 mit der Krönung Pippins d. J.
- 1964 Rudolf Pörtlner: **um 600**,
- 1964 Dehio [343]: „wohl noch 8. Jh.“,
- 1950 Benno Hubensteiner: **um 748**.

Damit hat sich die Datierungsschere noch weiter geöffnet. Damals signalisierte ein „um 600“ einen Baubeginn vielleicht schon bei 590, während auch das 11. Jh. wahrscheinlich gewesen wäre. Die Spannweite beträgt somit **alle-mal 450 Jahre**.

Indem wir jetzt auch noch ins 19. Jh. zurückgehen, erhalten wir zwei bemerkenswerte Äußerungen. Die erste erhellt, warum so lange von einem Baptisterium gesprochen worden ist, und plädiert schließlich für das 12. Jh.:

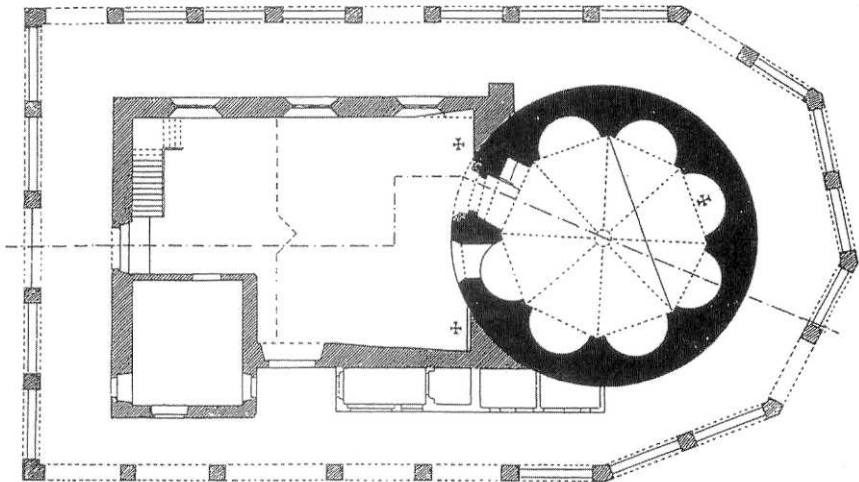
„Altötting wird bis in die Römerzeit zurückdatiert, wo es als eine der mehrfach vorkommenden Pons Oeni, auch Turum, als Knotenpunkt mehrerer Straßenzüge eine Rolle gespielt haben soll. Der heilige Rupert soll an der Stelle eines alten Heidentempels – wahrscheinlicher auf einer Mal-(Gerichts)-Stätte der alten Bajuvarier – eine der hl. Maria geweihte Kirche erbaut und in derselben **im letzten Viertel des 6. Jahrh.** die bayerischen Prinzen Otto und Theobald getauft haben. – Tatsächlich erscheint Ötting

urkundlich zum erstenmale am 15. Dez. 806 als Oding. König Karlmann, welcher daselbst ein Benediktinerkloster zum hl. Philipp errichtet und dieses durch Schenkungen, namentlich dd. Mattighofen 24. Febr. 876, sowie 878 reich begabt hatte, starb daselbst bei den Vorarbeiten zu einem neuen Römerzuge 22. März 880 und liegt hier begraben. Auch Karl der Dicke, welcher sich, wie alle Karolinger häufig in dem als königlicher Besitz (curtus regia) bezeichneten Ötting aufhielt, starb daselbst (an den Folgen einer Vergiftung?) am 8. Dezember 899. Herzog Luitpold verlor auf dem nahen »Mordfeld« 907 Schlacht und Leben gegen die Hunnen, welche nun verheerend vordrangen und auch Ötting bis auf die Wallfahrtskirche (deren Achteckbau von Fachmännern dem **12. Jh.** zugeschrieben wird; [...]) zerstörten“ [Götz 1895, I:217].

Bevor wir Fehler nachbessern, gleich noch die hier älteste Stimme aus dem Jahr 1860:

„das Holzbild der Gottesmutter in der Kapelle zu Altötting, ursprünglich in Farben gefaßt, jetzt durch den Rauch geschwärzt (6 - 8 Jahrh.)“.

„Die *innere Kapelle zu Altötting* ist ein im Achteck (dem Doppelkreuz) ausgeführter Bau mit 8 Seitennischen und einem kleinen Rundbogen-



Grundriss der Gnadenkapelle: ‘Oktogonaler’ Rundbau (schwarz), Anbau und Bogenumgang (1490) [Braun/Stadler, 15].

portal, dessen Säulchen das Blätterkapitäl zeigen. Der Plafond, dessen Gestalt ob der Dunkelheit des Raumes aber fast unkenntlich ist, scheint ein Rundgewölbe zu sein. Daß der Bau aus dem **zwölften Jahrhundert** stamme, ist mit ziemlicher Sicherheit zu bestimmen.“ [*Bavaria*, 254, 255 f.]

**Nachbesserungen:** Dem *Gnadenbild* wurde wohl deshalb ein so außergewöhnliches Alter zugestanden, weil der hl. Rupert bereits in einer Marienkapelle getauft haben soll. Heute gilt die ‘schwarze Madonna’ allgemein als frühgotische Skulptur aus dem Anfang des 14. Jh.; sie dürfte um 1330 aus Burgund nach Altötting gekommen sein. *Karlmann* soll am 22. oder am 29. September 880 gestorben sein; sein Grab in der Altöttinger Stiftskirche erwies sich bei archäologischer Nachforschung lediglich als Epitaph; ein echtes Grab ist unbekannt [Illig/Anwander, 269]. *Karl der Dicke* hat nur von 881 bis 888 regiert; er wäre in Neuingen an der Donau gestorben und auf der Reichenau bestattet worden. Das oben genannte Sterbejahr 899 gehört zu Arnulf von Kärnten, der in Regensburg gestorben und in St. Emmeram begraben worden sein soll. Die Schlacht auf dem ‘Mordfeld’ fand – aus Altöttinger Sicht – weit entfernt bei Pressburg/Bratislava statt.

1860 waren die Regentenlisten offensichtlich noch nicht auf dem heutigen Stand, der damit kein besonders ehrwürdiger ist. Doch wichtiger erscheint die damalige Gelassenheit, dem Bau kein möglichst hohes Alter aufzunötigen, wenn auch nicht in letzter Konsequenz. Denn wenn Götz feststellt, dass die Ungarn (alias Hunnen) die Wallfahrtskirche verschont hätten, sie aber erst aus dem 12. Jh. stammt, dann wird hier wohl ein vorangehender Holzbau (?) des 6. Jh. imaginiert. Diese Spekulation scheint keine Nachfolger gefunden zu haben. Dafür galt beiden damaligen Autoren das 12. Jh. als wohlbegründet.

Die beiden einzigen alten Zentralbauten, die sich Altötting zur Seite stellen lassen, sind die Marienkapelle auf der Burg von Würzburg (ca. 300 km entfernt) und der Achteckbau von Wieselburg in 200 km Entfernung. Bei der Würzburger Kirche gibt es denselben Streit wie im Falle Altöttings: hier 706 wegen einer späten Überlieferung, da 11. Jh. in bauhistorischer Sicht [vgl. Illig/Anwander, 36-40]. In Wieselburg sieht es dagegen besser aus, weil der Bauplatz erst 976 übereignet wird und der Regensburger Bischof Wolfgang um 993/94 die Kirche St. Ulrich in Wieselburg/Ybbs konsekriert haben dürfte. Ihre Kuppel spannt nur 7,50 m, sie ist massig dimensioniert, auch der Kuppelansatz kaum durchfenstert – wie es ein ottonisches Bauwerk erwarten lässt, dessen Datierung durch die original erhaltene Ausmalung bestätigt wird [Illig 1997, 139-143]. Gerade der Vergleich mit Wieselburg verjüngt die provinzieller ausgeführte Altöttinger Gnadenkapelle. Der Autor schlägt **1020 ± 30 Jahre** vor. Damit ist die zeitliche Spannweite auf eine passable Größe reduziert.

## Literatur

- altoetting = <http://www.altoetting.de/cms/kirchen.phtml>
- Baedeker Redaktion (2014): *Baedeker Reiseführer Oberbayern*; Ostfildern
- (1998): *Allianz Reiseführer Deutschland*; Ostfildern
  - (1958): *Autoreiseführer Deutschland*; Stuttgart
- Bauer, Robert / Stadler, Josef Klemens (1994): *Die heilige Kapelle zu Altötting*; Schnell & Steiner, Regensburg
- bavaria (1860) = *Bavaria. Landes- und Volkskunde des Königreichs Bayern bearbeitet von einem Kreise bayerischer Gelehrter. Erster Band. Ober- und Niederbayern. Erste Abtheilung*; Literarisch-artistische Anstalt bei Cotta, München
- Dehio (1990) = *Georg Dehio · Handbuch der Deutschen Kunstdenkmäler · Bayern IV: München und Oberbayern*; WBG, Darmstadt
- (1964): *Handbuch der Deutschen Kunstdenkmäler · Oberbayern*; Deutscher Kunstverlag, München · Berlin
- Götz, Wilhelm (1895): *Geographisch-Historisches Handbuch von Bayern I. Band. Allgemeines. Oberbayern. Niederbayern. Oberpfalz*; Franz, München
- Hubensteiner, Benno (1950): *Bayerische Geschichte · Staat und Volk, Kunst und Kultur*; München
- Illig, Heribert (2005): Die Meistersinger von Deutschland. 10 Jahre Karlsverwerfungen und -debatten; *Zeitensprünge* 2005 (3) 681-700
- (1997): Zur Abgrenzung der Phantomzeit. Eine Architekturübersicht von Istanbul bis Wieselburg; *Zeitensprünge* 9 (1) 132-143
- Illig, Heribert / Anwander, Gerhard (2002): *Bayern und die Phantomzeit. Archäologie widerlegt Urkunden des frühen Mittelalters · Eine systematische Studie in 2 Bänden*; Mantis, Gräfelfing
- kathedralen = <http://www.kathedralen.net/altoetting/altoetting00.html>
- kurhotel = <http://www.kurhotel-wittelsbach.de/de/freizeit/kulturelles/ausflugsziele/altoetting/altoetting.html>
- Ladenbauer-Orel, Hertha (1972): Wieselburg an der Erlauf, das östlichste Imperium des hl. Wolfgang; *Jahrbuch des Oberösterreichischen Musealvereines*; S. 26-62  
[http://www.landesmuseum.at/pdf\\_frei\\_remote/JOM\\_117a\\_0026-0062.pdf](http://www.landesmuseum.at/pdf_frei_remote/JOM_117a_0026-0062.pdf)
- Moser, Peter (2004): *Altötting · Mythos, Geschichte, Wahrheit*; Fuchstal
- Pörtner, Rudolf (1964): *Die Erben Roms. Städte und Stätten des deutschen Früh-Mittelalters*; Berlin · Darmstadt
- wallfahrtsorte = <http://www.wallfahrtsorte-wallfahrtskirchen.de/wallfahrtskirche/altoetting-gnadenkapelle.html>
- Weber, Gottfried (1990): *Die Romanik in Oberbayern*; Bindlach
- wiki = <http://de.wikipedia.org/wiki/> ↪ Artikelüberschrift



# Hölzerne Ringanker in den Kuppeln der Hagia Sophia in Istanbul

Volker Hoffmann

*Fortsetzung des Aufsatzes in Zeiteinsprünge 1/2015, S. 102-112. Die Zählung der Anmerkungen und Abbildungen ist fortlaufend, die Paginierung nicht. Rückverweise werden zitiert ZS 1/2015, S./Anm./Abb.*

Ich kehre zum Ausgangspunkt dieser Miszelle, zu den Ringankern der Kuppel der Pfalzkapelle in Aachen, zurück. Mit freundlicher Genehmigung des LVR-Amtes für Denkmalpflege Rheinland reproduzieren wir hier Hans-Dieter Heckes' (22) perspektivische Darstellung jener Anker (Abb. 6). Heckes hat sie in die große Schnittperspektive Albrecht Haupts (23) eingezeichnet, dessen andeutende, aber richtige Eintragung der vier Eisenanker (die beiden Holzanker kannte er nicht) gelöscht und mit übertriebener Stärke rekonstruiert. Sein Schaubild ist dennoch didaktisch wertvoll, ich habe aber in seine Graphik rechts unten den entsprechenden Ausschnitt des Haupt'schen Blattes montiert, durch den die tatsächlichen Größenverhältnisse erkennbar werden.

Heckes' Schaubild beruht auf der sorgfältigen, 2005 publizierten Untersuchung des Dombaumeisters Helmut Maintz (24). Die Ringanker bezeichnet er von unten nach oben mit E3, E4, E5, H1, H2, E6 (ich habe das in Heckes' Vorlage links eingetragen), und er gibt die Länge der Eisenstangen von E3 und E4 mit ca. 6,40 m an, die, wie er versehentlich schreibt, an den Ecken der oktogonalen Kuppel im Winkel von 45° zusammenstoßen würden; tatsächlich sind es geometrisch 135°. Die Querschnittsmaße dieser Kanteisen betragen für E3: Höhe 47-63 mm, Breite 67-70 mm und für E4: Höhe 45-52 mm, Breite -- ; die Stärke der oberen Eisenanker (E5 und E6) gibt Faymonville (25) mit 3 zu 4,5 cm und 3 zu 5 cm an; die Länge ihrer Einzelteile bewege sich nach Maintz zwischen 70 und 100 cm, was im Widerspruch zu Heckes' Schaubild steht, auf dem nur drei bis vier Ankerteile auf einer Oktogonseite von ca. 6,40 m Länge zu sehen sind. Die Schlösser, die Verbindungsstellen der Eisenstangen, sind folgendermaßen gestaltet: Die Stangen von E3 und E4 haben an ihren Enden Ösen und werden zwischen doppelt gelochte Platten gelegt, durch die Splinte getrieben sind; bei E4 und E5 sind die Enden nach unten gebogen und zur Verbindung untereinander in eiserne Ringe gesteckt worden. Diese Schlösser, allesamt mit Blei vergossen, sind bereits von Schmidt-Wöpke gezeichnet und von Haupt (26) publiziert worden. Den Querschnitt der Holzankerkanäle (H1 und H2) gibt Maintz mit 25 zu 20 cm und 20

zu 25 cm an. Und er hat auch die schon ältere Beobachtung ausdrücklich bestätigt, dass alle Ringanker der Aachener Kuppel im ursprünglichen – für Mainz: karolingischen – Mauerwerk liegen und nicht etwa später hinzugefügt worden sind.

Obwohl es nicht zum Thema der Kuppel-Ringanker gehört, sei in Hinblick auf die weiter unten zu erörternde ‚Eisendatierung‘ noch auf zwei Eisenanker in der unteren Umfassungsmauer der Kapelle, dem ‚Sechzehneck‘, hingewiesen, deren Stärke Staunen erregt. Der ehemalige Dombaumeister Joseph Buchkremer (27) schreibt:

„Wie meisterhaft die karolingischen Bauleute Eisen schmieden konnten, zeigen auch die vielen Anker, die an mehreren Stellen im Mauerwerk liegen und dieses ringartig zusammenhalten. So lagen auch zwei im Querschnitt 8 zu 8 cm starke Eisenanker oberhalb der Sturzquader der Wolfstür. Beim Ausbrechen des Türgewändes 1788 hatte man diese Anker dem Durchbruch passend abgeschlagen. Bei der Erneuerung im Jahre 1912 wurden die im Mauerwerk seitlich noch steckenden Endstücke herausgenommen.“

Da diese Stücke noch 1940 im Lapidarium lagen, kann an Buchkremer's Maßangaben kein Zweifel bestehen; fraglich ist, ob es sich um Teile von Ringankern handelt. Mainz hat sie in seine Zählung nicht aufgenommen, und das ließe sich damit begründen, dass ihre Höhe *über* der Sohlbankhöhe der unteren Fenster des ‚Sechzehnecks‘ liegt.

Die Frage ist nun: Können die hölzernen Ringanker (28) in den Kuppeln der justinianischen Hagia Sophia (532–537) einen Beitrag zur Datierung der Aachener Pfalzkapelle leisten? Drei Datierungsvorschläge sind zu unterscheiden:

1. „Um 800“. Diese Datierung beruht vor allem auf Einhards (29) angeblich vor 836 verfasster Lebensbeschreibung Karls des Großen auch als Bauherrn der Pfalzkapelle und ist seither in ungezählten Schriften gleichsam kanonisiert worden: Lexikon- und Schulbuchwissen. Archäologische Evidenz für jene Datierung gibt es allerdings nicht und kann es nicht geben, da zeitnahe vergleichbare Bauwerke nicht vorhanden sind. Die Lösung des Problems ist daher in jüngster Zeit in der dendrochronologischen Datierung des der Pfalzkapelle entnommenen Holzes gesucht worden.
2. „Um 1100“. In das stille Wasser des Schulbuchwissens warf Heribert Illig (30) 1994 mit seinem Buch *Hat Karl der Große je gelebt?* einen Wackerstein, der hohe Wellen geschlagen und (uneingestanden) die intensiven Aachen-Forschungen der letzten fünfzehn Jahre beflügelt hat. Gleichwohl wird Illig's Name in der Regel nicht genannt, d.h. er wird verschwiegen. Illig's Neuanatz ist ein chronologiekritischer, der ihn dazu gebracht hat, rund 300 Jahre, die Jahre zwischen 614 und 911 aus unserer Zeitachse zu

streichen. Seine Datierung der Pfalzkapelle „um 1100“ ist im Übrigen technik-, bau- und kunstgeschichtlich begründet.

3. „Um 520“. Ich selbst habe, aufgescheucht und angeregt von Illigs wuchtiger Kritik am konventionellen Aachenbild, versucht, die Datierungsfrage mit meinen Mitteln als Architektursthistoriker ebenfalls zu durchdenken. Das unstrittig oströmische Gepräge der Pfalzkapelle habe ich, Motiv für Motiv, vor allem aus der byzantinischen Baukunst des 6. Jh. erklärt, in Aachen byzantinische Bauleute am Werk gesehen und die Veranlassung für den Bau in der Annäherung des Konstantinopler Hofes an die fränkischen Könige erblickt: 508 wurde Chlodwig von Kaiser Anastasius I. die Konsulwürde verliehen (31). 2004 habe ich meine Gedanken vor der *Kunstgeschichtlichen Gesellschaft zu Berlin* vorgetragen, und Hans-Ulrich Niemitz und Heribert Illig haben darüber einen ebenso sachlichen wie kritischen Bericht geschrieben (32).

Bereits 1967 hatte Dombaumeister Felix Kreusch dem hölzernen Kuppelringanker H1 ein 35 cm langes Stück entnommen und dem damals führenden deutschen Dendrochronologen, Ernst Hollstein, zur Datierung übergeben, der in zwei Schritten als Fällungs- und Verarbeitungsjahr des Baumes  $790 \pm 6$  AD (1967) und  $776 \pm 10$  AD (1980) ermittelte. 2003 entnahm Dombaumeister Helmut Mainz jenem Ankerbalken ein weiteres Stück und ließ es im dendrochronologischen Labor der Kölner Universität untersuchen und datieren; Ergebnis:  $803 \pm 10$  AD. 2007/09 wurden aus dem Fundament des Oktogons drei Eichenpflocke geborgen, deren zwei ebenfalls in Köln datiert werden konnten: Fällzeit frühestens  $798 \pm 5$  AD, also zwischen 793 und 803 AD. Über diese Untersuchungen haben Burghart Schmidt et al. (33) 2009 einen Bericht veröffentlicht, der über den Zustand der Holzproben, die angewandten Methoden und einige der ihnen eigentümlichen Unschärfen Auskunft gibt. Das chronologische Endergebnis stellen die Autoren so dar:

„ $798 \pm 5$  (d.h. frühestens 793): Eichenpfahlgründung,  
Baubeginn nach 794: Einziehen des Estrichs im EG (Münzfund)  
22. Juli 798: Säulen im Oktogon (OG) sind aufgestellt  
(Alkuin-Brief)  
 $803 \pm 10$  (d.h. spätestens 813): Holzringanker im Oktogon.“

Gegen diese zeitgeraffte Baugeschichte der Pfalzkapelle, die die Möglichkeit zulässt, Pfahlgründung und Ringankereinbau seien im selben Jahr 793 erfolgt, hat Günther Binding (34) sogleich Einspruch erhoben mit dem Hinweis, die Dendro-Daten stünden nicht in Übereinstimmung mit den historischen Nachrichten. Am Ende hat man sich in einem Gespräch am runden Tisch auf die Formel geeinigt, beide Datierungsvorschläge hätten eine gewisse Wahrscheinlichkeit für sich, keiner sei aber sicher. *Nota bene*: Es geht hier um Dif-

ferenzen von fünf bis zehn Jahren; an der konventionellen Datierung „um 800“ wurde nicht gerüttelt. Das aber tut Heribert Illig (35) in seinem Buch *Aachen ohne Karl den Großen* von 2011/12. Sich zum Teil auf die Fundamentalkritik an der C14- und der Dendrodatierung von Blöss und Niemitz (36) stützend, unterzieht er die Kölner Aachen-Datierung einer scharfsinnigen Analyse mit dem Ergebnis, sie sei gänzlich unbrauchbar. Damit trifft er sich mit dem Unsicherheitsvotum Bindings et al., nur dass er dies auf die gesamte Zeitachse ausdehnt. Zu wünschen wäre also *erstens*, die Kölner Dendrochronologen wollten zeigen, dass die Aachener Messwerte sich an keiner anderen Stelle (z.B. „um 1100“, „um 520“) mit der Standardkurve synchronisieren ließen und *zweitens*, dass wenigstens *ein* neutrales Dendrolabor eine Gegenexpertise zur Kölner Untersuchung erstellen würde. Sollte sich die Datierung „um 800“ erhärten lassen, so wären die beiden anderen Datierungsvorschläge zumindest in Frage gestellt. Sollte ferner Heribert Illig mit seiner Zeitkürzungsthese, nach der die Jahre zwischen 614 und 911 zu streichen sind, Recht haben, so würden aus jener 800-Datierung die Fällzeit der Aachener Bäume zwingend in die Jahre um 500 rücken, denn die Standardkurve würde dann vom Jahr 911 um rd. 300 Jahre direkt auf 614 überspringen. Viele Ungewissheiten! Einstweilen empfiehlt es sich, hinter die dendrochronologische Datierung der Aachener Hölzer ein großes Fragezeichen zu setzen.

Haben also Helmut Maintz et al. geglaubt, den archimedischen Punkt, von dem aus sich die Datierung der Pfalzkapelle zwar nicht aushebeln, aber unverrückbar feststellen ließe, in deren Hölzern gefunden zu haben, so meint Heribert Illig, ihn im Eisen festmachen zu können. Bereits in seinem Buch *Hat Karl der Große je gelebt?* beschreibt er in einer Liste von 24 Punkten Eigentümlichkeiten der Pfalzkapelle, die nach seiner Einschätzung in der Architekturgeschichte ‚zu früh‘ erscheinen; Punkt 17 betrifft die eisernen Ringanker (37). Diese seien im extrem eisenarmen Karolingerreich ein Anachronismus, zumal die Verwendung von Eisenankern in den Bauwerken, die bis zu dreihundert Jahre nach der mutmaßlichen Errichtung der Pfalzkapelle „um 800“ entstanden sind, nicht nachzuweisen ist. In diesem Sinne hatte bereits der angesehene Bauforscher Walter Haas (38) 1983 in einem Aufsatz, den Illig nicht kannte, über *Hölzerne und eiserne Anker an mittelalterlichen Kirchenbauten* geurteilt. Haas betrachtet die Aachener Eisenanker mit großer Skepsis („Sonderfall“) und fasst zusammen:

„Erst 300 Jahre nach dem Aachener Münster finden sich am Speyrer Dom in einer beiläufigen Verwendung Eisenklammern: Bei der Einwölbung um 1100 [...] sind Pfeilerverstärkungen mit dem Kernpfeiler verklammert worden. Sonst kommen am romanischen Bau in Speyer noch keine eisernen Konstruktionsteile vor.“

Auch Rolf Sprandel (39), auf dessen Buch *Das Eisengewerbe im Mittelalter* Haas hinweist, hat die allgemeine Eisenarmut im Karolingerreich bezeugt; in einem (von Haas zitierten) Vortrag (gehalten 1973 in Aachen vor dem *Verein Deutscher Eisenhüttenleute*) hat er die Eisenanker in der Pfalzkapelle als ‚Sonderfall‘ bezeichnet, für deren Bau Karl der Große jedoch über genügend Eisen hätte verfügen können, sei es neugewonnenes, sei es Altmaterial aus antiken Ruinen. – Die konventionelle Datierung „um 800“ wird also nicht in Zweifel gezogen. Aber sind denn ‚Anachronismus‘ und ‚Sonderfall‘ einander exkludierende Gegensätze?

In seinem schon genannten Buch *Aachen ohne Karl den Großen* von 2011/12 hat Illig (40) sich der Eisenfrage erneut angenommen. Er beruft sich auf neuere Forschungen französischer Technikhistoriker um Professor Paul Benoît (41), welche die vom Zisterzienserorden (42) getragene und in die Jahrzehnte um 1100 fallende Revolution der Eisenverhüttung und Eisenbearbeitung beschrieben haben. Formelhaft zusammengefasst:

1. Der altgediente, wenig ergiebige Rennofen wird zum Stückofen und schließlich zum Hochofen weiterentwickelt. So können die großen Mengen schmiedbaren Roheisens erzeugt werden, die u.a. zum Bau der gotischen Kathedralen benötigt werden.
2. Schmiedetechnik. Eisenstangen können von Hand nur bis zu einer Stärke von 3 cm geschmiedet werden (wobei allerdings unklar bleibt, ob ein- oder beidhändiges Hammerschwingen gemeint ist). Es gebe Indizien dafür, dass bereits am Ende des 11. Jh. Fallhämmer zum Einsatz gekommen seien. Ein wassergetriebenes Hammerwerk ist um 1135 in der Abtei von Clairvaux bezeugt, ein anderes konnte in dem 1138 gegründeten englischen Kloster Bordesley ausgegraben werden; usw.

Diese historischen Tatsachen und die Nichtverwendung von Eisenankern in den Bauwerken, die zwischen ca. 800 und 1100 errichtet wurden, bekräftigen Illigs These, dass die eisernen Ankerstangen der Aachener Pfalzkapelle ‚zu früh‘ in der Geschichte erscheinen und der ganze Bau erst „um 1100“ möglich sei. Wer möchte dem widersprechen, solange die Freunde der karolingischen Datierung in der Eisenfrage keine plausiblen Gegenargumente vorlegen?

Heribert Illig (43) hat auch die Frage nach der Schmiedetechnik der Römer gestellt; die Antwort ist, konform mit der allgemein bekannten Eisen-geschichte, ernüchternd. Die Römer haben Schmiedeeisen zu Waffen und Werkzeugen aller Art verarbeitet, größere Werkstücke, die an das Format der Eisenstangen der Aachener Ringanker heranreichen würden, sind aber nicht gefunden (44), leistungsfähigere Schmelzöfen und hydraulische Hammerwerke nicht nachgewiesen worden. Das gilt auch, folgt man Illig, für das römische Britannien und Germanien, auch wenn britische Archäologen meinen,

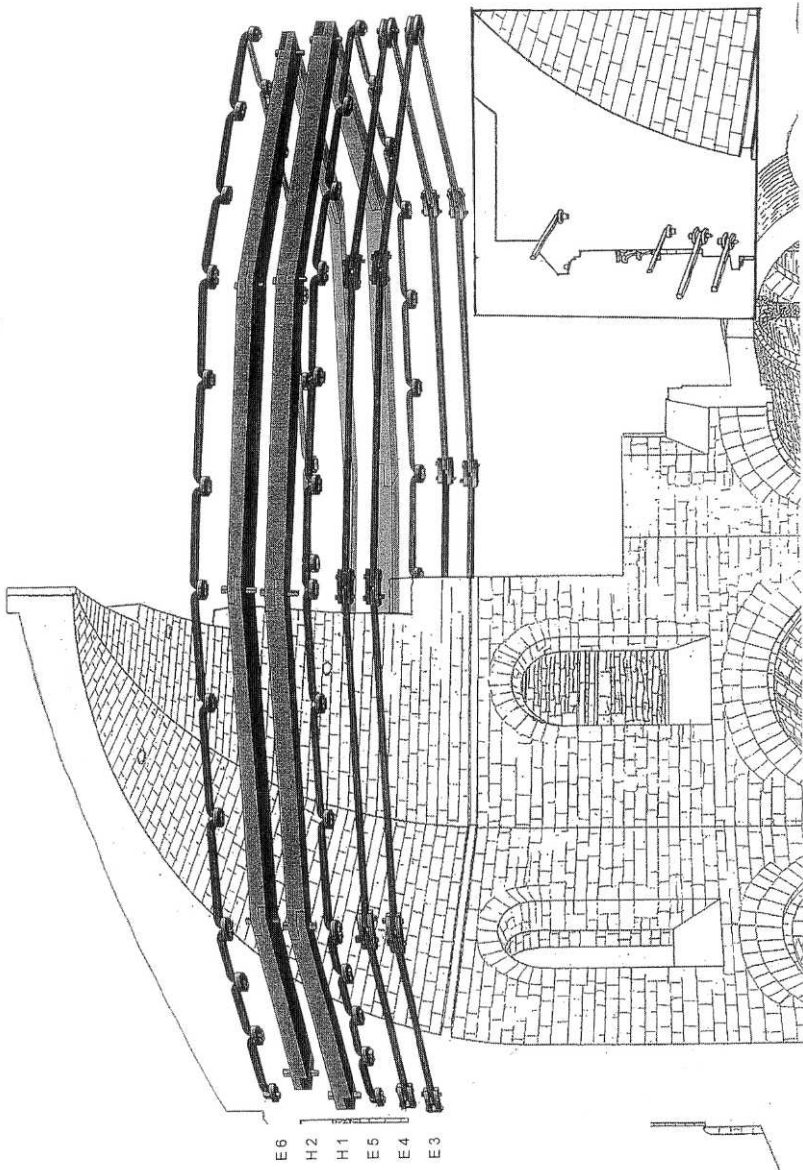


Abb. 6. Aachen, Pfalzkapelle. Kuppel-Ringanker [LVR-Amt für Denkmalpflege im Rheinland, Hans-Dieter Heckes auf der Grundlage eines Schaubildes von Albrecht Haupt, 1913]. Mit Ergänzungen von V.H.

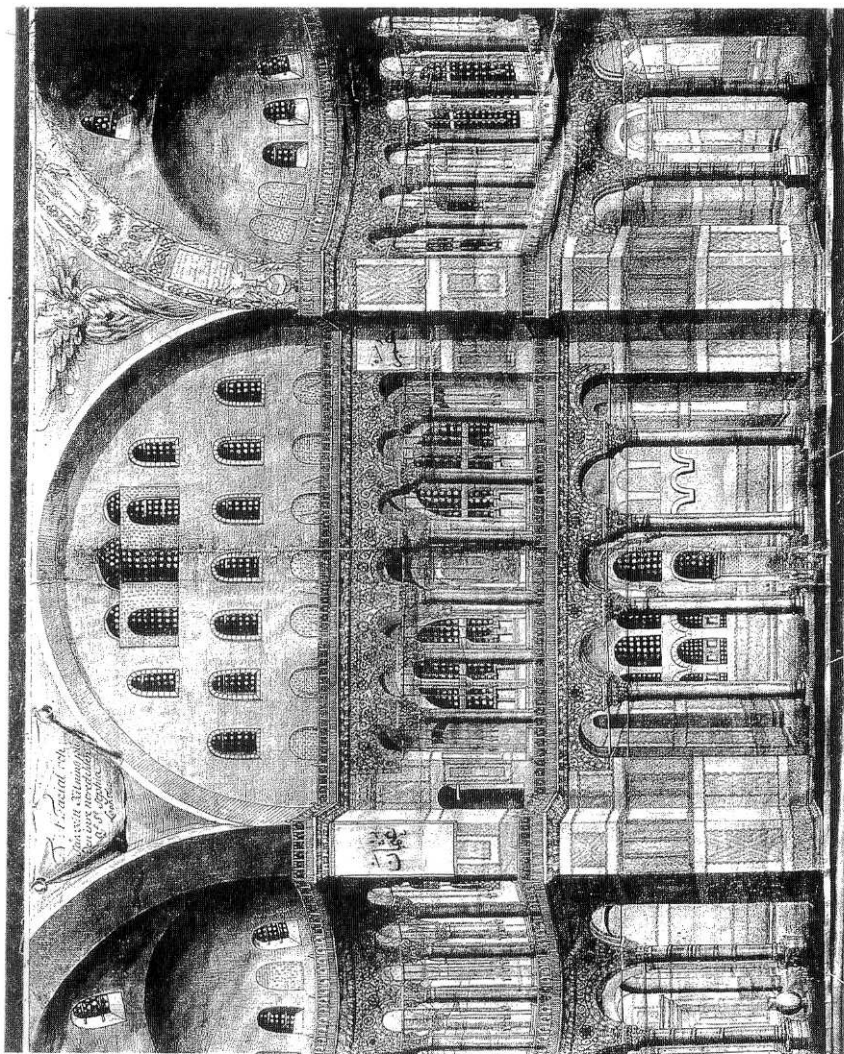


Abb. 7. Istanbul, Hagia Sophia. Die Nordwand des Naos; links die Nordwest-, rechts die Nordostnische. Zeichnung von Cornelius Loos, 1710 [Stockholm, Nationalmuseum, NMH THC 9107].

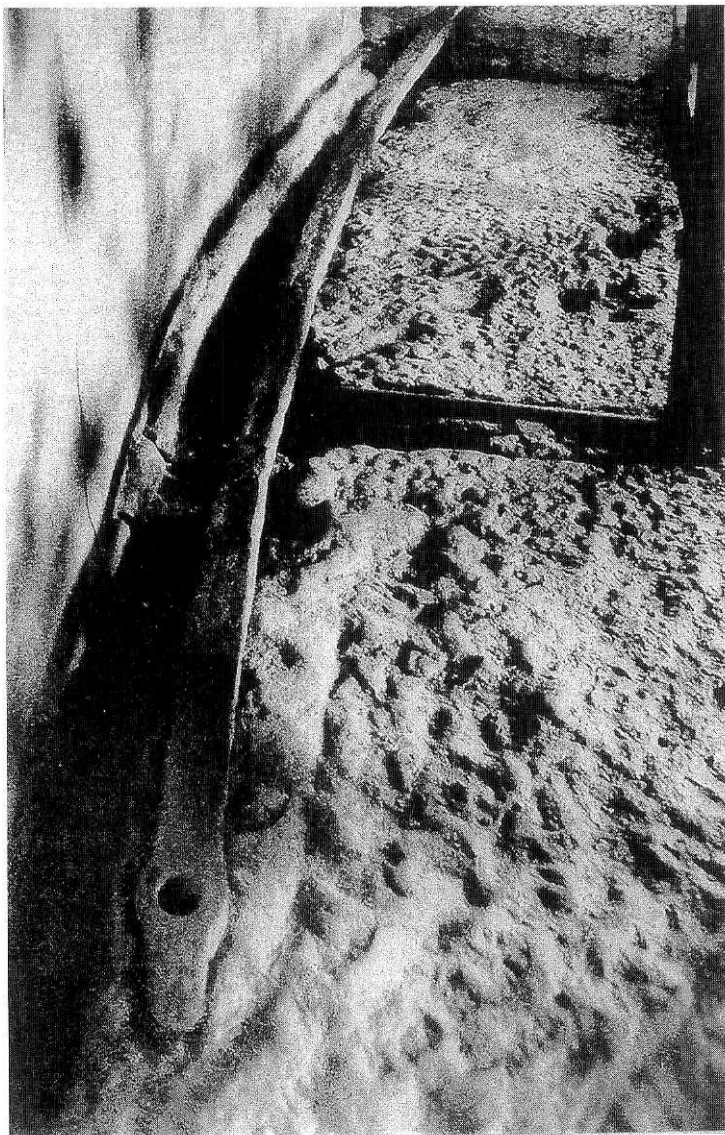


Abb. 8. Istanbul, Hagia Sophia. Eisenanker vor der Kuppel der Südwestnische liegend  
[Foto, nach Mainstone, Fig. 77].



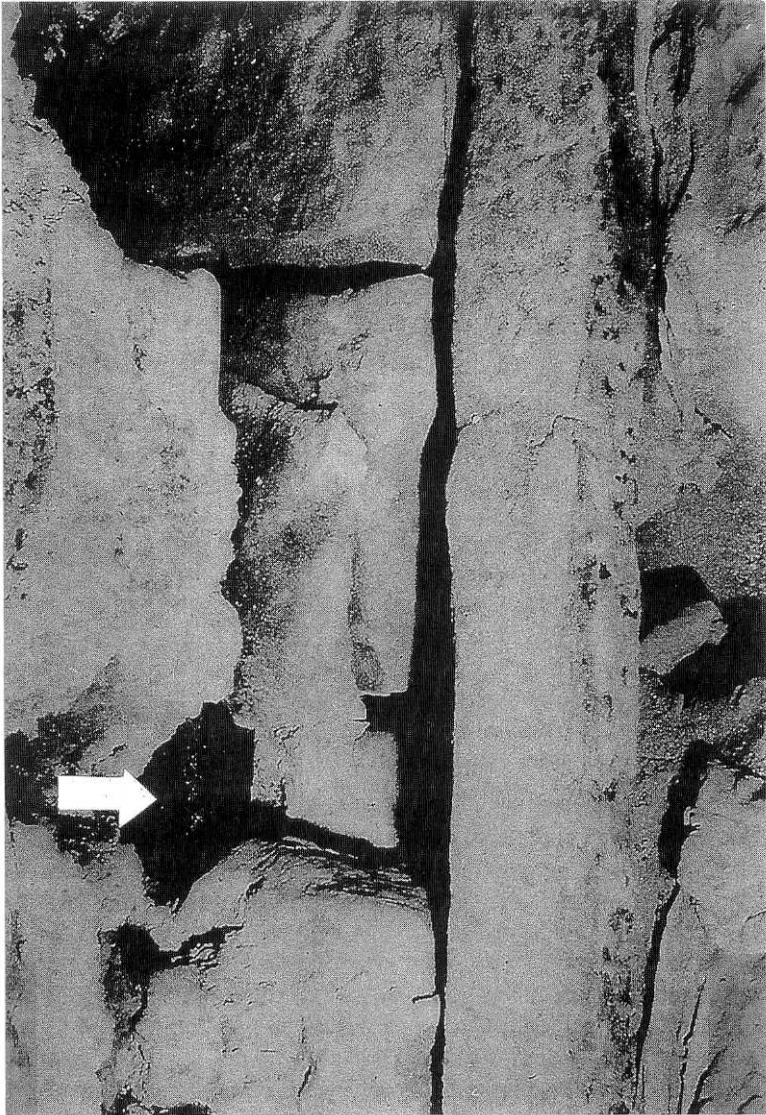


Abb. 9. Istanbul, Hagia Sophia. Die Kuppel der Südwestnische frontal fotografiert; unten der Anker wie in Abb. 8, weiter oben (Pfeil!) eine Eisenkrampe, eingebettet in die Kuppelschale [Foto, nach Mainstone, Fig. 93]. Der Pfeil von V.H. (Die Aufnahme ist gedreht: Der Pfeil zeigt nach unten!)

die Existenz von wassergetriebenen Schmiedehämmern auf ihrer Insel aus den Schriftquellen herauslesen zu können; das bleibt im besten Sinne fragwürdig, solange Funde größerer schmiedeeiserner Stücke in Stahlqualität ausbleiben. Dasselbe soll nun – so Illig – auch für das oströmische Reich, für Byzanz gelten, und das fordert mich zum Widerspruch heraus. Es geht mir dabei nicht um Schmelzöfen und Fallhämmer, sondern um die handgreiflichen Eisenanker, die in der Hagia Sophia noch in großer Zahl vorhanden sind.

Die justinianische Hagia Sophia (532–537) enthielt und enthält außer den hölzernen Ringankern in ihren Kuppeln Holz- und Eisenanker, die ihre Bauteile in Ostwest- und Nordsüdrichtung miteinander verspannen; dazu kommen Eisenklammern (Krampen) zur Stabilisierung der Hausteinblöcke in den Gesimsen. Diese Armierungen sind im Raum sichtbar, oder sie sind unsichtbar ins Mauerwerk gebettet. Rowland J. Mainstone (45) hat die hölzernen und eisernen Anker, die er für justinianisch hält, in drei Horizontalschnitte des Kirchenbaus eingetragen, die postjustinianischen der Seitenschiffe und Galerien in zwei weitere Tafeln. Die Holzanker bleiben im Folgenden außer Betracht, wenngleich sie dort, wo sie sich nach außen als Bretterkästen präsentieren, Eisenstangen enthalten mögen. Es ist nun keineswegs leicht, zwischen den Eisenankern des Ursprungsbaus und denjenigen jüngerer Reparaturmaßnahmen eindeutig zu unterscheiden (46), und zwar deswegen, weil auch die Anker, die unmittelbar nach dem KuppelEinsturz von 558 eingezogen wurden, noch in die Regierungszeit Kaiser Justinians (527–565) fallen. Ich werde mich im Folgenden auf drei Armierungen beschränken, die mit Sicherheit dem justinianischen Bau angehören.

1. Auf den Kämpferkapiteln der großen Erdgeschossarkaden des Naos (Abb. 7) liegen Eisenstangen, die in das Mauerwerk der Bögen eindringen und von Säulenachse zu Säulenachse eine Länge von 4,70 m aufweisen; die mittleren Arkaden der Nischen sind weiter gespannt, so dass deren Armierung eine Länge von ca. 4,90 m erreicht. Mainstone (47) gibt die Stärke der Vierkanteisen im Naos mit 5 cm an, ich selbst habe auf einer der exakten Bauaufnahmen Van Nice' (48) 6 cm gemessen, was aber beim Maßstab von 1:100 nicht ganz genau sein kann. Im Jahre 2004 hatte ich mit meinem damaligen Forschungsassistenten, Dipl.-Ing. Nikolaos Theocharis, mittels Laserscanning das Innere der Hagia Sophia vermessen. Der digitale Datenschatz ist noch vorhanden, und daraus hat Theocharis für diesen Aufsatz die Stärke jener Eisenanker ermittelt: sie variiert zwischen 5 und 6 cm. – Wir haben es also mit Kanteisen zu tun, deren Stärke das Doppelte von dem beträgt, was Illig beim Handschmieden für möglich hält (siehe oben).

2. Mainstone (49) hat auf seinem Horizontalschnitt A4, der auf dem Kranzgesims des Naos liegt (Abb. 7), am Fuße der Halbkuppeln der Nordwest- und der Südwestnische Eisenanker und -krampen dokumentiert und diejenigen im Südwesten fotografisch abgebildet (unsere Abb. 8 und 9). Abb. 8 zeigt, entlang der Innenschale der Kuppel fotografiert, eine lange gekrümmte Eisenstange, die aus ihrer in die Marmorblöcke des Kranzgesimses gehauenen Rinne zum Teil herausgesprungen ist (50); Mainstone hält sie gemäß seiner Einzeichnung auf A4 für justinianisch. Abb. 9 ist frontal gegen die Kuppel fotografiert und bildet unten jene Eisenstange, in dem schwarzen Loch in der Mitte aber eine Krampe ab (weißer Pfeil!), deren Stärke Mainstone mit ca. 3 cm angibt (51). Am Fuße und im Innern der nie zerstörten Kuppelschale liegend gehört sie zum Ursprungsbau. Diese Krampe ist hier deswegen wichtig, weil sie eine Vorstellung von der Menge an Schmiedeeisen geben kann, die noch unentdeckt in dem Riesensbau schlummern mag.
3. Unsichtbar, nach Mainstone nur an ihren Endungen erkennbar, sind auch die sechs Eisenanker, die unter den großen marmornen Fußbodenplatten der Westgalerie den Kernbau der Hagia Sophia mit der Außenwand des inneren Narthex verbinden. Die mittleren vier hält Mainstone für justinianisch (siehe seinen Horizontalschnitt A3), die seitlichen für jüngere Ergänzungen (Schnitt A10). Wie er zu dieser Differenzierung kommt, weiß ich nicht. Die Länge dieser Anker beträgt nach eigener Messung der Breite des Esonarthex rd. 12 m; Mainstone vermutet, sie seien aus mehreren Stücken zusammengesetzt und ihre Stärke könne 5 cm übersteigen. Ich erwähne diese den Kernbau mit peripheren Bauteilen verklammernden Anker auch deswegen, weil sie ähnlich auch in der Aachener Pfalzkapelle vorhanden waren. Auf dem bekannten Gemälde Henrik van Steenwijcks d. Ä. von 1573 (52) (Abb. 10), das einen Blick von Westen in den unteren Umgang und in das Oktogon freigibt, sind im Umgang (Eisen-)Anker zu sehen, die in Kämpferhöhe das Oktogon mit dem ‚Sechzehneck‘ verbinden. Auch wenn diese Anker in der einschlägigen Literatur nicht erwähnt werden, so ist das kein Grund zu zweifeln, dass sie damals (1573) vorhanden und wahrscheinlich ursprünglich waren.

Tatsache ist also: Die Hagia Sophia wurde mit Hilfe großer Mengen an Schmiedeeisen erbaut. Wenn Sprandel (53) aus dem Verbot Kaiser Justinians, Eisen aus seinem Reich auszuführen und Illig (54) aus allgemeineren Erwägungen schließen, Ostrom sei eisenarm gewesen, so muss diese Feststellung eingeschränkt werden: Man brauchte das verfügbare Eisen eben selber für die Rüstung, die Landwirtschaft, das Bauwesen und dergleichen. Ein Hinweis darauf, dass kein *Überfluss* an Eisen geherrscht haben wird, mag die gleich-

zeitige Verwendung von Holz- und Eisenankern in der Hagia Sophia sein. Da die byzantinischen Schmiede schon vor der Einführung des wassergetriebenen Fallhammers im hohen Mittelalter Kanteisen von wenigstens 4,90 m Länge und 6 cm Stärke herstellen konnten, so ist zu fragen: 1. Was leistet der *beidhändig* geschwungene Hammer? 2. Kann es nicht sein, oder ist es nicht vielmehr wahrscheinlich, dass *vor* dem hydraulischen Hammer ein schlichterer Fallhammer in Gebrauch war – einer nach dem Vorbild der Ramme tätige? Deren Bär, von Menschenkraft in die Höhe gezogen, fällt auf den Holzstamm und treibt ihn in den Boden – warum sollte der Bär-Hammer nicht auch Eisen schmieden? 3. Illig (55) referiert ausführlich Grewes gedankliche Rekonstruktion einer wassergetriebenen Steinsäge, die auf einem aus Hierapolis stammenden Relief des 3. Jahrhunderts n.Chr. abgebildet ist und stellt die graphische Rekonstruktion eines von Heron von Alexandria (1. Jahrhundert n.Chr.) erdachten Hammer-Spielautomaten vor. Die Sägeblätter werden von einer Kurbelwelle, der Hammerarm wird von einer Nockenwelle bewegt; Kurbel und Nocken sind eng verwandte Vorrichtungen, die eine Bewegungsrichtung umlenken. Warum nur dürfen wir hierin nicht den *schlagenden* Beweis sehen, dass die Griechen den mechanischen Fallhammer, sei er nun von Mensch, Tier oder Wasser getrieben, gekannt haben?

Tatsache ist auch: In der Hagia Sophia treten zum ersten Mal in der dokumentierten Architekturgeschichte hölzerne Ringanker in den Kuppeln und Eisenanker im Unterbau gleichzeitig auf. Man wird es dem Genie der justinianischen Baumeister wohl zutrauen müssen, den kleinen Gedankenschritt zu tun, auch die Kuppeln mit Eisen zu bewehren, wenn sie das für zweckmäßig gehalten hätten. Dass wir diesen Gedanken erst 250 oder 550 Jahre später in Aachen wiederfinden, wird für manchen kein Problem sein, denn auch das Rad kann zwei- oder auch dreimal erfunden worden sein, und die Kunstgeschichte multipliziert ihre Renaissanceen. Aber es gibt auch kürzere Transmissionsriemen.

Ich sehe in den Armierungen der Hagia Sophia ein starkes Argument für meine schon 2004 vorgetragene These, die Aachener Pfalzkapelle sei „um 520“ von byzantinischen Bauleuten errichtet worden (56). Die damals zur Diskussion gestellten Argumente haben sich in meinem Kopf seither noch vermehrt, doch gebe ich hier nur einen Hinweis auf einen rezenten Aachener Grabungsfund. Es handelt sich um zwei ostgotische Bronzemünzen des 6. Jh., die 2008/09 im Erdreich der Fundamente des ‚Sechzehnecks‘ entdeckt wurden; da dieses Erdreich bereits bei der Domgrabung von 1910/11 ausgehoben und wieder verfüllt worden war, ist ihre ursprüngliche Lage im Fundament nicht mehr festzustellen. Eine der Münzen hat Andreas Schaub (57) publiziert und abgebildet, ihre Bestimmung (Münze 1: Datierung 536–540, Prägeort Ravenna; Münze 2: 541–552, Pavia) leistete Holger Komnick (58). Ob diese

Münzen zur Datierung der Pfalzkapelle von Wert sind, weiß ich nicht, aber wenn der ebenfalls im Fundamentaushub gefundene Karlsdenar (59) zu diesem Zwecke dient, dann sollten sie als gleichrangig behandelt werden.

Mit einzelnen Indizien, wie sie die ostgotischen Münzen oder die Ankersysteme der Hagia Sophie darstellen, sind die Datierungsvorschläge der Aachener Orthodoxie und des Gräfelinger Protestanten keinesfalls aus dem Wege geräumt. Hypothesen mit all ihren *beliefs* sollten eine Weile koexistieren dürfen. Zur Lösung der Datierungsfrage bedarf es einer langen, sehr viele Aspekte bedenkenden Indizienkette, die zu schmieden ich noch nicht zu Rande bin. Den Anfang hatte Heribert Illig – immer argumentierend – mit seinen 24 Punkten von 1994 gemacht.

### Anmerkungen

22. Siehe ZS 1/2015, S. 102, Anm. 5.
23. Siehe ZS 1/2015, S. 102, Anm. 3.
24. Helmut Maintz (wie ZS 1/2015, Anm. 4), S. 27-51.
25. Karl Faymonville, *Das Münster zu Aachen* (= Die Kunstdenkmäler der Stadt Aachen I). Düsseldorf 1916, S.83
26. Haupt (wie ZS 1/2015, Anm. 3), S. 16, Abb. 25 und 26. - Wenn ich in ZS 1/2015, S. 102 schrieb, Haupt habe Schmidt-Wöpkes Urhebererschaft nicht genannt, so ist das zwar richtig, dennoch habe ich ihm Unrecht getan. Auf S. 14 statet er dem Regierungsbaumeister *wärmsten Dank* für vielfältige Unterstützung ab.
27. Joseph Buchkremer, *Dom zu Aachen. Beiträge zur Baugeschichte*. Aachen 1940, S. 18 und 25-26.
28. Siehe ZS 1/2015, S. 102-112.
29. Siehe z.B. Einhard, *Vita Karoli Magni / Das Leben Karls des Großen*. Lateinisch/Deutsch. Übersetzung, Anmerkungen und Nachwort von Evelyn Scherabon Firchow (= Reclams Universal-Bibliothek Nr. 1996). Stuttgart 2010 (2013).
30. Heribert Illig, *Hat Karl der Große je gelebt? Bauten, Funde und Schriften im Widerstreit* (= *Fiktion Dunkles Mittelalter*, hrsg. von Heribert Illig, Band 1). Gräfelting 1994
31. Siehe dazu Volker Hoffmann, Le „Trône de Dagobert“ au Cabinet des Médailles de la Bibliothèque nationale: In: *Bulletin de la Société de l'Histoire de l'Art français* (Année 2004), 2005, S. 9-19.
32. Hans-Ulrich Niemitz – Heribert Illig, Aachen: alt, ganz alt oder noch älter. Eine Neueinschätzung durch Volker Hoffmann. In: *Zeitensprünge. Interdisziplinäres Bulletin* 2/2004, S. 272- 278. – Illig pflegt meine Datierung die *merowingische* zu nennen (wie Anm. 35, S. 27-28); ich selbst sage lieber *spätantik*.
33. Burghart Schmidt, Ulrike Heckner, Helmut Maintz, Mechthild Neyses-Eiden, Thomas Frank und Andreas Schaub, Die Hölzer aus dem karolingischen Oktogon der Aachener Pfalzkapelle – Möglichkeiten einer dendrochronologischen Datierung. In: *Jahrbuch der Rheinischen Denkmalpflege. Forschungen und Berichte* 40/41, 2009, S. 220-235.

34. Günther Binding, Zur Datierung der Pfalzkapelle Karls des Großen in Aachen. In: *Denkmalpflege im Rheinland* 27, 2010, S. 54-59.
35. Heribert Illig, *Aachen ohne Karl den Großen. Technik stürzt sein Reich ins Nichts* (= *Fiktion dunkles Mittelalter*, Reihe, hrsg. von Heribert Illig, Band 9). Gräfelting 2011 und 2012; ich zitiere nach der zweiten Auflage: S. 29-38.
36. Christian Blöss – Hans-Ulrich Niemitz, *C14-Crash. Das Ende der Illusion, mit Radiokarbonmethode und Dendrochronologie datieren zu können*. Gräfelting 1997.
37. Wie Anm. 30, S. 237-242. Siehe auch das Kapitel *Vom Eisen befreit sind Land und Städte...*, S. 168-170. Wenn er schreibt (S. 238), die Ringanker der Kuppel seien senkrecht durch 3,70 m lange Eisensplinte verbunden, so beruht das auf einer Verwechslung mit der Armierung der Strebepfeiler des Chorhauses. Siehe Felix Kreuzsch, Die Katholischen Kirchen. In: *Das alte Aachen, seine Zerstörung und sein Wiederaufbau*, hrsg. von Albert Huyskens (= *Aachener Beiträge für Baugeschichte und Heimatkunst*, Band 3). Aachen 1953, S. 19.
38. Walter Haas, Hölzerne und eiserne Anker an mittelalterlichen Kirchenbauten. In: *architectura. Zeitschrift für Geschichte der Baukunst* 13/1, 1983, S. 136-151, hier S. 147-148. – Zuvor schon kürzer als Typoskript publiziert: Eisen in der Architektur vor dem Aufkommen der Eisenarchitektur. In: *Eisen Architektur. Die Rolle des Eisens in der historischen Architektur der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts*. (= Colloquium vom 18.-22. September 1978 in Bad Ems. ICOMOS, Deutsches Nationalkomitee). Mainz 1979, S. 1-6 (freundl. Hinweis von Herrn Hans-Peter Autenrieth).
39. Rolf Sprandel, *Das Eisengewerbe im Mittelalter*. Stuttgart 1968, S. 37-42.
40. Wie Anm. 35, Kapitel Aachen V: *Die Eisen-Datierung*, S. 133-177.
41. Siehe z.B. *Moines et métallurgie dans la France médiévale. Etudes réunies par Paul Benoît et Denis Cailleaux*. Paris 1991.
42. Siehe dazu auch in Sprandel (wie Anm. 39) das Kapitel 2 *Die Wandlungen des Hochmittelalters: Der Beitrag der Zisterzienser*, S.43-52.
43. Wie Anm. 35, S. 156-170.
44. Die locker geschmiedeten, schlackereichen Eisenstangen, die in Saalburg und anderen Römerkastellen gefunden wurden und dort wohl als feuerfeste Halterungen der Heißwasserkessel in den Thermen gedient haben, können, wie Illig mit Recht schreibt, hier außer Betracht bleiben: es mangelt ihnen die Stahlqualität des echten Schmiedeeisens.
45. Mainstone (wie ZS 1/15, Anm. 17). Justinianisch: S. 271 A2 (Erdgeschoß), S. 272 A3 (Galeriegeschoß), S. 273, A4 (über dem Kranzgesims); postjustinianisch: S.278, A9 (Erdgeschoß) und S. 279, A10 (Galeriegeschoß). Anhand der zahlreichen fotografischen Abbildungen in seinem Werk kann man sich ein gutes ‚Bild‘ von diesen Ankern machen.
46. Wie ZS 1/2015, Anm.17, S. 89-102.
47. Wie ZS 1/2015, Anm. 17, S. 77.
48. Robert L. Van Nice, *St. Sophia in Istanbul*. Washington 1965 und 1986, Tafel 31.
49. Wie ZS 1/2015, Anm. 17, S. 63, Fig. 77 und S. 78, Fig. 93.

50. Buchkremer (wie Anm. 27, S. 19 und 26) schreibt, ein Stück vom Hauptgesims des Westbaus der Pfalzkapelle zeige *im Oberlager eine tiefe Rille, in die ein Eisenanker eingelegt war*.
51. Heckner-Schaab (wie ZS 1/2015, Anm. 2, S.206, Abb.150) bilden eine zwei Werksteine verklammernde Krampe im ‚Sechzehneck‘ der Pfalzkapelle als Teil des Ringankers EI ab.
52. Eine gute Reproduktion findet sich in Haupt (wie ZS 1/2015, Anm. 3, S. 5, Abb. 4), eine mindere in Faymonville (wie Anm. 25, S. 22, Abb. 12).
53. Wie Anm. 39, S. 44.
54. Wie Anm. 35, S. 170-171.
55. Wie Anm. 35, S. 158-160 und Abb. auf S. 139.
56. Siehe Anm. 32. Dort findet sich auch der Hinweis darauf, warum ich die Pfalzkapelle zeitlich *vor* die Hagia Sophia setze: Es fehlt das spezifisch justinianische Bauornament und auch das ‚Prinzip der übergreifenden Form‘ (Sedlmayr) ist erst *in statu nascendi* begriffen.
57. Harald Müller, Judith Ley, Frank Pohle und Andreas Schaub, Pfalz und vicus Aachen in karolingischer Zeit. In: Aachen. Von den Anfängen bis zur Gegenwart, Band 2 (= Veröffentlichung des Stadtarchivs Aachen, Band 14), hrsg. von Thomas R. Kraus. Aachen 2013, S. 1-408, hier S. 44, Abb. 8 und S. 46. Herrn Dr. Schaub danke ich für zusätzliche Erläuterungen zu dem Münzfund (Mitteilung vom 4.2.2015).
58. Die Fundmünzen der römischen Zeit in Deutschland. Abteilung VI Nordrhein-Westfalen, Band 2/2 Reg.-Bez. Aachen. Bearbeitet von Holger Komnick. Mainz 2010, S. 49, Nr. 41.
59. Siehe den Exkurs *Zwei Aachener Denare der Karolingerzeit* von Heinz Kundolf (wie Anm. 56), S. 155-156, Abb. 47. Siehe auch Binding (wie Anm. 34), S. 57-58 und Illig (wie Anm. 35), S. 50-54 (*Der erratische Denar*).

Prof. em. Dr. Volker Hoffmann  
volker.hoffmann@ikg.unibe.ch

### \* Nachtrag des Herausgebers

Das von den *Bayerischen Staatsgemäldesammlungen - Alte Pinakothek* [Inv. Nr. 4525] erbetene Foto von Hendrik van Steenwijck d. Ä. („Blick in das Innere der Pfalzkapelle zu Aachen, 1573“) hat leider den Verlag bis zum Redaktionsschluss am 28. 07. nicht erreicht. Das Gemälde würde den Eisenringanker zeigen, der im Erdgeschoss das Aachener Oktogon umfing. Aber er ist auch bei Albrecht Haupt, 1913 [vgl. Illig, H. (1996): *Das erfundene Mittelalter. Düsseldorf*. S. 26 f.] eingezeichnet, obwohl laut Haupt der offen laufende Anker im 18. Jh. entfernt worden ist [ebd. 256].

# Entgegnung auf Volker Hoffmann (S. 425-439)

Heribert Illig

Es war für mich durchaus überraschend, unter der Überschrift 'Ringholzanker in der Hagia Sophia' eine Studie über die Eisenringanker Aachens und über solche in der Hagia Sophia zu erhalten. Da der Artikel als letzter für dieses Heft eintraf, fehlte für eine gründliche Antwort die Zeit. Allerdings kann ich die Eisenbefunde von Istanbul ohnehin nur nehmen, wie sie sind, nachdem der Verfasser als Kuppelspezialist persönliche Kenntnisse hat. Angesichts dieser professionellen Nähe scheinen mir die Angaben jedoch relativ vage, was wohl daran liegt, dass die 537 fertiggestellte Kuppel nach dem Einsturz von 558 dann bis 562 neu in veränderter Form gebaut wurde. Nach dem Erdbeben von 989 mit Einsturz des westlichen Kuppelbogens und eines Kuppelsegments war eine Rekonstruktion der Kirche notwendig, nach dem Beben von 1389 stürzte der östliche Kuppelbogen ein, riss ein weiteres Segment mit und verlangte dann u.a. die großen, äußeren Widerlager [Dubbel, 5]. Heute besteht die Kuppel aus drei Teilen, nur eine 'Mittelspange' ist von der 562 neu gebauten Kuppel übrig geblieben [ebd. 78]. Die heutige Kuppel scheint optisch ein stärkeres Widerlager zu haben als die von Aachen. Dank der byzantinischen Leichtbauweise war sie wohl nicht unbedingt auf Eiseneinbauten angewiesen, was auch eine freiliegende und aus ihrem Steinbett gesprungene Stange belegt, die offenbar die Statik nicht schwächt (s. S. 432, 435). Stange wie Krampe auf den Abbildungen sind in dem von Hand schmiedbaren Größenbereich angesiedelt.

Hoffmann ermittelt einen der für ihn sicheren Eisenanker aus einer Zeichnung im Maßstab 1 : 100 (S. 434), doch auf ihr wäre ein 4 cm starker Eisenanker lediglich 0,4 mm stark eingezeichnet und von einem z.B. 7 cm starken Eisen praktisch nicht zu unterscheiden. Insofern möchte ich die Dissertation von Christoph Dubbel [2010] ins Spiel bringen, die 22 Jahre nach Mainstones Hagia-Sophia-Studie erschienen ist. Hier wurden mit modernsten Radarverfahren große Teile der Kuppel, zwei Pendentifs und die Hauptpfeiler vermessen. Dabei wurde jeder Nagel, jede Klammer kartographiert; gesucht wurden aber nicht Kleinteile, sondern die angeblichen Eisenringanker von 1573, 1848 und 1926 im Kuppelbereich [Dubbel, 103]. Obwohl an der Kuppelbasis keine erfolgreichen Messungen möglich waren [ebd. 104], lautet das Ergebnis:

„Auch die Auswertung aller im Kuppelbereich durchgeführten eigenen Radarmessungen – sie erfolgten insbesondere auch im Hinblick auf die Detektierung umlaufender Ringanker – erbrachte keine Hinweise auf deren Existenz“ [ebd. 103].



Dies bekräftigt Dubbel noch einmal: Es ist eine „Tatsache, dass ein umlaufender Ringanker nicht nachzuweisen ist“ [ebd. 139].

Das Südwestpendentif, also einer der vier sphärischen Zwickel zwischen beiden Hochwänden und beiden Kuppelbögen, weist Nägel und Anker auf [ebd. 109], wobei der Autor unter Anker z.B. auch die Befestigungsseisen für die Verkleidungsplatten an den Mauern versteht. Vom fast 400 Jahren jüngeren Südostpendentif wird solches nicht berichtet, auch nicht von den vier Hauptpfeilern [ebd. 119-127], die nie eingestürzt sind. So darf gelten:

„Als Erkenntnis der durchgeführten Studien ist festzustellen, dass die heute existierende Gebäudestruktur im statischen Fall nicht der Gefahr eines Versagens ausgesetzt ist“ [Dubbel, 204]

Da muss ein äußerer Eisenring als moderner ‘Notanker’ wie in Aachen gar nicht in Erwägung gezogen werden, weshalb der Schluss naheliegt, dass die Statik dieser Kuppeln und Halbkuppeln zumindest beim Bau keiner in den Mauern verlegten Eisenstützen bedurfte.

Ansonsten läuft Hoffmanns Argumentation im Grunde wie die von Aachens Dombaumeister: Weil wir ‘nachgewiesenermaßen’ Eisenstangen der Erbauungszeit finden, konnten sie im 6. Jh. auch hergestellt werden. Ohne irgendeinen Hinweis archäologischer oder schriftlicher Art zur Eisenherstellung und -bearbeitung in dieser Zeit wirkt auch das wie ein Beweis ex nihilo.

Das gilt auch für den freilaufenden Ringanker in Höhe der Oktogonkämpfer (s. S. 435, 439). Auch eine Darstellung von 1573 kann nicht die mehr als 750 Jahre seit Baufertigstellung abdecken. Nachdem der Anker im 18. Jh. problemlos entfernt werden konnte [Haupt, 15; vgl. Illig 1996, 256], war er für den Bau nicht zwingend nötig und kann irgendwann eingefügt worden sein, zumal niemand weiß, ob die acht Stangen überhaupt innerhalb der Pfeiler miteinander auf Zug verbunden gewesen sind.

Der mir von Schmieden als Maximum für Handarbeit genannte Querschnitt von 3 x 3 cm ergibt einen Querschnitt von 9 cm<sup>2</sup>, die für Aachen genannten 8 x 8 cm (S. 426) ergeben jedoch eine Fläche von 64 cm<sup>2</sup> und damit – auf eine Länge von jeweils 1 cm bezogen – das siebenfache Volumen. Das braucht mehr als eine zusätzliche Faust. Ein Bär-Hammer ist zwar stärker, aber das zu langsame Hochziehen von Hand ließe das Eisen zu schnell auskühlen und würde den gesamten Schmiedevorgang erheblich verzögern, wenn nicht unmöglich machen.

Hoffmann (S. 428) hat dankenswerterweise darauf hingewiesen, dass ich zur Aachener Pfalzkirche 1994 eine 24-gliedrige Argumentationskette vorgelegt habe. Nur ein Glied davon waren die eisernen Ringanker, die sich dank neuer Befunde am besten diskutieren ließen.

Zur Holzdatierung ist anzumerken, dass sich die Datierungen der Zeit um 800 nicht „zwingend“ (S. 428) in solche der Zeit um 500 umrechnen lassen,

sonst würden die über die römische Historie justierten römischen Holzreste z.B. unter Augustus von 0| nach -300 verschoben. Es ist davon auszugehen, dass Hölzer aus der Zeit nach oder vor der erfundenen Zeit verdoppelt eingesetzt wurden, um den 300 erfundenen Jahren trotz massivem Holzmangel einen materiellen Untergrund zu geben.

Der im Aachener Dom gefundene Denar wird nach der jüngsten Publikation [vgl. Illig 2014b, 519] nicht mehr zur Datierung des Bauwerks herangezogen.

Für Hoffmann besitzt die Pfalzkapelle weder das justinianische Bauornament noch das gereifte „Prinzip der übergreifenden Form« (Sedlmayr)“ (S. 439 [Anmerkung 56]). Hier ließe sich beckmesserisch einwenden, dass Hans Sedlmayr [56] diesen Begriff zwar „zuerst an justinianischen Bauten des 6. Jahrhunderts“ feststellt, aber alle baulichen Komponenten, die für das Entstehen der gotischen Kathedrale notwendig sind, erst nach 1000 entstehen sieht [ebd. 167-187, 294]; das frühe Byzanz liefert aus seiner Sicht keine. Zu den Komponenten der Kathedrale gehört auch die „diaphane Wand“, die sich erst zwischen 1060 und 1070 in der Normandie vorbereitet [ebd. 176] und Aachen auszeichnet. Sedlmayr musste übergehen, dass Aachen mit seinen Säulengittern zeitlich erst *nach* den unverstellten Arkaden von St-Étienne in Caen kommen kann – doch die stammen von 1060/70 [ebd. 177].

Wie aber steht es um Hoffmanns Aachener Alternativdatierung ins frühe 6. Jh.? Bauhistorisch ist sie im Grunde nicht möglich. Da meines Wissens das (spät-)römische Reich keine großen Kuppeln in schwerem Haustein gewölbt hat, kann diese Kunst auch nicht durch „byzantinische Bauleute“ (S. 427) nach Aachen gebracht worden sein. Byzanz praktizierte die Wölbung mit tönernen Hohlkörpern, ob bei der Hagia Sophia oder bei San Vitale in Ravenna. Nur 70 km von Aachen entfernt hat das antike St. Gereon in Köln wohl als einziger Bau im heutigen Deutschland eine derartige Kuppel (23,70 x 19,80 m) erhalten, deutlich größer als das Aachener Oktogon. Die antike Kuppel von St. Gereon ist längst durch eine romanische ersetzt, aber es gibt dort noch acht antike Konchen, an deren Wölbung sich die byzantinische Bauweise studieren lässt. Deshalb habe ich im *erfundenen Mittelalter* [304] St. Gereon als alternative Krönungskirche für die frühen ‘deutschen’ Könige vorgeschlagen. Diesen kaiserlichen Bau des 4. Jh., mit Vorhalle und großem Atrium, vielleicht gestiftet von der Hl. Helena oder einem Kaiser, könnte Byzanz tatsächlich im frühen 6. Jh. dem König als Kirche und als Versammlungsort fränkischer Adeliger – letzteres ist überliefert – überlassen haben.

Seit Hoffmanns Vortrag in Berlin, 2004, ist das archäologische Wissen um das spätantike Aachen beträchtlich gewachsen. Es gab auch im 5. Jh. noch bauliche Aktivitäten [vgl. Illig 2014a, 270]. Aber im 6. Jh.? Und von Ostrom influenziert? Dafür gibt es bislang keine Hinweise; es gibt auch in anderen

Städten keinen Hinweis, dass Byzanz außerhalb seines einstigen Exarchats um Ravenna (Pentapolis) irgendwo im westlichen Europa einen adäquaten 'politischen' Kirchenbau ermöglicht oder gar finanziert hätte.

Hoffmann hat mich als ein sehr früher Leser von *Hat Karl der Große je gelebt?* bereits 1995 kontaktiert und schon damals anklagen lassen, dass er sich Aachens erste Kirche im 6. Jh. vorstellen könne. Aber noch immer ist es nicht gelungen, einen merowingischen Bauherren 'dingfest' zu machen, der mit byzantinischer Unterstützung ausgerechnet in Aachen mit einer in der Raumwirkung vielleicht San Vitale nachempfundenen Kirche 'erhöht' werden sollte. Da die Kirche fertig geworden ist, muss zumindest die damalige Machtstruktur um Aachen so lange gewährt haben. Aber wir kennen sie noch nicht. Chlodwig I. empfing zwar 508 eine Delegation des byzantinischen Kaisers Anastasios I., der ihn zu *Purpurpatricius* und *filius imperatoris* erhob (vgl. S. 405), doch das war in Tours, während Aachen in seiner Biographie keine (wesentliche) Rolle spielt. Er starb 511. Ab da und damit auch um 520 als fraglicher Bauzeit war Theuderich I. ostfränkischer König und herrschte bis 533 u.a. über die Gebiete bis zum Rhein. Doch irgendwelche Hinweise auf Aachen lassen sich seiner Biographie nicht entnehmen [Badenhausen]. Beide Könige waren hingegen mit Köln befasst.

### Literatur

- Badenhausen, Rolf (o.J.): *Theuderich I.* (Deutsche Nationalbibliothek, Vita Rex Francorum) [http://www.badenhausen.net/rolf-badenhausen/Theuderich\\_1.pdf](http://www.badenhausen.net/rolf-badenhausen/Theuderich_1.pdf)
- Dubbel, Christoph (2010): *Ingenieurwissenschaftliche Untersuchungen an der Hauptkuppel und den Hauptpfeilern der Hagia Sophia in Istanbul*; KIT Scientific Publishing (Dissertation) (Volltext bei Google Books)
- Grimme, Ernst Günther (1994): *Der Dom zu Aachen. Architektur und Ausstattung*; Einhard, Aachen
- Haupt, Albrecht (1913): *Die Pfalzkapelle Kaise Karls des Großen zu Aachen*; Leipzig
- Hoffmann, Volker (2015): Hölzerne Ringanker in den Kuppeln der Hagia Sophia in Istanbul; *Zeiten sprünge* 27 (2) 425-439
- Illig, Heribert (2104b): Aachens Marienkirche: Archäologie und Schriftquellen. Eine weitere Sichtung; *Zeiten sprünge* 26 (3) 517-531
- (2014a): Neues zu Aachens Pfalz. Aus örtlichen Quellen destilliert; *Zeiten sprünge* 26 (2) 260-277
- (1996): *Das erfundene Mittelalter*; Econ, Düsseldorf, heute Ullstein, Berlin
- (1994): *Hat Karl der Große je gelebt?* Mantis, Gräfelting
- Illig, Heribert / Niemitz, Hans-Ulrich (2004): Aachen: alt, ganz alt oder noch älter? Eine Neueinschätzung durch Volker Hoffmann; *Zeiten sprünge* 16 (2) 272-278
- Sedlmayr, Hans (1976): *Die Entstehung der Kathedrale*; Graz (seitenidentische Ausgabe wie '1950 (Atlantis, Zürich) oder 1993 (Herder, Freiburg)
- wiki = *Wikipedia Die freie Enzyklopädie* <http://de.wikipedia.org/wiki/> ↪ Artikel

# Der Bauherr von Aachens Pfalzkirche

Heribert Illig

Nach offizieller Meinung ist Karls Kirche zu Aachen 794 begonnen und bereits vor 813 fertiggestellt worden. Von mir wird hingegen die These vertreten, sie sei erst um 1100 oder im 12. Jh. gebaut worden. Hierzu hat sich das Eisenargument als nützlich erwiesen: Die stark dimensionierten Eisenanker können nicht von Hand geschmiedet worden sein; dafür braucht es einen wasserbetriebenen Fallhammer, der aber nach bisherigen chronikalen wie archäologischen Erkenntnissen erst ab der zweiten Hälfte des 12. Jh. nachgewiesen ist (vgl. aber S. 436, 441). Vielleicht können die bauarchäologischen Untersuchungen der letzten Jahre mehr Licht auf diese Problemstellung werfen.

## Barbarossas Leuchter

Im Zentrum der Kirche, in der Mitte des Oktogons hängt der Barbarossa-Leuchter. Er gehört zu den großen Radleuchtern des Mittelalters, von deren einstiger Fülle von fast 40 Exemplaren sich nur vier erhalten haben: zwei in Hildesheim, einer in Großcomburg und der von Aachen als jüngster der uns überlieferten. Unverkennbar symbolisiert er das himmlische Jerusalem, das sich auf die Erde herabsenken wird am Ende aller Tage. Der Leuchter symbolisiert mit seinen sechzehn Türmchen und acht Bögen die Stadtmauer; er trägt 48 Kerzen. Die Symbolik der für die Ewigkeit stehenden „8“ („∞“) ist inmitten eines Oktogons unübersehbar. Unterstrichen wurde sie durch 6 x 8 Silberreliefs, die jeweils drei Seiten der Türmchen schmückten, doch verloren gegangen sind. Zu sehen sind noch deren 2 x 8 gravierte Bodenplatten, auf denen Stationen von Jesu Leben und die Seligpreisungen dargestellt sind. Diese Lichterkrone aus vergoldetem Eisen und Kupfer misst 4,16 m im Durchmesser, ein gutes Viertel des Oktogondurchmessers [Lepie/Minkenber, 41]

Die lange Inschrift hebt hervor, dass ihn Kaiser Friedrich I. Barbarossa gemeinsam mit seiner Gemahlin Beatrix gestiftet hat, lautet doch der letzte Satz der Inschrift wie folgt:

„Nimm also, Meeresstern, der du den hellen Sternen vorausleuchtest, den Stifter Friedrich in dein frommes Gebet auf; ihm verbinde seine Mitherrscherin Beatrix“ [Grimme, 141].

Das Jahr ist nicht vermerkt, weshalb die Diskussion nicht abreißt, wann er geschaffen und wann er schließlich aufgehängt worden ist; unstrittig ist nur die Zeitspanne zwischen 1156 und 1184, zwischen Hochzeitsjahr und Todesjahr der Kaiserin. Häufig wird er für ein Werk von 1165 gehalten. Da sind wir

in der Zeit, in der Barbarossa die geistlichen Grundlagen für sein Kaisertum schafft: 1164 lässt er die Reliquien der Hll. Drei Könige von Mailand nach Köln bringen, ein Jahr später die Gebeine Karls des Großen in Aachen erheben und ihn heilig sprechen. Kurz danach

„erhielt Aachen am 8. Januar 1166 als »caput civitatum« (Haupt der Städte) und als »caput et sedes regni Theutonic« (Haupt und Sitz des Reichs der Deutschen) durch einen als Karlsprivileg bezeichneten Freiheitsbrief Kaiser Friedrich Barbarossas die Stadtrechte sowie das Markt- und Münzrecht verliehen und wurde eine freie Reichsstadt. Seine Einwohner wurden von der Lehenshörigkeit befreit. Aus dieser Zeit stammt der Reichsadler im Stadtwappen. [...] Der Bau der inneren Stadtmauer geht auf Kaiser Barbarossa zurück; sie wird deshalb bis heute »Barbarossa-Mauer« genannt. Mit ihrem Bau wurde 1171 n. Chr. begonnen“ [wiki ↔ Aachen].

Die Reliquienbehältnisse für die insgesamt vier heiligen Könige wurden erst deutlich später geschaffen: der Karlsschrein von 1182 bis 1215, der Dreikönigenschrein von 1190 bis 1225 durch Nikolaus von Verdun. Auftraggeber Barbarossa erkrankte 1190 während des dritten Kreuzzugs und hat die goldenen Prachtsärge allenfalls in Arbeit gesehen.

Aber den Barbarossaleuchter sah er glänzen. Doch bei ihm handelte es sich um eine Art von Troianischem Pferd. Zwar öffnete er nicht dem Feind den Weg, aber er verlangte fast so etwas wie den Abriss eines Bauwerks. Denn um ihn aufhängen zu können, brauchte es

- die Öffnung im Scheitel der Kuppel (Eingriff ins Gewölbe).
- ein höheres Oktogon-Dach (Installation einer Winde über der Kuppel),
- zu seiner Kaschierung höhere Blendarkaden über dem Kuppeltambour,
- die Brücke vom Westbau zur Kuppel, um in den Dachraum zu kommen,
- und eine Veränderung im Kuppelmosaik, da in dessen Scheitel das endzeitliche Lamm als Symbol Christi gezeigt worden sein soll.

Das waren enorme Veränderungen wegen eines Leuchters, der ohne Probleme durch 16 dreiflämmige Kandelaber zu ersetzen gewesen wäre. Waren die Eingriffe auch zwingend und wurden sie durchgeführt?

Hans Erich Kubach und Albert Verbeek [1976, 5, laut Heckner/Schaab, 149] haben als erste die Tambourerhöhung mit der Aufhängung des Leuchters in Verbindung gebracht, die sie um 1170 sahen. Ernst Günther Grimme hat diese Gedanken erweitert, wurde allerdings vom früheren Dombaumeister Hans-Karl Siebigs deutlich korrigiert.

Grimme [141]: „Der Leuchter setzt den Umbau und die Verstärkung des Oktogonmauerwerks nach dem [Stadt-]Brand des Jahres 1146 voraus“.

Siebigs [119] hält diese Aussage für „hinreichend ungenau. Was Grimme unter »Verstärkung des Oktogonmauerwerks« verstehen wollte, ist nicht bekannt, ebenso wenig die Quelle, aus der die Information stammt.“

Ansonsten sieht Siebigs den Sachverhalt ganz ähnlich:

„Wir gehen heute allgemein davon aus, dass das karolingische Oktogondach mit relativ flacher Neigung dicht über dem Oktogongewölbe lag. Man hätte vermutlich das Dach öffnen müssen, wenn man einen Leuchter vom Gewicht des Barbarossaleuchters dort oben hätte befestigen wollen. Solches wäre sicherlich sehr viel einfacher nach einer Aufstockung des Oktogons gewesen, vor allem, wenn diese mit der Errichtung der Brücke vom Westbau zum Oktogon verbunden gewesen wäre. Damit ist aber noch kein Beweis für eine bestimmte Datierung der Aufstockung geliefert und es ist fraglich, ob eine Datierung des Barbarossaleuchters hier weiter helfen könnte. [...] Wann der Leuchter schließlich aufgehängt wurde, ist nicht bekannt“ [Siebigs, 119].

Siebigs stellt auch klar, dass ein früheres Scheitelloch im karolingischen Gewölbe so wenig gesichert ist wie ein älterer Leuchter:

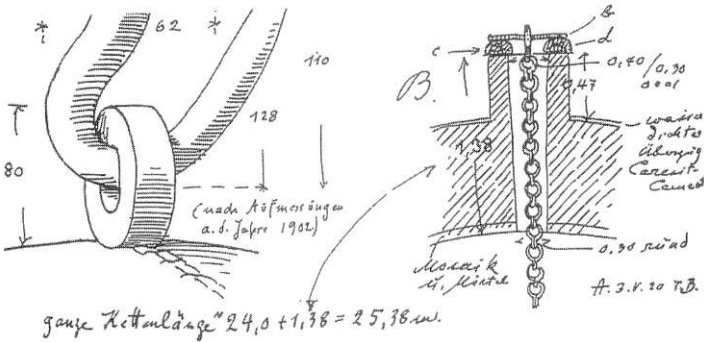
„E.G. Grimme erwähnt eine Mitteilung von G. Minkenber, dass der staufrische Leuchter einen karolingischen Vorgänger gehabt haben könne. Belege werden hierfür aber nicht angeführt. Außerdem hätten für einen karolingischen Leuchter die gleichen Schwierigkeiten beim Aufhängen gegolten. Es gibt also durchaus Gründe für die Annahme, dass die Aufstockung in Form der Blendarkaden, das Loch in der Gewölbemitte und die Aufhängung des Barbarossaleuchters zeitlich zusammenfielen. Nur gibt es dafür keine sicheren Belege“ [ebd.].

Die Installation des Leuchters muss also tatsächlich enorme Mühen verursacht haben. Das erinnert an den neuen Bischofssitz in Limburg: Bischof

„Tebartz-van Elst wollte statt eines stehenden einen hängenden Adventskranz für die Kapelle. Das neue Dach musste aufgerissen, ein Seilzug installiert werden. Statt 10 000 Euro wurden 100 000 Euro fällig“ [bild].

Da nicht jeder über unbeschränkte Finanzmittel verfügt, stellt sich die Frage, ob das im Aachen des 12. Jh. genauso gehandhabt worden ist – wobei Aachen erst 1802 (bis 1825) und ein zweites Mal erst 1930 zum Bischofssitz avancierte.

Es wäre also in Aachen eine ca. 370 Jahre alte Kirche auf eine ‘moderne’ Lichterkrone umgerüstet worden, wie sie ab dem 11. Jh. u. a. in Hildesheim hingen. Aber die erhöhten Blendarkaden sind ‘amtlich’, auch wenn sie in den bislang – gerade auch vom Verfasser – publizierten Aufrissen nicht gezeigt werden. Auch die elegante Konstruktionszeichnung des Bauwerks durch Ulrike Heckner verzichtet auf diese Erhöhung, würde sie doch den oberen Kreis sprengen und damit weniger elegant wirken [vgl. Illig 2012] – doch die ursprüngliche Konstruktion wäre ja bereits viel älter gewesen.



„Die Dedikationsszene auf einem Dachrelief des Karlschreins, um 1200“ [Siebigs, 104, dito Abb.]. Zu erkennen sind das erhöhte Oktogon, der Westbau und die Verbindungsbrücke, frühestens 1182.

Skizzen zur Leuchteraufhängung von Buchkremer [Siebigs, 120, nach Beiblättern zu Faymonville 1916]. Der Gewölbeschlussstein muss den Leuchter mit ca. 400 kg und das Gewicht der 25 m langen Eisenkette (> 100 kg) tragen.

## Die Bausituation

Die Bauforschungen der letzten Jahre haben Detailergebnisse zu dieser Kirche erbracht, wie sie besser nicht sein könnten. Am Außenbau ist jeder sichtbare Stein kartographiert, sein Material und sein Verwitterungszustand erfasst, ebenso der Mörtel jeder Steinfuge [Heckner/Schaab, passim]. So ist geklärt, dass die Außenmauern von Sechzehn- wie von Achteck in Grauwacke-Platten und Travertin (Tuffstein)-Quadern gemauert sind, die sich manchmal in Lagen abwechseln. Über den Fenstern des Oktogons ist die Zone, in der die äußeren Lisenen enden, einheitlich in Travertin gemauert. Sie endet heute mit dem Außenringanker aus Edelstahl und einem blechbewehrten Sims. Darüber ist noch eine Lage von Grauwackeplatten zu erkennen, die ebenfalls noch 'karolingisch' genannt wird. Die Quaderreihe darüber, aber noch unter dem Wulstgesims, gilt bereits als romanisch. Was ist hier gebaut worden?

„Die ersten größeren Umbauten der karolingischen Pfalzkapelle in Aachen erfolgten in romanischer Zeit: In der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts (nach dem Stadtbrand 1146) wurde der Tambour des karolingischen Oktogons erhöht [...] Diesen Bauzustand zeigt eine frühe, schon sehr genaue Reliefdarstellung der Architektur auf dem Dach des Karlschreins aus dem Jahr 1215. Die mit einer rundbogigen Blendgalerie versehene Aufstockung ergänzt man in der zweiten spätromanischen Umbauphase um 1230 noch durch Dreiecksgiebel. Die Restaurierung 1870–72 führte jedoch zum Abbruch und zur vollständigen Erneuerung dieser Dachaufbauten“ [Heckner/Schaab, 149, 152].

Als der gotische Chor mit seinen unerreicht hohen Fenstern und dem ebenfalls hohen Dach an den Zentralbau angefügt wurde, wurde dort das gotische Blendwerk über die romanischen Bauteile in einem Abstand von 0,30 m 'gestülpt'; somit ist der ursprüngliche Baubestand an der östlichen Oktogonseite noch vorhanden und überprüfbar.

Direkt über dem 'karolingischen' Mauerwerk kamen andere Steine zum Einsatz: Herzogenrather Sandstein, Lothringischer und Jaumont-Kalkstein, verlegt im hier zweitältesten Mörtel des Baus.

„Hier ist der helle romanische Mörtel in einer fetteren Mischung und mit etwas größeren Kieszuschlägen als Versetzmörtel verwendet worden. [...] Ein feiner, gelblich-bräunlicher Sand als Zuschlag gibt dem Mörtel seine helle gelbliche Farbigekeit. Manchmal finden sich auch einzelne kleine Ziegelsplittkörnchen in der Mörtelmischung. An den Fassaden sind oft nur kleine, aber insgesamt sehr viele, großflächig verteilte Reste dieses Mörtels auf den Grauwacken oder Quadern, in den Poren des Travertins und in Eckbereichen erhalten, die auf einen ehemals vorhandenen flächigen



Verputz hindeuten, der alle Teile des Karolingischen Baus überzog“ [H/S, 154].

Dem Restaurator ergibt sich trotz heutiger Steinsichtigkeit des Baus „ein eindeutiges Bild: Der karolingische Bau war tiefrot verputzt“ [H/S, 149] – das ist allerdings keine Neuigkeit, denn schon vor genau 50 Jahren berichtete der damalige Dombaumeister Leo Hugot [397]: „Die Außenwände der Pfalzkapelle sind schmucklos mit einem roten Putz überzogen. Eine Ausnahme bildet damals der Tambour des Oktogons“. Heute wird auch der Tambour, also das freiliegende Obergeschoss des Oktogons, in Rot gesehen.

Wenn aber roter Mörtel bis in die Poren des Travertins eingedrungen ist, dann kann die „romanische Weißfassung“ [H/S, 155] mit ihren drei Schichten von je 1 cm [H/S, 154] nicht überall dem roten Verputz aufgelegt sein. Genau genommen ist nirgends von übereinander gefundenem roten und weißen Putz die Rede. Das ist zu beachten.

Auf jeden Fall zeigt sich über dem umlaufenden Wulstgesims eine veränderte Bauweise: anderes Baumaterial, anderer Mörtel und fein herausgearbeitete Architekturglieder mit Säulchen und Kapitellen, wie sie sonst nur im Inneren aufgestellt worden sind. Doch damit stellt sich sofort die Frage: Ist das eine bald vier Jahrhunderte älter als das andere? Tasten wir uns an die Fakten heran.

- 1146 Stadtbrand Aachens mit vermeintlichen Folgen für die Pfalzkirche; danach könne bereits der Tambour erhöht und der Leuchter aufgehängt worden sein (das klärt sich unten als Fehlinterpretation).
- 1165 Damals existiert das Armreliquiar für Karls Armknochen. Es könnte bei der Erhebung für alle Gebeine als goldenes Gefäß so lange gedient haben, bis der Karlsschrein fertiggestellt war. Das wird aber nur indirekt aus einer Annalenbemerkung geschlossen [H/S, 150]. Nach Ornamentik und Beschriftung in Antiqua-Großbuchstaben könnte es ziemlich zeitgleich mit dem Leuchter entstanden sein.
- 1170 In diesem Jahr wird die Tambourerhöhung wegen des Leuchters angesetzt [H/S, 152]. Theoretisch könnte der Leuchter auch 1184 gestiftet und noch später aufgehängt worden sein.
- 1200 Der Karlsschrein zeigt den erhöhten Tambour des Oktogons in einer Reliefabbildung: Je Seite sind zwei rechteckige Öffnungen angebracht, aber keine Giebelfelder. Das Relief liefert als spätestmöglichen Fertigstellungstermin das Jahr 1215, aber die Entscheidung für die Darstellungen der Relieffreihe (Pseudo-Turpin) ist sicher deutlich früher gefallen. Bei Beginn der Arbeiten 1182 muss erst das Holzgerüst des Schreins geschreinert und der Schmuck der Seitenwände geplant worden sein, bevor die Relieftafeln begonnen werden konnten. Der Zeitpunkt dafür wird von mir ab 1200 gesehen. Damit

fand die Aufstockung spätestens in diesem Jahr statt und liefert zugleich den letzten Termin für den Abschluss des Dombaus.

1224 tobte ein Stadtbrand, der auch den Dachstuhl des Doms erfasste. Danach – das können lange Jahre gewesen sein – wurden erstmals acht Dreiecksgiebel errichtet. Dürer hat sie um 1520 gezeichnet. (Sie mussten 1870/72 ersetzt werden.)

Die Aufstockung des Tambours könnte demnach zusammen mit einem neuen, höheren Dach wegen des Leuchters noch kurz vor 1200 stattgefunden haben. Es wäre aber überraschend, wenn der Leuchter für Karls Kirche nicht im Zusammenhang mit seiner Heiligsprechung gestiftet worden wäre, also 1165. Die Herstellung und vor allem die Hängung ist dann ein anderes Problem. Es geht ja nicht nur um das Abreißen des alten Dachs, das Aufmauern der Blendgalerie und die Errichtung des neuen Dachs samt der Brücke vom Westbau, um an die Winde zu kommen, die in dem erhöhten Dachraum Platz finden sollte. Schon dafür musste die komplette Kirche außen erneut eingerüstet werden. Aber das galt auch für das ganze innere Oktogon, um die Scheitelöffnung für die Leuchterkette schaffen zu können. Die Veränderung des Mosaiks verlangte eine praktisch komplette Arbeitsplattform in 25 bis über 30 m Höhe. Und selbst das war nicht alles, wie die Mitteilung eines *Necrologiums* deutlich macht:

„Ein Aachener Totenbuch des Marienstifts aus dem 13. Jh. erwähnt einen Magister Wibertus, der »die größte Mühe und Arbeit auf den Kronleuchter, das Dach der ganzen Kirche, ein vergoldetes Turmkreuz und die Glocken« gewendet habe und dabei »alles glücklich zustande gebracht« habe“ [S.-C.-Lepie 1986, 36; identisch Lepie/Minkenbergl 1995, 41].

„Ein Teil dieser Mühen hat Wibert wohl darauf verwandt, die 1,30 m dicke Mitte der Kuppel auszuwechseln. Dazu musste der Teil des Mosaiks mit der Darstellung des Lammes geopfert werden. Es wurde durch eine Darstellung der Majestas Domini in der Ostkuppel des Kuppelgewölbes ersetzt“ [Grimme, 142].

Den Schlussstein eines Gewölbes auszuwechseln, vielleicht sogar durch einen größeren, durchbohrten zu ersetzen, wäre gerade in der Frühzeit des Wölbens ein heikles Unterfangen. Allerdings ist der Scheitelstein bei einem Bogen wichtiger als bei einer Kuppel, weil sich ihre Steinringe gegenseitig stützen. Für die weiteren Arbeiten musste auch der Westturm eingerüstet und mit entsprechenden Winden für die schweren Glocken versehen werden. Nun wurde 1999 bei der Paderborner Ausstellung betont, dass bereits unter Karl Glocken gegossen worden sind [vgl. Illig 1999, 434 f.]. Da hätte doch gerade seine Lieblingskirche längst mit Glocken ausgestattet sein sollen. Ging es um eine Ergänzung des Geläutes oder um seine erstmalige Installation? Wir wissen es

nicht, aber es lässt sich auch für die erste Aufhängung argumentieren. Dann waren Glocken, Leuchter und Kreuz neu, das Dach war es ohnehin. War es das erste oder das zweite Dach?

Angesichts der geradezu dramatischen Mühen, die der Leuchter erforderte, muss die Frage gestellt werden, ob es sich hier möglicherweise noch um den ersten Bau gehandelt hat? Wenn ja, wären die Gerüste noch vorhanden gewesen. Was aus Sicht herrschender Lehre undenkbar ist, wird durch die Eisenanker, durch die zahllosen 'Antizipationen' romanischer Baugedanken nahegelegt. Ein Problem stellt der rote Verputz des 'Karolingerbaus' dar. Es wäre nicht plausibel, eine soeben fertig verputzte Kirche gleich noch einmal zu verputzen. Dafür würde man denn doch wenigstens eine Generation verstreichen lassen. Dann wäre auch motiviert, dass mit besserer Quadertechnik, anderen Steinsorten und anderem Mörtel weitergebaut worden ist.

Andererseits könnte der rote Verputz des Oktogon-Tambours eine Überinterpretation sein, die veränderte Bauweise auch eine Verbesserung beim Vorschreiten des Kirchenbaus darstellen.

### **Kaiserliche Zuordnung**

Die Pfalzkirche ließe sich unmittelbar an den Dom zu Speyer, 1106, anschließen, wäre seine Vierung ebenfalls mit Eisenringankern gebaut; doch dem ist nicht so (s. S. 428). Von Kaiser Konrad II. ungefähr um 1025 begründet, der erste Bau 1061 durch Heinrich IV. eingeweiht, gegen 1080 von ihm halb abgerissen, um noch großartiger als 'Speyer II' gebaut zu werden, Fertigstellung 1106 im Todesjahr Heinrichs IV., der dann 1111 hier bestattet wurde. Für Aachen kommen dann folgende Bauherren in Frage: Heinrich V. (1111–1025), Konrad III. (1138–1152) und Friedrich I. (1155–1190). Könige, die zu kurz an der Macht waren, um den Bau so weit voranzutreiben, dass er von anderen übernommen werden würde, sind hier weggelassen.

### ***Konrad III.***

König Konrad III., der nie zum Kaiser avancierte, wurde 1138 in Aachen gekrönt und war 1145 bis 1147 in Aachen. Auch als König konkurrierte er mit Byzanz. Er schloss zunächst mit Konstantinopel ein Bündnis gegen die Normannen in Süditalien, bekräftigt durch die Vermählung von Konrads Schwägerin Bertha von Sulzbach mit dem byzantinischen Kaiser Manuel I., 1146. (Sie nahm als Kaiserin den Namen Irene an und wäre damit die zweite Kaiserin dieses Namens [wiki → Konrad III.], da doch die erste unter vielen Kautelen um 800 Karl d. Gr. hätte vielleicht heiraten können, wollen oder sollen.) Ein Jahr später begann der zweite Kreuzzug, der kläglich scheiterte. Konrad musste malariakrank 1148 mehrere Monate in Konstantinopel am

Kaiserhof bleiben, um dann an einem Konzil in Akkon teilzunehmen und vor Damaskus zu scheitern.

„Auf dem Rückweg traf Konrad in Konstantinopel noch einmal mit dem byzantinischen Kaiser Manuel I. Komnenos zusammen. Die Begegnung wurde durch das Zweikaiserproblem erschwert, da sowohl die byzantinischen als auch die westlichen Kaiser Anspruch auf den Titel *imperator Romanorum* erhoben. Seit 1142 verwendete Konrad in seinen Schreiben an die byzantinischen Herrscher den Titel *Romanorum imperator augustus*, obwohl er noch nicht zum Kaiser gekrönt war. Den Empfängern wurde auch der Titel *Basileus ton Rhomaion* (»Kaiser der Römer«) verweigert und deren Herrschaftsgebiet nur als *regnum* (»Reich«) oder *imperium Grecorum* (»Reich der Griechen«) bezeichnet.

Der Basileus erhob bei der Begrüßung eines niederrangigen Herrschers den Anspruch, dass sich dieser vor ihm niederbeuge und ihm die Knie küsse. Da Konrad die Kaiserwürde zu erlangen gedachte, akzeptierte er dieses Zeremoniell und die damit ausgedrückte Höherrangigkeit Manuels jedoch nicht. Arnold von Lübeck berichtete rund sechzig Jahre später, dass Manuel und Konrad bei der Begrüßung aufeinander zuritten und sich sitzend im Sattel küssten“ [wiki → Konrad III. (HRR) {=Heiliges Römisches Reich}].

Ein solcher König, der sich – sofern der Bericht der Wahrheit nahe kommt – wie ein Parvenü benahm, hätte auf die Idee verfallen können, dem echten Basileus mit einer Kirche im byzantinischen Stil imponieren zu wollen. Außerdem gebührte seinem Geschlecht der Staufer eine Grablege wie die der Salier in Speyer. Allerdings war Aachens Pfalzkapelle nie als Grablege für ein Geschlecht konzipiert, sondern nur für einen Einzelnen, für Karl.

### ***Friedrich I. Barbarossa***

Nachdem Eisenschmieden mit wassergetriebenen Fallhämmern bislang erst in der zweiten Hälfte des 12. Jh. nachgewiesen sind, muss primär an Friedrich I. Barbarossa gedacht werden. Ihm war Aachen von großer Bedeutung – schenkte er ihm doch nach Karls Heiligsprechung wertvolle Privilegien [Grimme, 138] und wertete die Aachener Pfalzkirche auf. Außerdem suchte er ‘Tuchföhlung’ zu traditionsvermittelnden Heiligen abseits päpstlicher ‘Observanz’. Er ließ sie entweder wie Karl durch einen von ihm eingesetzten Gegenpapst heiligsprechen oder als ohnehin Heilige verehren. Für das folgende Zitat ist vorab zu ergänzen, dass die Reliquien der Hll. Drei Könige in Mailand zu St. Eustorgio in der *Cappella dei Magi* ruhten, weil sich dieser Heilige bereits im 4. Jh. um die Reliquien bemüht haben soll: Die

„Überführung von Konstantinopel nach Mailand ist nur in einer posthumen Biografie eines Mailänder Bischofs erwähnt, der Vita Eutorgii, die mehrere hundert Jahre später [im 12. Jh.! HI] ausgerechnet in Köln

entstand. Vermutlich hat also Rainald von Dassel als rechte Hand des deutschen Kaisers diese Legende einfach politisch ausgenutzt, um im damaligen Streit zwischen Papst und Kaiser seinem Herrn einen Vorteil zu verschaffen: die Könige, also die weltlichen Herrscher, waren die ersten, die das Christkind anbeteten, und haben deshalb Vorrecht vor dem Papst. So wird auch klar, warum die Päpste kein Interesse hatten, durch eine Heiligsprechung diese Sicht der Dinge zu befördern: eine Heiligsprechung hat es für die Heiligen Drei Könige nie gegeben“ [ökumene ↔ Balthasar].

Für Kaspar, Melchior und Balthasar wurde erst 1225 ein Kirchenbau beschlossen und 1248 begonnen: der gotische Kölner Dom. Hat man auch Karl seine eigene Kirche gebaut? Das Interesse Barbarossas wird durch den von ihm gestifteten Radleuchter und den Karlsschrein hinreichend bekundet, der heuer vor 800 Jahren feierlich durch Friedrich II. geschlossen worden ist. Aber wo hätte Barbarossa die vermeintlichen Gebeine erhoben, vermutlich ein ebenso publikumswirksamer Vorgang wie in Glastonbury? [Illig 2006] Dafür käme die Pfalzkirche selbst in Frage. Wenn nach 1152 begonnen, hätte man beim Bau die Gebeine gefunden und erhoben. (Dicht daneben stand auch die vor der Pfalzkapelle begonnene Nordbasilika, die in Teilen noch bis ins 19. Jh. Bestand hatte [vgl. Illig 2/2014, 274 f.]; in ihr könnte im Übrigen Friedrich 1152 zum König gekrönt worden sein.

Friedrich fühlte sich dem Papst gleichwertig, wenn nicht überlegen, und er maß sich wie sein Onkel Konrad III. am byzantinischen Kaiser, der ihm jedoch eine Prinzessin als Braut verweigerte. Umgekehrt fürchteten die Kaiser am Bosphorus die Könige des Westens, da schon nach dem ersten Kreuzzug dort der Eindruck entstanden war, es ginge bei diesen „bewaffneten Wallfahrten gen Jerusalem“ [Wollschläger] eigentlich um das Brechen der byzantinischen Macht (wie sich 1204 brutal bestätigte). Barbarossa nahm bereits als 25-Jähriger am Zweiten Kreuzzug (1147–49) teil (und starb 1190 beim Dritten); insofern war er in Konstantinopel einschlägig bekannt, zumal er 1153 beim Vertrag von Konstanz in Italien keine Zugeständnisse an Byzanz gemacht hatte (‘kein Land für Byzanz auf Italiens Boden!’). Nun stand dort am Goldenen Horn die Kirche der heiligen Weisheit als unübertrefflicher Kaiserbau. Dem konnten Friedrichs Gegenpäpste Viktor IV., Paschalis III., Kalixtus II. und Innozenz III. (zu viert 1159–1180), die teils in Rom, aber auch andernorts residierten, nichts entgegenstellen. Da hätte sich eine leichter erreichbare und auch imitierbare byzantinische Kirche als Vorbild für einen Neubau angeboten: San Vitale in Ravenna, in der sogar Kaiser Justinian I. als Bauherr selbst abgebildet worden war.

Im Westen war deren Leichtbaukuppel nicht wiederholbar, aber man war seit dem späten 11. Jh. in der Lage, ein großes Mittelschiff wie das von

Speyer in Haustein zu wölben, seit 1105 auch eine Kuppel wie die von Aachen zu errichten: damals wurde die Speyerer Vierung fertiggestellt, wie in Aachen ein sog. achteiliges Klostergewölbe. Die Mosaik-Spezialisten Ulrike Wehling hat 1995 ausgeführt, dass das Kuppelmosaik in Aachen nicht vor 1166 erste Erwähnung findet. Sie konnte nicht ausschließen, dass erst Barbarossa dieses Mosaik legen ließ, nannte aber dann doch als spätesten Termin für das Mosaik das Jahr 1130 [vgl. Illig 1996, 259 f.]. Grimme [43] wollte hier einschränken: „Die Quellenlage schließt jedoch eine Entstehung in der Zeit Friedrich Barbarossas aus.“ Nach Lage der Quellen sind von diesen leider allzu viele gefälscht; immerhin überschlug sich seit dem Wormser Konkordat von 1122 die Fälschungswelle geradezu.

Doch all diese Hinweise auf einen Bauherrn Barbarossa scheint der Stadtbrand von 1146 unmöglich zu machen, nach dem der Tambour erhöht worden sein soll (s.o.), denn eine solche Veränderung verlangt einen existenten Bau. Doch obwohl dieser Brand auch heute noch genannt wird, ist schon vor langer Zeit, nämlich 1895 vom Stadtarchivar befunden worden, dass es sich nur um *den angeblichen Aachener Stadtbrand 1146* handelt, so seine Kapitelüberschrift [Pick, 109-112]. Die Erhöhung muss also nicht in Verbindung mit diesem vermeintlichen Ereignis stehen. Damit wird der Weg frei für eine Pfalzkirche, die bald nach 1152 begonnen worden sein könnte. Da Barbarossa Karl als Bauherrn benötigte, stellte er sein eigenes Licht unter den Scheffel und trat 'nur' als Stifter von Radleuchter und Karlsschrein in Erscheinung. Das verbindet ihn gleichwohl untrennbar mit der Pfalzkirche.

### **Krypta und himmlisches Jerusalem**

Hans Sedlmayr verweist darauf, dass die gotische Kathedrale aus verschiedenen Gründen keine Krypta kennt; einer der Gründe ist der Wandel bei der Reliquienverehrung.

„Seit dem 11. Jahrhundert werden in Frankreich die Gebeine der Kirchenheiligen und Märtyrer nicht mehr in der Gruft im Erdgrab belassen, sondern in die Oberkirche überführt, um dort ebenso wie die übrigen Reliquien den Gläubigen zur Verehrung gezeigt zu werden. [...]

Die Reliquien werden in der Oberkirche in kostbaren Schreinen hoch aufgerichtet“ [Sedlmayr, 232].

Nun ist bekannt, dass Karl d. Gr. ein unermüdlicher Reliquiensammler war – laut einem Stiftungsbrief Karls des Kahlen von 877 habe sein Großvater die Aachener Pfalzkapelle „mit einer möglichst großen Menge von Reliquien geheiligt“ [Grimme, 55]. Doch allenfalls selten wird die Frage gestellt, warum die Aachener Pfalzkirche keine Krypta zu ihrer Verehrung besitzt. Ein Bauherr Barbarossa musste keine Krypta mehr planen, weil er 1165 Karl heilig-

sprechen und seine Gebeine für die Verehrung in der Kirche erheben ließ. Krypta-lose Kirche und Verehrungs-Schrein bedingen einander. Dieser Gedanke gehörte zum 11. und 12. Jh., doch niemals zum 8. Jh. Krypten finden wir noch heute in den Karolingern zugeschriebenen Kirchen wie St-Denis, Saint-Germain d'Auxerre, Seligenstadt oder St. Emmeram zu Regensburg. Und Sedlmayr erlaubt noch weitere Gedanken.

„Es gibt wohl keine wesentliche Gewölbeform in den Kathedralen des 12. und 13. Jahrhunderts, die nicht schon damals zwischen 1080 und 1120 in der Normandie oder in England erprobt worden ist“ [Sedlmayr, 187].

Spricht das in Aachen noch unbekannte gotische Kreuzrippengewölbe dagegen? „Dabei ist es für das konstruktive Wagnis belanglos, ob die Kreuzgewölbe mit Rippen ausgestattet sind oder nicht“ [Sedlmayr, 185]. Folglich stimmt der Vergleich mit der Normandie oder England genauso für Aachen, allerdings nur für eine Pfalzkirche frühestens des 12. Jh.

Schließlich beschäftigt sich Sedlmayr mit den Lichtkronen, die ab dem 11. Jh. das Allerheiligste illuminieren. Selbstverständlich sind sie für ihn ebenfalls Abbilder des Himmlischen Jerusalems – seine Zentralidee für die gesamte gotische Kathedrale. Nun gehört der Barbarossa-Leuchter in Aachen dank seiner Gestaltung zu diesen Abbildern.

„Übrigens ist gerade für Aachen, wo der achteckige Kronleuchter Barbarossa hängt, durch Alkuin ausdrücklich bezeugt, daß schon der Bau selbst das Himmlische Jerusalem darstellte“ [Sedlmayr, 127].

Gemeint ist die angeblich von Alkuin verfasste Kuppelinschrift, in der ein Halbsatz auf die Maßverhältnisse des himmlischen Jerusalems hinweist (dass „auf dieselbige Zahl jedes Verhältnis gestimmt“ ist [Grimme, 27]), wegen dem sofort auf „den abbildhaften Charakter der Kirche als himmlischer Stadt“ verwiesen wird [Grimme, 28]. Die Harmonie zwischen der vermeintlich karolingischen und der staufischen Interpretation könnte nicht inniger sein; auch das spricht für ihre Gleichzeitigkeit im 12. Jh.

Schon bislang war Barbarossa ganz vorne, wenn es um die Erhöhung Karls zum Zwecke der eigenen Politik ging [vgl. Illig 1996, 338]. Das formulierte Classen in Hinblick auf den Um- und Ausbau Ingelheims: „Friedrich fühlte sich als der Nachfolger Karls, und er wollte als Nachfolger Karls erkannt werden; dazu dienten auch seine Bauten“ [Classen, 124; vgl. Illig 2013, 128]. Generell galt in Bezug auf Karls Heiligsprechung, dass sie „die Reichspolitik Friedrich Barbarossas vom Himmel her bestätigen sollte“ [Wies 1986, 278, laut Illig 1996, 343]. Da drängt sich ein Vergleich auf: Wie Karl schon gegen 1150 „auf dem besten Wege [war], gewissermaßen auf dem Rücken des hl. Dionysius, in das ideologisch-politische Zentrum des französischen Königtums vorzudringen“ [Engels 1988, 43; vgl. Illig 1996, 380], so drang Barbarossa auf dem Rücken des hl.

Karl in das ideologisch-politische Zentrum des deutschen Königtums vor. Ganz Ähnliches spielte sich gleichermaßen 'am Boden' ab, wie der Karlschrein unverkennbar belegt:

„Doch gibt es eine Möglichkeit, Friedrich Barbarossa, den Auftraggeber, am Schrein gegenwärtig zu sehen, wenn man die Figur des an der Stirnseite thronenden Karl mit dem Novus Carolus Fridericus identifiziert. Ein solcher Versuch stützt sich u.a. auf die nicht zu übersehenden Ähnlichkeiten, wie sie zwischen dem sorgfältig durchmodellierten Porträtkopf Kaiser Friedrichs I. in Cappenberg, als einem »silbernen Haupte nach dem Bilde des Kaisers gemacht«, und dem Kopf Karls des Großen am Karlschrein bestehen. Eine solche Ineinssetzung von Karl dem Großen mit dem Auftraggeber des Schreins würde eine enge Klammer zwischen dem Bildprogramm der thronenden Herrscher an den Langseiten mit der Ikonographie der Stirnseite ergeben. Dann würde die thronende Karlsfigur am Karlschrein wahrhaft zur Inkarnation römischen Herrschertums deutscher Nation. So ließe sich wohl auch das Zeugnis des Archipoeta verstehen, der in der 16. Strophe seines 1163 verfaßten Kaiserhymnus auf Friedrich Barbarossa diesen mit Karl dem Großen gleichsetzt“ [Grimme, 170].

Sprechen wir also die überfällige These aus: Die Aachener Pfalzkapelle wurde von Friedrich I. Barbarossa in Auftrag gegeben und unter ihm errichtet, als Mausoleum für Karl und für ihn selbst, der sich als Karl fühlte. Doch das Schicksal wollte es anders: Am 10. 06. 2015 jährte sich sein Ertrinken im Fluss Saleph, im damals armenischen Kilikien, zum 825. Mal.

„Barbarossas Eingeweide wurden in Tarsos beigesetzt. Das Fleisch wurde entsprechend dem Verfahren des »Mos teutonicus« durch Kochen von den Knochen abgelöst und Anfang Juli in Antiochia beigesetzt. Seine Gebeine fanden möglicherweise in der Kathedrale von Tyrus ihre Ruhestätte. Barbarossa ist der einzige Herrscher des Mittelalters, dessen Grablege bis heute unbekannt ist“ [wiki ↔ Friedrich I. (HRR)].

Deshalb sitzt er bis heute im Kyffhäuser und lässt die Raben beobachten...

Skeptiker mögen einwenden, dass im 12. Jh. der Bauherr unmöglich anonym hätte bleiben können, doch das ist bereits beantwortet worden [vgl. Illig 1996, 288-291]. Die von Stephan Albrecht [2003] aufgedeckten Beispiele aus Glastonbury mit auf alt gemachter Architektur, aus Saint-Denis und Wells demonstrieren geradezu, dass die Zeitgenossen hinters Licht geführt worden sind [vgl. Illig 2006]. Warum also keine Geschichts- und Bauklitterung in Aachen, bei dem ohnehin so viel rätselhaft bleibt? Das kann auch eine Erklärung dafür sein, dass in Aachen auf praktisch jeden skulpturalen Schmuck verzichtet worden ist, wenn man die Kapitelle ausnimmt.



## Literatur

- Albrecht, Stephan (2003): *Die Inszenierung der Vergangenheit im Mittelalter. Die Klöster von Glastonbury und Saint-Denis*; Deutscher Kunstverlag, München
- bild* (2013): Neues vom Protz-Bischof. 100 000 Euro für Adventskranz · Strafbefehl gegen Limburger Geistlichen Tebartz-van Elst; *Bild-Zeitung*, 10. 10.
- Classen, Peter (1964): Die Geschichte der Königspfalz in Ingelheim bis zur Verpfändung an Kurpfalz 1375; in Autenrieth, Johanne (Hg. 1964): *Ingelheim am Rhein. Forschungen und Studien zur Geschichte Ingelheims*; Stuttgart, 87-146
- Engels, Odilo (1988): Des Reiches heiliger Gründer. Die Kanonisation Karls des Großen und ihre Beweggründe; in Müllejan, Hans (1988): *Karl der Große und sein Schrein in Aachen. Eine Festschrift*; Aachen, 37 f.
- Grimme, Ernst Günther (1994): *Der Dom zu Aachen · Architektur und Ausstattung*; Einhard, Aachen
- Heckner, Ulrike / Schaab, Christian (2012): Baumaterial, Bautechnik und Bauausführung der Aachener Pfalzkapelle; Pufke, Andrea (2012): *Die karolingische Pfalzkapelle in Aachen · Material · Bautechnik · Restaurierung*; Werner, Worms, 117-228
- Hugot, Leo (1965): Das Modell der Aachener Pfalz; in Braunfels, Wolfgang (1965): *Karl der Große · Werk und Wirkung*; Aachen
- Illig, Heribert (2/2014): Neues zu Aachens Pfalz...; *Zeitensprünge* 26 (2) 260-277
- (3/2013): *Aachen ohne Karl den Großen. Technik stürzt sein Reich ins Nichts*; Mantis, Gräfelting (2011)
- (2012): Aachen auf dem Reißbrett. Ulrike Heckner entwirft die Pfalzkapelle; *Zeitensprünge* 24 (2) 424-431
- (2006): Konzertierte Fälschungen. Glastonbury, Wells und Saint-Denis; *Zeitensprünge* 18 (3) 692-712
- (1999): Paderborns prachtvolle Phantomzeit. Ein Rundgang durch die Karolinger-Ausstellungen; *Zeitensprünge* 11 (3) 403-439
- (1996): *Das erfundene Mittelalter*; Econ, Düsseldorf, jetzt Ullstein, Berlin
- Kubach, Hans Erich / Verbeek, Albert (1976): *Romanische Baukunst an Rhein und Maas*, Bd. 1; Berlin
- Lepie, Herta / Minkenber, Georg (1995): *Die Schatzkammer des Aachener Domes*; Domkapitel, Aachen
- ökumene* = <https://www.heiligenlexikon.de/BiographienB/Balthasar.htm>
- Pick, Richard (1895): *Aus Aachens Vergangenheit. Beiträge zur Geschichte der Kaiserstadt* von Richard Pick, Archivar der Stadt Aachen; Creutzer, Aachen
- Schmitz-Cliever-Lepie, Herta (1986): *Die Domschatzkammer zu Aachen*; Domkapitel, Aachen
- Sedlmayr, Hans (1976): *Die Entstehung der Kathedrale*; Graz (seitenidentische Ausgabe wie 1950 (Atlantis, Zürich) oder 1993 (Herder, Freiburg)
- Siebig, Hans-Karl (2004): *Der Zentralbau des Domes zu Aachen · Unerforschtes und Ungewisses*; Werner, Worms
- Wehling, Ulrike (1995): *Die Mosaiken im Aachener Münster und ihre Vorstufen*; Rheinland-V., Köln
- Wies, Ernst W. (1986): *Karl der Große · Kaiser und Heiliger*; Bechtle, Esslingen
- wiki = *Wikipedia Die freie Enzyklopädie* <http://de.wikipedia.org/wiki/> ↔ Artikel

# Gedenken an Günter Lüling oder ein Symposium zur Eigen-Exkulpation?

Heribert Illig

Für den 19. und 20. Juni lud die Universität an Günter Lülings einstigem Wohnort zu einem Internationalen Symposium [erlangen]:

FAU Friedrich-Alexander Universität Erlangen-Nürnberg  
Philosophische Fakultät und Fachbereich Theologie

## **Kritische Koranhermeneutik Internationales Symposium Günter Lüling in Memoriam**

Veranstalter: Prof. Dr. Georges **Tamer**, Lehrstuhl für Orientalische Philologie und Islamwissenschaft

Prof. Dr. Hartmut **Bobzin**, FAU Erlangen

*Die Bedeutung von Albert Schweitzer (1875-1965) und Martin Werner (1887-1964) für die Koranexegese Günter Lülings*

Prof. Dr. Sidney H. **Griffith**, The Catholic University of America

*Late Antique Christology in 'Qur'ānic Perspective*

Prof. Dr. Klaus von **Stosch**, Universität Paderborn

*Eine urchristliche Engelschristologie im Koran? Eine Auseinandersetzung mit Günter Lülings Wiederentdeckung des Propheten Muhammad*

PD Dr. Cornelia **Horn**, The Catholic University of America und FU Berlin

*The Hermeneutics of Intertextuality and the Interreligious Context of the Qur'ān*

Prof. Dr. Fred **Donner**, University of Chicago

*Dīn, Islām und Muslimūn im Koran*

Prof. Gerald R. **Hawting**, SOAS London

*Sanctuary and Text: How Can We Make Sense of the Evidence about the Pre-Islamic and Early Islamic History of the Meccan Sanctuary?*

Dr. Ali **Aghaei**, Corpus Coranicum und BBAW Berlin

*"Then We Ransomed Him With a 'Great Sacrifice'": Q. 37:107 and its Typological Implication in Christianity and Shi'ism*

Prof. Dr. Angelika **Neuwirth**, FU Berlin

*A Propos Paganism in the Qur'ānic Milieu: The Re-Invention of Sacrifice through Late Antique Hermeneutics*

Marianus **Hundhammer** M.A., FAU Erlangen

*Qur'ānic Studies between Scientific Reformism, Reinterpretation or Revisionism? Reflections on the Methodology of Günter Lüling*

Prof. Dr. Holger **Zellentin**, University of Nottingham

*Between Philology and Polemics: A Critical Assessment of the Enduring Contributions of Günter Lüling*

Prof. Dr. Lutz **Edzard**, FAU Erlangen

*Chancen und Probleme der morpho-syntaktischen Analyse des Korans, insbesondere der Analyse von Textvarianten (qirā'āt), im Rahmen einer kolometrischen Textdarstellung*

Laut Zeitungsmeldung wollte der Veranstalter der Tagung, Prof. Georges Tamer, „einen Beitrag zur Wiederherstellung akademischer Gerechtigkeit leisten“ [Ober].

Aber wer ehrt hier? Zunächst einmal ganz konkret jene Universität, die Lüling erst 1961 und dann 1972 endgültig aus dem Hochschuldienst entlassen [Lüling, 454, 457] und zu einem Leben am Tropf der Arbeitslosenhilfe verurteilt hat, sofern er nicht auf geistige Leistungen verzichten und dafür lieber – wie in der Nachkriegszeit – als Maurer arbeiten würde.

Wenn man die Liste der Vortragenden durchgeht, so fehlt zwar nicht Angelika Neuwirth, die beim Fall Lüling involviert ist [vgl. Lüling 2007, 457], wohl aber die gesamte Saarbrücker Schule. Wenn man bedenkt, dass z.B. Norbert Pressburg [39, 135, 165] sehr wohl Lüling verschiedentlich nennt, dann wird klar, dass hier ein Riss durch die kleine, enge Gelehrtenwelt der Islamistik geht, der durch diese Veranstaltung verstärkt und vertieft worden ist. Lassen wir Pressburg selbst zu Wort kommen:

Es „ist zu konstatieren, dass die deutsche Islamforschung im Verlauf vom 19. zum 20. Jahrhundert einen erschreckenden Verfall erlebte. Erst mit Günter Lüling in den 1970er Jahren leitete sich eine Wende ein. Die Orientalistik hatte sich daran gewöhnt, die traditionellen islamischen Religionslegenden 1:1 zu übernehmen und als Tatsachen zu verkaufen, als ob es einen [Ignaz] Goldziher [1850–1921, den Begründer der modernen Islamwissenschaft; HI] nie gegeben hätte. Einmal bei diesem wissenschaftlichen Supergau ertappt, brachten es die Herren und Damen bis auf einige Ausnahmen nicht zuwege, aus dieser Sackgasse zu retirieren, weil Verlust an Reputation oder gar des Lebenswerkes drohte. Wie es Wissenschaftlern

erging, die sich gegen den akademischen Strom stellen, zeigt das Schicksal Günter Lülings, der förmlich vernichtet wurde. Ordinarius Anton Spitaler brachte nach Absprache mit Rudi Paret und anderen zu Protokoll, Lülings Habilitationsarbeit »würde die bisherigen Vorstellungen von Entstehungsgeschichte, Text und Inhalt des Koran auf den Kopf stellen.« Das durfte nicht geschehen, Lüling wurde aus der Universität gedrängt.

Der international bekannteste Islamforscher aus Deutschland, Christoph Luxenberg, wurde geschnitten und ausgegrenzt. Eine Berliner »Kollegin« gar zirkulierte im nahen Osten seinen Klarnamen nebst Adresse – Luxenberg ist ein Pseudonym, er selber ist ethnischer Araber. Wie man mit politisch unkorrekten Islamforschern verfährt, davon kann auch Prof. Muhammad Kalisch ein Leid singen.

Was die genannten Personen, stellvertretend für viele andere mehr, gemein haben, ist der kritische Ansatz. Traditionelle Positionen werden nicht mehr abgenickt, sondern werden hinterfragt, nicht mehr, nicht weniger“ [Pressburg, 13 f.].

(Ich ergänze, dass ein ebensolcher ‘Kollege’ oder eine ‘Kollegin’ Luxenbergs Klarnamen in den *Zeitensprüngen* aufdecken wollte. Für so ein Ansinnen muss man perfid oder mehr als naïv sein.)

Die beiden zerstrittenen Parteiungen in der deutschen Islamkunde waren sich immerhin darin einig, Lüling zu Lebzeiten keine Ehrung zuteil werden zu lassen. Denn es hatte 2004 in Berlin ein Symposium gegeben: „Wege zur Rekonstruktion des vorkanonischen Koran“. In seiner Stellungnahme schrieb der verhasste ‘Häretiker’, den man „auch vom Symposium in auffällender Weise ferngehalten hat“ [Lüling 2004, 2]:

„Offenbar betrachtet man das »seinerzeit« (so die Sprachregelung), doch immerhin von 1970 bis 2003 mit Fleiß durchgehaltene Fehlverhalten als verjährt und keiner Nachbehandlung mehr bedürftig. Es scheint so, daß man einfach auf das Hinscheiden Lülings (jetzt 75 Jahre alt) wartet – um ihn und sein Lebenswerk dann zu vereinnahmen mit sich wiederholenden Kommentaren des Inhalts, daß man das alles ja schon immer gewußt und auch positiv beurteilt habe“ [ebd. 8].

Als häufiger Gesprächspartner des nun Verstorbenen kannte ich seine Erwartung, zu seinem 85. Geburtstag am 25. 10. 2013 eine Anerkennung seiner Arbeiten zu erhalten. Beim 80. Geburtstag erschien ihm das noch undenkbar.

Es hätte 2013 auch genug jüngere Gelehrte seiner Fächer gegeben, die das unvoreingenommen hätten tun können. Aber sein Briefkasten blieb leer, weder Glückwünsche noch ein öffentlicher Artikel trafen ein. Wollten die sog. Kollegen bis zum 90. oder gar bis zum 100. Geburtstag warten, um dann schmallippig Glückwünsche – an eine Danksagung war ohnehin nicht zu den-

ken – auszubringen? Gab es auch 2013 noch keinen einzigen ‘Kollegen’ mit Charakter?

Wie also geht man mit einem Verfeimten um, der so lange nicht sterben will und dessen akademischer Feind Anton Spitaler 93 Jahre alt geworden ist? Zwei Auszüge aus dessen Nachruf durch Paul Kunitzsch [2003]:

„So wurde auch Spitaler vom positivistisch-analytischen Geist dieser Schule [der Leipziger Schule; HI] entscheidend geprägt, die »arabische Philologie als unerlässliche Grundlage aller wissenschaftlichen Beschäftigung mit arabischen Texten« (J. Fück) forderte und praktizierte.“

„(Der größte Teil der von Bergsträsser und Pretzl im Laufe der Jahre für das Koran-Projekt der Akademie gesammelten Materialien, vor allem Filme und Kopien von Handschriften aus dem Orient, fiel gegen Ende des Zweiten Weltkrieges der Zerstörung anheim, woraufhin das Projekt aufgegeben werden musste.)“

Mittlerweile ist eine ‘Nuance’ mehr bekannt:

„Seit 2007 ist Angelika Neuwirth die Leiterin des Forschungsvorhabens Corpus Coranicum, das die Erstellung einer historisch-kritischen Dokumentation des Korantextes samt literarkritischem Kommentar zum Ziel hat. Diesem Vorhaben liegt in weiten Teilen ein Fotoarchiv zugrunde, das Neuwirth von Anton Spitaler († 2003) erhielt. Bis zum Beginn des Projekts Corpus Coranicum hatte Neuwirth das Fotoarchiv der Öffentlichkeit entzogen. Spitaler behauptete sogar, das überaus wichtige Archiv sei im Zweiten Weltkrieg in München verbrannt“ [wiki → Angelika Neuwirth].

Führte Spitalers eigentlich nüchterner „positivistisch-analytischer Geist“ in seiner Konzentration auf die arabische Philologie zu derart eigennützigem Handlungen, nicht nur gegen Lülting? Was soll man nun für Ergebnisse von diesem akademischen Vorhaben *Corpus Coranicum* erwarten? Dass die bisherigen Koranvorstellungen entsprechend den Erkenntnissen Lülings und vieler Jüngerer endgültig korrigiert werden?

Wenn jeder, der es wissen will, das geschene Unrecht kennt, dann ist ohne massiven Gesichtsverlust nichts mehr zu machen, schon gar nicht mehr gutzumachen. Es geht ja keineswegs nur um die Beamtenstellung samt Pension, die seine Gegner selbstzufrieden dafür einstrichen, ihr eigenes Wissensgebäude nicht grundsätzlich zu überdenken. Es geht auch darum, dass die Publikationen, die Lülting unbeirrbar produzierte, von seiner Frau und ihm selbst ediert, finanziert, beworben und vertrieben werden mussten. Da keine Gelder für *public relations* zur Verfügung standen, hieß das, minimale Auflagen zu produzieren oder für die englische Ausgabe die Zusammenarbeit mit einem indischen Verlag zu riskieren, die prompt scheiterte. Es ging also eindeutig um physische wie psychische Tortur während eines ganzen Forscherlebens.

Das halbe Grüppchen der Islam-Forscher vermied durch das Symposium nur knapp die *damnatio memoriae* Lülings.

Im Internet ist bis zum Redaktionsschluss weder ein Resümee der Veranstaltung noch ein Bericht zu finden gewesen, dem die Stoßrichtung der Auseinandersetzung mit Lülings Thesen zu entnehmen wäre. Wir wissen, dass gerade in Sachen Lüling die Universität einen sehr, sehr langen Atem und alle Fähigkeiten des Zuwartens besaß und wohl auch besitzt. Insofern lässt sich in aller Gelassenheit sein 100. Geburtstag in 13 Jahren abwarten. Bis dahin haben die beiden Parteien vielleicht schon abgeklärt, dass Lüling keineswegs die irdische Existenz Muhammads abgestritten hat, wie ihm das einer seiner Gegner, Tilman Nagel, in die Schuhe schob. Das zu korrigieren, war ihm noch ein Anliegen gewesen [Lüling, Anhang, 96].

### Literatur

erlangen (2015) = [http://www.orientalistik.uni-erlangen.de/Symposium%20Guenther%20Lueling/2015-19-20.06.\\_symposium\\_orientalistik.pdf](http://www.orientalistik.uni-erlangen.de/Symposium%20Guenther%20Lueling/2015-19-20.06._symposium_orientalistik.pdf)

Kunitzsch, Paul (2003): *Anton Spitaler 11.7.1910 – 3.8.2003*;

[http://www.badw.de/de/akademie/mitglieder/\\_ergaenzungen/S/2994/Spitaler.pdf](http://www.badw.de/de/akademie/mitglieder/_ergaenzungen/S/2994/Spitaler.pdf)

Lüling, Günter (Anhang): *Tilman Nagel kontra Günter Lüling + Re von Lüling*; (als Anhang für ein Buch über Christentum, Judentum und Islam konzipiert); Nachlass

- (2007): Preußen von gestern und der Islam von morgen; *Zeitungsprünge* 19 (2) 443-466

- (2004): *Islamwissenschaft in Deutschland. Stellungnahme zum Symposium Berlin 21.-25.1.04 „Wege zur Rekonstruktion des vorkanonischen Koran“*; Nachlass, 22. 04.

Ober, Carla (2015): Der Fall Günter Lüling, oder: Kann man Gerechtigkeit nachholen? *Erlanger Nachrichten*, 16. 06.

Pressburg, Norbert G. (2012): *Good Bye Mohammed. Archäologie und neueste Quellenforschung widerlegen wesentliche Punkte der Islamischen Tradition. Es war ganz anders*; Book on Demand, Norderstedt

wiki = *Wikipedia Die freie Enzyklopädie* <http://de.wikipedia.org/wiki/> ↪ Artikel

\*

Aktuell zur gegenwärtigen Koran-Diskussion:

Man wagt es, Pergament mit <sup>14</sup>C zu bestimmen. Die Universität Oxford datiert das Alter zweier Koranseiten mit 95-prozentiger Wahrscheinlichkeit zwischen 568 und 645. Das entspräche dem hier im Heft anschließend vertretenen Ansatz, dass die Hedschra 544 stattgefunden hat. Doch es ist eines der üblichen black-box-Ergebnisse, die in jedem Fall ein Lager unterstützen: „Der Text unterscheide sich kaum von dem des heutigen Koran [...]. Damit unterstütze der Fund das traditionalistische Lager der Islam-Wissenschaften“. [SZ]

SZ (2015): Von Mohammeds Zeitgenossen. Forscher finden eines der ältesten Koran-Fragmente der Welt; *SZ*, 23. 07.

# Zum neuen Bild vom frühen Islam, gezeichnet von Norbert Pressburg

Eine Rezension von Heribert Illig

Pressburg, Norbert G. (32012): *Good Bye Mohammed. Das neue Bild des Islam · Archäologie und neueste Quellenforschung widerlegen wesentliche Punkte der islamischen Tradition: Es war ganz anders*; Books on Demand, Norderstedt, 252 S. mehr als 30 farbige und schwarz-weiße Abb. [= P.] (gegenüber von '2009 zweimal überarbeitet)

AutorInnen und LeserInnen dieser Zeitschrift kennen seit geraumer Zeit die revolutionären Ansätze universitärer Provenienz, die bereits zu einem ganz neuen Verständnis des Islam als entstehende Religion geführt haben und vermutlich zu noch dramatischeren Konsequenzen führen werden (nicht gemeint sind Attacken von Fundamentalisten!). Die These vom erfundenen Mittelalter erforderte die Betrachtung auch der islamischen Seite ab Muhamads Flucht nach Medina, aber auch wegen des angeblichen Botschafteraustauschs zwischen Aachen und Bagdad. Das begann bereits 1992 [Illig 1992a, b, c; Müller 1992] und setzte sich seitdem stetig fort.

1995 wurden in den *Zeitensprüngen* die ersten Texte von Günter LÜLING abgedruckt, der – aus der Universität gedrängt – unermüdlich über die frühchristlichen Strophenlieder als 'Bausteine' für den späteren Koran arbeitete. Seine Basis-Publikation dazu war allerdings schon 1974 publiziert worden, lange vor dem ersten *Zeitensprünge*-Heft.

Im Jahr 2000 erschien dann Christoph LUXENBERGS aufrüttelnde Arbeit über die syro-aramäische Lesart des Korans. Wir benötigten eine Anlaufzeit, bis nach einem ersten Hinweis [4/2002, 742] dann Gerd KÖGEL seine Rezension [2003] der damals noch ersten Auflage von Luxenbergs Buch schrieb; seit diesem Jahr liegt es fünfter Auflage vor.

Im selben Jahr begann sich auch der christliche Theologe Karl-Heinz OHLIG für den Islam zu interessieren, doch dauerte es bis 2005 für seine ersten kritischen Arbeiten, zusammen mit Gerd-Rüdiger PUIN. Seitdem gaben OHLIG und Markus GROSS weitere Bücher heraus, so etwa letztes Jahr *Die heilige Stadt Mekka · Eine literarische Fiktion*.

Nicht unerwähnt soll bleiben, dass in Princeton bereits 1974 Michael COOK und Patricia CRONE mit dem lebhaft diskutierten Titel *Hagarism: The Making of the Islamic World* und deutlich später mit weiteren Werken hervorgetreten sind. Doch das sind Publikationen gewissermaßen hinter universitä-

ren Mauern – hoch brisant, kaum wahrgenommen und von den Vertretern herkömmlicher Sicht zum Teil heftig kritisiert – oder ignoriert. Diese Entwicklung lässt sich in einem kleinen Tableau zusammenfassen:

---

Vorreiter:

Lüling, Günter, 1928–2014

Kritische Islamforscher außerhalb Deutschlands:

Cook, Michael Allen, \* 1940, Brite, heute Princeton

Crone, Patricia, \* 1945, Dänin, heute Princeton.

*Zeitensprünge*-AutorInnen ab 1992: Jan Beaufort, Ulrich Becker, Andreas Birken, Heribert Illig, Gerd Kögel, Angelika Zainab Müller, Andreas Otte, Klaus Weissgerber, Manfred Zeller.

Radikalkritische ‘Saarbrücker Schule’ bzw. Inârah-Gruppe:

Groß, Markus,

Luxenberg, Christoph, Semitist

Ohlig, Karl-Heinz, \* 1938, bis 2006 Saarbrücken, katholischer Theologe,

Popp, Volker, Numismatiker,

Pressburg, Norbert,

Puin, Gerd-Rüdiger, \* 1940, Saarbrücken,

...

Kalisch, Sven, \* 1966, Universität Münster.

‘Alte Schule’, z.B.:

Nagel, Tilman, \* 1942, bis 2008 in Göttingen lehrend. („was als gesichert gelten kann, nämlich dass die Worte des Korans von Mohammed ausgingen“ [P. 27].

Neuwirth, Angelika, \* 1943, Arabistin, zusammen mit ihrem Lehrer Anton Spitaler (1910–2003) in Lülings Nichtwerdegang involviert. Bei dem von ihr geleiteten Projekt *Corpus Coranicum* respektierte ihr Team „auch den göttlichen Gründungsmythos des Korans“ [P. 49].

---

Nun liegt seit 2009 auch ein fürs breitere Publikum geschriebene Buch vor, das in seiner dritten Auflage auch von uns gewürdigt werden soll: *Good Bye Mohammed* von Norbert G. PRESSBURG. Wir wissen nicht, ob auch dieser Name ein Pseudonym ist und ob sich dahinter mehr als *ein* Autor verbirgt. Klar ist, dass dem Islam entstammende Kritiker wie LUXENBERG eine Fatwa und damit ihr Leben riskieren. PRESSBURG befasst sich sowohl mit den bislang



vorgetragenen Argumenten, möchte aber vor allem ein neues, geschlossenes Geschichtsbild präsentieren. Damit sind wir bei denselben Problembereichen, die auch die Chronologie-Kritiker beschäftigen, auch wenn PRESSBURG selbst die Chronologie nicht verändern, wohl aber anders füllen will. Es wird kein Zufall sein, dass der Rezensent gleich von mehreren Zeiteinsparungen zeitgleich auf dieses Buch aufmerksam gemacht worden ist.

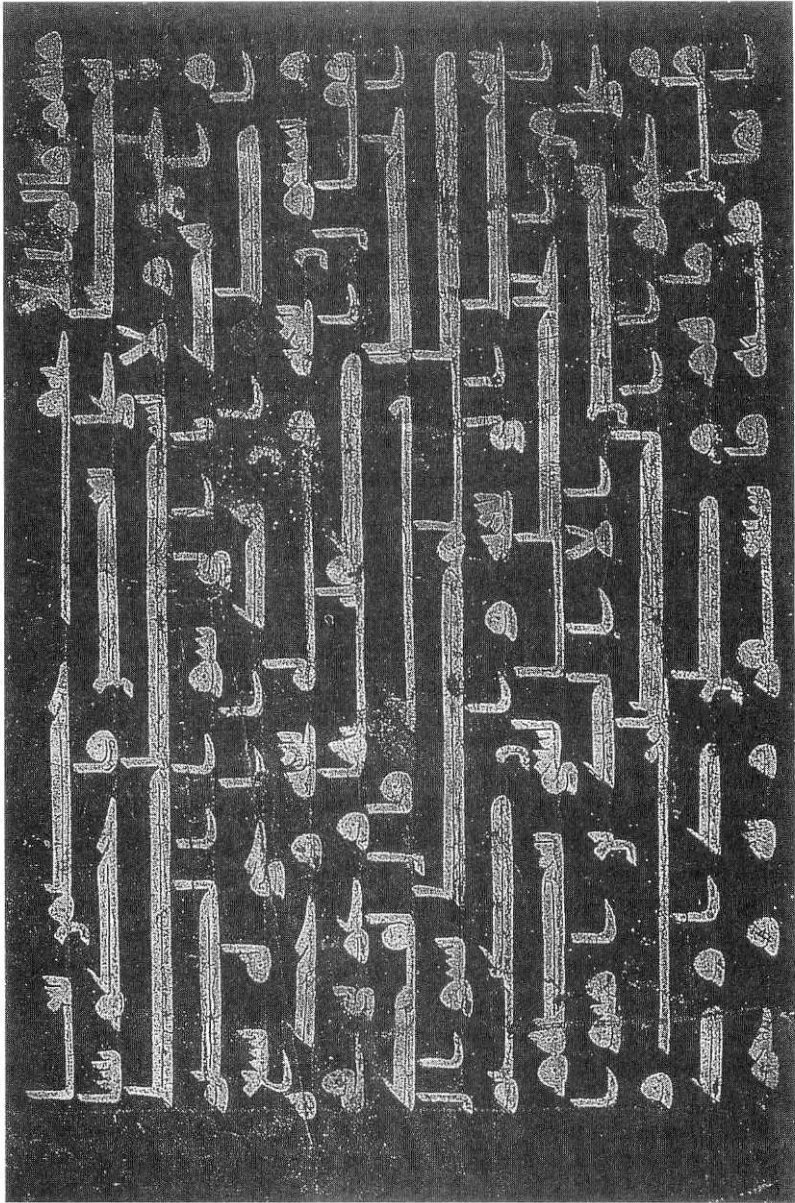
### Der Koran

LÜLINGS großes Verdienst ist es, etliche Aussagen des Korans auf frühchristliche Strophenlieder zurückgeführt zu haben. Da er sich selbst als Antitrinitarier empfand, kannte er Textmaterial antitrinitarischen Ursprungs, das dem Koran eine 'christliche' Vorstufe brachte, wie er auch die Kaaba (s. S. 476) als eine ursprünglich christliche Kirche sah [Lüling 1981, 153-161]. Mit Ausrufung der römischen Staatskirche, 395, bekamen nicht-orthodoxe Christen Probleme mit ihrer Religionsausübung. So verlieren sich damals die Spuren der Gnostiker und der Ebioniten, also der Judenchristen, während sich die koptische, monophysitische Kirche abspaltet und einen eigenen, bis heute antierenden Papst wählt, weil für sie Christus nur eine göttliche Natur besitzt.

Für LUXENBERG geht es nicht direkt um christliche Wurzeln, sondern darum, dass für ihn so etwas wie ein Ur-Koran auf Syrisch-Aramäisch existiert hat, während es im 6./7. Jh. ein Koranarabisch noch nicht gegeben habe [P. 36]. Die heute für viele Moslems verbindliche Koran-Version ist der Othmanische Urkoran, vom dritten Nachfolger des Propheten um 650 zusammengestellt. Doch er ist im Grunde erst 1924 [P. 46] festgelegt worden und enthält als Vokalzeichen diakritische Interpunktionen, deren Einführung deshalb bereits im 7. Jh. gesehen werden muss [wiki → Vokalisierung (Schrift)]. Die jüdischen Masoreten bemühten sich gleichfalls um eine Fassung ihrer zentralen Schriften mit diakritischen Zeichen; lange Zeit galt, dass im 10. Jh. die Versionen der Familien ben Ascher und Ben Naftali entstanden, von denen sich dank Maimonides im 12. Jh. das System ben Aschers durchsetzte. (*Wikipedia* [→ Masoretischer Text] sieht den ca. 1135 geborenen Maimonides bereits ab dem 11. Jh. tätig.) Doch mittlerweile rücken die Anfänge masoretischer Arbeit offenbar immer weiter in Richtung Antike: Internet-Einträge fixieren sie bei 780, um 600, im 6. Jh., sogar um 500. Damit gehen die diakritischen Zeichen der Juden denen der Moslems wieder voraus. Als Stichprobe wählte ich ein Standardwerk über islamische Kunst und Architektur mit 640 großformatigen Seiten: Gezeigt werden zwei Seiten aus Koranhandschriften, die eine aus dem 10. Jh. mit „kaum Diakritika“, die andere um 1100 ohne jedes diakritische Zeichen [Hattstein/Delius, 46]. Der stilistische Vergleich (auf S. 467 f.) fördert nichts anderes zutage.

ما لى لى مى مى مى مى  
 ولى ولى ولى ولى ولى  
 ولى ولى ولى ولى ولى  
 ولى ولى ولى ولى ولى  
 ولى ولى ولى ولى ولى  
 ولى ولى ولى ولى ولى  
 ولى ولى ولى ولى ولى  
 ولى ولى ولى ولى ولى  
 ولى ولى ولى ولى ولى  
 ولى ولى ولى ولى ولى  
 ولى ولى ولى ولى ولى  
 ولى ولى ولى ولى ولى

Kufische Schrift ohne Diakritika aus einer frühen Koran-Handschrift des 7. Jh. (Sure 7, 56 f.) [National Library St. Petersburg, Russia; *wikimedia* nach Mandel, 2004].



Ebenfalls ohne Diakritika: das sog. „blaue“ Koranmanuskript, Kairuan, ebenfalls in kufischer Schrift, verm. um 1000, Tunis, Nationalbibliothek [Hattstein/Delius, 46]

Kalif Othman ist „historisch nicht fassbar“ [P. 29], der erste erhaltene Koran stammt vom Ende des 9. Jh. [P. 28], laut LÜLING „macht das vormohammedanische Material nicht weniger als dreißig Prozent des späteren Korans aus“ [P. 29]. Er hat uns bereits über die Unschärfen der vokallosen Koranverse bis hin zur völligen Unverständlichkeit und die Schwierigkeiten ihrer Eindeutigmachung unterrichtet [Lüling, ab 1995].

PRESSBURG lässt uns über das vokallose „Lbnstnlst“ rätseln, bei dem Leben, Liebe, Lust und Last nach Belieben hineingelesen und kombiniert werden können [P. 36]. LUXENBERG entdeckt in Sure 97 die Weihnachtsgeschichte von Bethlehem, was bis dahin niemand vermutet hat [P. 40-43]. Der Koran ist noch im 10. Jh. nicht festgelegt [P. 47]. Aber eine korankritische Quellenanalyse wird fast nirgends betrieben, statt dessen wird „für den auf uns überkommenen Text – von Muhamad bis Kairo 1924 – vollkommene Identität und Fehlerlosigkeit beansprucht“ [P. 51].

### Hadithe

Die Anzahl dieser Aussprüche und Handlungen des Propheten liegt jenseits von 1,5 Millionen [P. 59]; sie sind 150 bis 250 Jahre nach Mohammeds Tod geschrieben worden, manche noch viel später [P. 53]. Niemand hat auch nur bei einem die Textüberlieferung ab Mohammed kritisch geprüft, gilt doch der Nachweis einer solide belegten Überlieferungskette durch vertrauenswürdige Gewährsleute als ausreichend, Inhalte werden nur bedingt geprüft [P. 59 f.]. (Bei uns vertrat Andreas Birken [2008, 696 f.] die Glaubwürdigkeit der Hadithe).

„Hadithe sind die hauptsächliche Grundlage der Scharia, der islamischen Rechtsprechung [...] Auf den Abfall vom Islam steht die Todesstrafe. Dies aufgrund eines einzigen Hadith: »Töte den, der seine Religion wechselt.« Im Koran selber gibt es keine korrespondierende Stelle“ [P. 61].

„Die Gesamtheit aller Überlieferungen rund um den Propheten ist Sunna, wobei den Hadithen darin die größte Bedeutung zukommt“ [P. 64].

Die Sunniten gehen von der Göttlichkeit der Sunna aus. Wer die Tradition Muhamads nachahmt, ist Salafi; sie bilden heute eine nur zu gut bekannte Strömung innerhalb des Islam [P. 64].

Derzeit wird der Prophet im Westen Muhammad oder Muhamad genannt, obsolet sind Namen wie Mohammed, Mohammad, Mahomet oder Mehmet – so drängt wissenschaftlicher Fortschritt voran. Sein Leben nach traditionellen Berichten [P. 65-77] lässt sich hier übergehen, das Kapitel über den historischen Muhamad erbringt das zentrale Datum. Für PRESSBURG ist das Jahr 622 das „Jahr der Araber“ (Kat Araba, nach den Arabern [Ohlig 2010, 148]). Denn damals hätten die Byzantiner unter Herakleios die Perser geschlagen, worauf

die Byzantiner Länder wie Syrien und Ägypten arabischen Emiren als tributpflichtigen Lehnsherren überließen [P. 82, 109-111] und seitdem gibt es die Kalenderrechnung ab 622 – allerdings in Sonnenjahren. Islamische Tradition habe daraus das „Jahr der Hidschra“ gemacht und ab da in Mondjahren gerechnet, eine ständige Quelle für Widersprüche [P. 84]. Die Zeitenspringerpositionen folgen unten (s. S. 473).

Derartige Jahresangaben stehen selbstverständlich auch auf Münzen von Muawiya (Maavia), dem ersten Kalifen der Omayyaden-Dynastie (661–680; Dynastie bis 750). Jedoch:

„Maavia ist in islamischer Tradition ein islamischer Kalif. Aber nichts, was wir von ihm kennen, hat islamischen Bezug. Er zahlte dem Kaiser in Byzanz seine Abgaben, das Interesse an der Renovierung römischer Thermen weist ihn als Angehörigen syrisch-byzantinischer Mittelmeerkultur aus, ganz offensichtlich war er kein Beduine aus der Arabischen Wüste. Von einem islamischen Propheten namens Muhamad, der wenige Jahrzehnte vor ihm in seinem Reich gelebt haben soll und in dessen angeblichem Auftrag er gerade ein Islamisches Reich errichtete, wusste er nichts. Auf seinen Inschriften oder Münzen hätte er uns davon berichtet.

Maavia nennt uns seine Titel: Nicht ein einziges Mal ist aber der islamische »Kalif« dabei. Er nennt uns eine Jahreszahl: aber die entspricht nicht der Zeit nach der Hidschra. Er nennt uns sein Heiligtum, aber es ist nicht die Kaaba in Mekka, sondern die Basilika in Damaskus, die das Haupt Johannes des Täufers als Reliquie beherbergt. Die Münzen seiner Zeit weisen christlich-jüdische Symbole auf wie das Kreuz, das Agnus Dei (Lamm Gottes), das Kopfreliquiar Johannes des Täufers, den Felsen Jakobs oder das Wort »Zion«. Wie man aber christlich-jüdische Symbole einem islamischen Kalifen vernünftig zuschreiben will, bleibt das Geheimnis traditioneller Interpreten.

Die Archäologie lässt keinen Zweifel: Der Aramäer Maavia war christlicher Herrscher, kein Kalif und auch kein »Omayyade«. Im Übrigen kennen wir auch nicht seinen wirklichen Namen. Maavia ist lediglich sein Herrschernamen“ [P. 84].

Gleichwohl wird die Spaltung von Sunniten und Schiiten unter seiner Herrschaft angesetzt, nach der Schlacht von Kerbela, 680 [wiki ↔ Umayyaden].

‘Heiß’ wird es bei Abd al-Malik (685–705), denn er lässt im Jahr 72 der Araber, d.i. für Pressburg 694 (sonnengezählt), für die herrschende Lehre mondgezählt 691/92 den Felsendom errichten, von sonst Kirchen bauenden Byzantinern, mit byzantinischen Mosaiken in persischem Stil, und einer 240 m langen Kuppelinschrift in sehr altem Kufisch. Kurz vor 1200 wurde er islamisches Heiligtum, erst ums Jahr 2000 eine Moschee. Nur ein paar Jahre jünger ist die benachbarte al-Aqsa-Moschee, die merkwürdigerweise wenig

beachtet wird, obwohl sie das dritte herausragende Umayyaden-Heiligtum neben Felsendom (692/94) und der dreischiffigen Umayyaden-Moschee in Damaskus (715) bildet. Der Grund dürfte sein, dass sie zweimal nach Erdbeben ganz neu aufgebaut worden ist. Während al-Aqsa heute 7 Schiffe aufweist, dürfte die älteste Version sogar 14 schmälere Seitenschiffe und ein Mittelschiff besessen haben. Selbst Alt-St. Peter in Rom wies nur 5 Schiffe auf und gab damit die Obergrenze für praktisch alle späteren Kirchen.

An der Interpretation der Kuppelinschrift durch Luxemburg hat sich die eigentliche Kontroverse entzündet. Hier zwei Schlüsselstellen, bei denen Mohammed nun als Gerundform („gelobt“) interpretiert und „Islam“ noch nicht als Religionsbezeichnung gelesen wird. Zunächst

traditionell: „Muhamad, Sohn des Abd Allah, ist sein Gesandter...“

Neu: „Gelobt sei der Knecht Gottes und sein Gesandter“ [P. 88].

Und zweitens [P. 89 f.]:

traditionell: „Siehe, die Religion Allahs ist der Islam“;

neu: „Als das Rechte gilt bei Gott die Übereinstimmung mit der Schrift“.

Nach LUXENBERGS Übersetzung handelt es sich um eine christliche Widmungsschrift, exakter um eine monophysitische: „sagt nicht drei“, folglich ist Jesus Gesandter Gottes, nicht sein Sohn [P. 89]. Daraus ergibt sich ein harter Schluss, den bislang kein Zeitenspringer gezogen hat:

„Die Ablehnung der physischen Existenz des Propheten Muhamad mag zunächst schockierend wirken. [...] **Wir können selbstverständlich nicht die Nichtexistenz einer Person beweisen. Aber wir können die Beweise der Existenz einer Person prüfen.** Und diese Prüfung fällt im Falle des Muhamad negativ aus. Wir stehen auch heute noch mit dem Nichts in der Hand, das Wissenschaftler von Weil über Goldziher und Blachere bis Luxemburg konstatieren“ [P. 96 f.; Hvhg. HI].

Viele treffsichere Argumente übergehend – das leicht zu lesende Buch soll durch diese Rezension nicht ersetzt werden – ist festzuhalten, dass laut PRESSBURG nicht nur alle sog. Umayyaden, sondern auch die ersten Abbasiden noch Christen waren, wie auch das 7. und 8. Jh. als Blütezeit der arabisch-syrischen Kirche gilt. „Auch die Geschichtlichkeit des Prototyps eines märchenhaften islamischen Potentaten, des berühmten Harun al-Rashid, ist bedroht“ [P. 127].

Erst 833, nach dem Tod von al-Mamun, erfolgt der eigentliche religiöse Einschnitt [P. 124], jetzt entstehen Koran und parallel arabische Sprache und Schrift. Zum religiösen Zentrum wird nun das nicht im Koran erwähnte Mekka auserwählt [P. 129]. Für die Chronologiekritik ist relevant [P. 130]:

„Die gesamte Geschichte der ersten 250 Jahre wurde legendenhaft in die Wüste Arabiens verlegt oder gleich ganz neu erfunden. Die möglicherweise erste originäre Moschee (*masjid*) entstand in der neuen Residenz-

stadt Samarra [...] Wir befinden uns an der Schwelle zum 10. Jahrhundert.“

Aber 'die Saarbrücker' denken nicht daran, Zeit zu streichen, nur die – irrealen – Eroberungen vom Indus bis Südwestfrankreich, schon „rein rechnerisch völliger Unsinn“ [P. 155]. Aber sie können keine politischen Ereignisse als Ersatz liefern. Statt dessen füllt PRESSBURG das 7. und 8. Jh. mit immer neuen Versionen des Korans, allerdings ohne Nennung des Propheten [P. 139], und lässt die arabischen Christen parallel leben; sie nahmen damals allenfalls Häretiker wahr, aber keine Angehörigen einer neuen Religion [P. 154]. Sie wird bei den entstehenden Moslems erst langsam greifbar:

„Folge war eine Rückinterpretation des Heiligen Buches und der Geschichte der letzten 200 Jahre insgesamt. Diese Neuerfindung, die sie in Wirklichkeit war, fand hauptsächlich im 9. Jahrhundert in Mesopotamien statt“ [P. 141].

„Die Editoren erfanden Sprache, Schrift und Geschichte also neu“ [P. 143].

Die Abspaltung des Islam vom Christentum

„bereitete sich im 7. und 8. Jahrhundert vor und war erst im 9. oder gar 10. Jahrhundert komplettiert, erst da haben wir die Verhältnisse, wie sie von der Tradition für das 7. Jahrhundert beschrieben werden. Die weiträumige Etablierung dessen, was wir heute unter »Islam« verstehen, fand nicht vor dem 12. Jahrhundert statt“ [P. 145].

Für uns nicht ganz überraschend gerät ein großer Geschichtsschreiber ins Wanken, der von 838 bis 925 gelebt haben soll.

„Es sieht so aus, als ob wir uns auch vom Liebling-Märchenonkel Tabari verabschieden müssten. Wie neueste Analysen ergaben, müssen die uns vorliegenden Tabari-Texte aus dem Kairo des 12. oder 13. Jahrhunderts stammen“ [P. 152].

Auf at-Tabari wird gleich noch detaillierter eingegangen. Auch in Spanien ist PRESSBURG Gegner der islamischen Eroberung. Er sieht Musa Ibn Nusair, begleitet von einem Bischof Oppa, mit Berbern ganz Spanien erobern, für ihn ist der Feldherr ein antitrinitarischer, ostsyrischer Ibadrit [P. 186] (der ausgerechnet arianische Ostgoten bekämpft, also ebenfalls antitrinitarische Christen, für die Jesus nur eine menschliche Natur besitzt). Auf seinen Münzen finden sich Bezüge auf die byzantinische Indiktionsrechnung, lateinische Legenden und urchristliche Formeln [P. 188]. Hier sieht der Autor von 1090 bis 1094 die erste fundamentalistische Welle, getragen durch die militanten Almoraviden, gefolgt von den Almohaden als noch härteren Glaubensvertretern, die erst 1212 von den Christen bei Las Navas de Tolosa gestoppt werden können [P. 196-198].

Endlich riskiert ein Autor Aussagen zur Fruchtbarkeit islamischer Wissenschaften *und* zu ihrer Versteinerung. Zunächst stellt PRESSBURG einige Gelehrte vor, die für ihn keine islamischen Denker waren, sondern geistig unabhängige Gelehrte, die sich der arabischen Schrift bedienten [P. 157-178]. (Ähnlich hat sich auch John O'NEILL geäußert [vgl. Otte, 131 f.]):

- al-Kindi, Irak, 801–873,
- Hunain ibn Ishak, Irak, 808–873,
- Thabit ibn Kurra, Türkei, 834–901,
- ar-Razi (Rhazes), Iran, 865–925,
- al-Farabi, Kasachstan, 872–950,
- Ibn al-Haitham (Alhazen), Irak, 965–1040
- Abu Ali ibn Sina (Avicenna), Usbekistan, 980–1037
- al-Biruni, Choresmien, 976–1048
- Omar Chayyam, Iran, 1048–1123
- Ibn Ruschd (Averroës), Andalusien, 1126–1198, aus Córdoba verbannt,  
nach Marrakesch geflüchtet.
- Ibn Maymun (Maimonides, jüdischer Denker), Andalusien, 1138–1204.

Die Reihe endigt im Osten mit al-Ghazali, Iran, 1058–1111, dem erklärten Feind allen philosophischen, nichtreligiösen Denkens. John Freely [124] sieht in seinem zeitgleich mit dem von Pressburg geschriebenen, einer breiteren Leserschaft bekannt gewordenen Buch *Platon in Bagdad* al-Ghazalis Rolle ähnlich, verweist aber auf spätere Gelehrte wie Abdarrahan al-Hazini im 12. Jh. oder auf den erst 1506 gestorbenen Mathematiker Al-Qalasadi [ebd. 159], um so den deutlichen Bruch schnell wieder zu verwischen. Er verweist darauf, dass Bagdad erst nach Eroberung durch die Mongolen 1258 auch für die Wissenschaft verloren ging [ebd. 126, 300] und dass ja 1869 mit Darülfünun die erste osmanische Hochschule, sogar mit einer naturwissenschaftlichen Fakultät, gegründet worden sei [ebd. 309]. Einen wirklichen Niedergang sieht er erst nach dem Astronomen Takiyuddin (1526–1585) [ebd. 311]. Diese Weiterführung ändert aber nichts daran, dass sich die islamische Welt früh auf breiter Front von den Wissenschaften abgewendet hat und gar nicht auf ihren ersten Nobelpreisträger wartet.

Al-Ghazali gilt als der einflussreichste Moslem seit dem Propheten, dem auch daran lag, dass sich orthodoxer Islam und Sufismus annähern [en.wiki ⇨ Al-Ghazali]. 100 Jahre später verbreitet sich auch in Andalusien gegen 1200 die von al-Ghazali initiierte, religiös bedingte „geistige Versteinerung, die »versiegelte Zeit« nach Dan Diner“ [2007]. *Good Bye Mohammed* schließt mit einem Ausblick auf die Gegenwart, auf fundamentale wie auf säkulare Strömungen, der den Lesern überlassen bleibt, um nicht gleich wieder persönliche Glaubensfragen aufzuwerfen.



## Die Positionen der Zeiteinspringer

Zentral ist für uns die Nichtexistenz der drei erfundenen Jahrhunderte, also bislang von 614 bis 911. Für alle anderen Islamkenner bleiben diese Jahrhunderte unverändert auf der Zeitachse; selbst der Inârah-Gruppe geht es nur um Auskehr und Wiederbefüllung. Sie leert die Zeit von ca. 570 bis ca. 835, wenn man berücksichtigt, dass im islamischen Raum auch Muhamad (\* spätestens 573) und seine Lebenszeit gestrichen wird, so wären das rund 265 Jahre; aber vielleicht sollte man nur die rund 213 Jahre ansetzen, die zwischen 622 und 835 liegen. Allerdings bleibt die römisch-byzantinisch-persische Parallelgeschichte einigermaßen unverändert. So darf Herakleios weiterhin 622 über die Perser siegen, während die bald danach einsetzenden Eroberungszüge der frühen Moslems entfallen. Dieses Verfahren ist einigermaßen unbefriedigend, weil sich die islamische Entwicklung nicht 'rückstandsfrei' aus dem allgemeinen Geschichtsentwicklung herauspräparieren lässt. Anstelle der expansiven Kriege nur immer neue Versionen des entstehenden Korans einzusetzen, ist noch unbefriedigender. Schlimmer noch: Die Erklärung für das Jahr 622 wirkt wie ein Täuschungsmanöver.

„Es ist das Jahr, in dem der byzantinische Kaiser Heraklios das persische Heer vernichtend schlug“ [P. 80].

„Das Jahr 622 eröffnete in der Zeit der tiefsten Depression den Beginn einer neuen Ära, auch für die christlich-arabischen Verbündeten, ohne die dieser Sieg nicht möglich gewesen wäre. Das ist das »Jahr der Araber«“ [P. 81].

Doch lehrbuchgemäß verließ in diesem Jahr der Kaiser mit seiner Armee erst seine Hauptstadt, und es gab nur eine erste Schlacht in Armenien, die Kleinasien kurzzeitig von den Persern befreite [Ostrogorsky, 71]. PRESSBURG gerät hier ins Fabulieren:

„Unter der persönlichen Führung des Kaisers – eine absolute Rarität in der Spätantike – kam es 622 in Armenien zur Schlacht, in der das persische Heer vernichtend geschlagen wurde. Im folgenden Jahr nahm Herakleios die Stadt Ganjak ein und ließ als Rache für Jerusalem den dortigen Feuerempel zerstören. Es folgten weitere Schlachten, die zum vollständigen und triumphalen Sieg von Byzanz führten“ [P. 109].

Doch in der Lehrbuchrealität muss Herakleios nach diesem ersten Sieg wegen der Awaren nach Konstantinopel zurück. Im Folgejahr geschieht die Eroberung von Ganjak (Ganzak) in Aserbajdschan, aber der Durchbruch nach Persien gelang weder in diesem noch im Folgejahr. 626 kommt die tödliche Bedrohung des Doppelangriffs von Persern und Awaren gegen die Hauptstadt, während sich der Kaiser in Georgien aufhält. Wie durch ein Wunder überstand Byzanz die Belagerung durch zwei Feinde. Ende 627 siegte

Byzanz im dritten Anlauf entscheidend bei Ninive, im Jahr darauf wurde Chosrau II. ermordet, sein Nachfolger schloss 629 oder 630 Frieden mit dem Kaiser. Nun wurde das entführte Hl. Kreuz von den Persern zurückgegeben, beide Gegner waren ermattet. Aber das oströmische Kriegsziel war erreicht. Nun erst hätte Byzanz den Arabern jene Freiheiten gewähren können, die 'Saarbrücken' schon 622 voraussetzt. An dieser Sicht der Geschichte hat sich seit mindestens 100 Jahren nichts geändert [vgl. etwa Stübe 1910, 420]; auch PRESSBURG bringt keine neuen Aspekte, sondern dekretiert einfach das Jahr 622 als Wendepunkt, um auf dieser berühmten Jahreszahl eine veränderte Kalenderrechnung begründen zu können.

Die Gleichsetzung von Hedschra-Rechnung und 'Jahren nach den Arabern' ist auf dieser Basis unmöglich. Außerdem wird nicht beachtet, dass das Kampfgeschehen nach dem Kreuzverlust anno 614 zunächst verfrühten Kreuzzugscharakter und dann miraculöse Züge angenommen hat [vgl. Illig 1999, 160], überhöht dadurch, dass Kaiser Herakleios persönlich und damit anachronistischerweise das Heer geführt habe (s.o.). Dieses Umschlagen ins Wunder-same sollte auch 'Saarbrücken' bemerken und würdigen; für den Rezensenten war es ein triftiger Grund, bei 614 nach dem Kreuzverlust in Jerusalem die Zeit-Schere anzusetzen.

Für das Jahr 622 gibt es längst andere Lösungen. Manfred ZELLER hat den zweiten und wohl entscheidenden Schritt getan, nachdem der Rezensent [1992a, 39] vorgeschlagen hatte, das Entstehen des Islams früher als 614 anzusetzen. Abgleiche zwischen verschiedenen Datierungen führten Zeller [1993, 83] dazu, die Hedschra genauso wie die Omajjaden 78 Jahre näher zur Antike zu rücken, also die Hedschra von 622 nach 544 bzw. den Dynastiebeginn von 661 nach 583 vorzuverlegen. Das ergibt folgende Fertigstellungsdaten für wesentliche omayyadische und damit christliche Bauten – auch das war für ZELLER klar –, wenn man einfach 'linear' über das Jahr 614||911 hinweg rechnet:

Felsendom 613,  
Omayyaden-Moschee in Damaskus 933,  
Jerusalem al-Aqsa-Moschee 924,  
die islamischen Wüstenschlösser von 924 bis 963.

Klaus WEISSGERBER hat Jahre später grundsätzlich andere Überlegungen zu Kat Arabas, zum Jahr nach den Arabern angestellt. Von seinem ersten *Islami-ca*-Aufsatz an [2000] vertrat er die Ansicht, das Jahr 544 sei nicht nur das Jahr des Elefanten und damit das Geburtsjahr Mohammeds, sondern auch das Jahr der Araber. Damit beginnt auch für ihn wie für ZELLER die arabische Rechnung bei 544 – doch nicht ab Hedschra, sondern ab Muhamads Geburt. Bei WEISSGERBER wird Muhamad 26 Jahre, bei Zeller hingegen 78 Jahre früher geboren, also nicht 570, sondern 492. Damit gewinnt der entstehende Islam

die notwendige Vorlaufzeit für die zahlreichen Koranversionen, die von Inârah festgestellt worden sind.

In beiden Fällen stirbt Muhammad vor dem Jahr 614||911 und wurde deshalb von keinem Zeiteinsparer fiktionalisiert (ob er tatsächlich gelebt hat, kann entsprechend zu Jesus von einer Leben-Muhammad-Forschung geklärt werden). Entgegen der Faustregel „Kein Rauch ohne Feuer“ kann es sehr wohl sein, dass Bestrebungen einer kleinen religiösen Gruppe zu denen eines Einzelnen zusammengefasst wurden, dessen Leistungen dann umso profilierter vor aller Augen treten konnten. Ob freilich OHLIGS Sicht, dass aus einem nichtgöttlichen Jesus später der nichtgöttliche Mohammed geworden sei [so Lauer], sich behaupten kann, bleibe dahingestellt. PRESSBURG vertieft auf alle Fälle OHLIGS [2010, 10] Ansicht nicht:

„Insgesamt zeigt er [der vorliegende Sammelband; HI], dass die Anfänge einer koranischen Bewegung einer spezifischen Form von Christentum entsprungen sind und aus Regionen weit östlich des Zweistromlands stammen, nicht von der arabischen Halbinsel. Diese eigenartige Tradition konnte [...] ihren Weg von Ost nach West, nach Jerusalem und Damaskus finden und dort in einer arabisch-syrischen Mischsprache dokumentiert werden.“

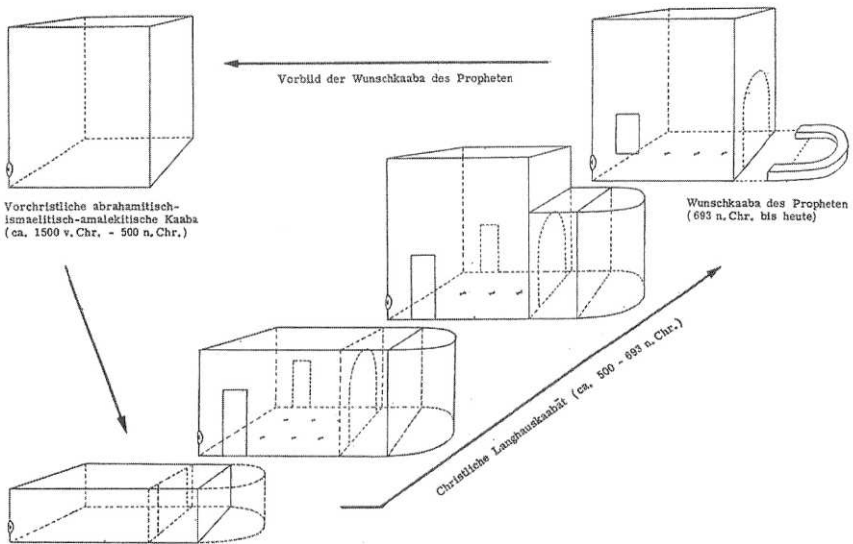
Einigkeit besteht bei den Eroberungskriegen des 7./8. Jh. Sie erledigen sich nicht zuletzt deshalb, weil ohnehin keine mächtigen, arabischen Heere aus einer menschenleeren Wüste hervorbrechen konnten. Für uns von Gewicht: Die Schlacht am Talas gegen Chinesen entfällt, zumal im selben Jahr 751 die Moslems dort interne Glaubenskriege führen [P. 151] – ein Widerspruch in sich.

Seit der Rezensent Konstantin VII. als möglichen Fälscher des erfundenen Mittelalters in die Debatte eingebracht hat [Illig 1992c], beschäftigt uns der Umstand, dass der Kaiser bei seiner Geheimschrift *De administrando Imperio* auf at-Tabari (839–923) zurückgreift, jenen Chronikschreiber, der schon in und unmittelbar nach der Phantomzeit sehr gut über die Anfänge des Islam Bescheid weiß. Insbesondere Andreas BIRKEN [2002] hat hier kritisch abgewogen, wie sich die Argumente zu einem ordentlichen Strang verbinden lassen (und später [2008, 700] noch einmal bekräftigt). Ihn befriedigte WEISSGERBERS Ansicht nicht, dass von Tabaris 13 Bänden nur der zweite ursprünglich sei, alle anderen hingegen aus späterer Zeit stammen würden und nur den Namen at-Tabari erhalten hätten [Weissgerber 2000, 425, 433]. Er dürfte noch unzufriedener sein, wenn er liest, dass PRESSBURG [151, 152] at-Tabari wiederholt als „Märchenonkel“ bezeichnet (s.o.) und sich vorstellt:

„Zukünftige Forschungen könnten ergeben, dass »Tabari« keine Person war, sondern der Oberbegriff für eine Sammlung von Texten verschiedener Herkunft und Autoren“ [P. 152].

Dafür spräche nicht zuletzt der Umfang von Tabaris Werk, kennt doch BIRKEN [2003, 492] die englische Neu-Edition in 39 Bänden!

PRESSBURGS Einschätzung schlugte unmittelbar auf Konstantin VII. durch. Seine Geheimgeschichte zeichnet aus, dass sie die Geschichte des 5. und 6. Jh. sehr gut und detailreich wiedergibt, die der ihm viel näher liegenden Jahrhunderte jedoch nicht, ausgenommen die Entstehungsgeschichte des Islam. Möglicherweise ergibt sich auch bei diesem Werk eine Aufspaltung: Ein Teil stammt weiterhin vom Kaiser aus dem 10. Jh., doch ganze Kapitel aus späterer Zeit. Nachdem die erhaltene einzige Abschrift aus der Zeit kurz vor 1081 stammt und bis zu diesem Jahr weder Zitate oder Exzerpte von anderer Hand noch Übernahmen existieren – es war schließlich eine Geheimschrift [Belke/Soustal, 60] –, ist dies gut vorstellbar.



Die tatsächliche historische Entwicklungsgeschichte der Kaaba [Lüling 1981, 160]

## Fazit

Das Resümee kann kurz ausfallen. Ganz offenkundig gibt es auf allen Seiten Theoriedefizite. Am größten sind sie bei der herrschenden Islam- und Koran-Lehre, die eindeutig zu wenig hinterfragt und dementsprechend auch das *Corpus Coranicum* gestalten wird. Die 'Saarbrücker Schule' hat sich mit viel Zivilcourage den Weg ins Freie, also aus den abgeschlossenen, verdunkelten Räumen herrschender Lehre erkämpft. Sie wird aber nicht umhin können, sich Gedanken über ein erfundenes Mittelalter, über eine Phantomzeit auch in der islamischen Welt zu machen. Nur so wird sie so kapitale Fehler wie den mit dem Kalenderstartjahr 622 vermeiden können. Was die Zeitenspringer betrifft, so sind sie es gewohnt, von anderen im besten Fall getadelt zu werden. Unabhängig davon sind sie bereit, sich anderen Denkansätzen zu stellen und auch eigene Thesen zu hinterfragen.

## Literatur herrschender Lehre

- Belke, Klaus / Soustal, Peter (Hg. 1995): *Die Byzantiner und ihre Nachbarn. Die De administrando imperio genannte Lehrschrift des Kaisers Konstantinos Porphyrogenetos für seinen Sohn Romanos* [Übersetzung, Einleitung und Erklärungen von KB und PS]; Fassbaender, Wien
- Diner, Dan (2007): *Die versiegelte Zeit. Über den Stillstand in der islamischen Welt*; List, Berlin
- Freely, John (2012): *Platon in Bagdad. Wie das Wissen der Antike zurück nach Europa kam*; Klett-Cotta, Stuttgart (engl. '2009)
- Hattstein, Markus / Delius, Peter (2000): *Islam · Kunst und Architektur*; Könemann, Köln
- Hoag, John D. (1986): *Islam (Weltgeschichte der Architektur [in 16 Bänden]*, Hg. Nervi, Pier Luigi); dva, Stuttgart
- Lauer, Julia (2010): Pressburg, Norbert G.: Good Bye Mohammed; *FAZ*, 26. 07.
- Mandel, Gabriele (2004): *Gemalte Gottesworte · Das arabische Alphabet · Geschichte, Stile und kalligraphische Meisterschulen*; Matrix, Wiesbaden
- Ostrogorsky, Georg (1996): *Byzantinische Geschichte 324 – 1453*; Beck, München
- Stübe, Rudolf (1910): Die Reiche der Indogermanen in Asien und die Völker Zentralasiens; in Pflugk-Hartung, Julius von (Hg.): *Weltgeschichte [in 7 Bänden]. Die Entwicklung der Menschheit in Staat und Gesellschaft, in Kultur und Geistesleben. Band ›Geschichte des Orients‹*; Ullstein, Berlin, 323-458

## Querdenker in Sachen Islam

- Lüling, Günter (²2011): *A challenge to Islam for reformation · The rediscovery and reliable reconstruction of a comprehensive pre-Islamic Christian hymnal hidden in the Koran under earliest Islamic reinterpretations*; Erlangen
- (²2005): *Sprache und archaisches Denken · Aufsätze zur Religions- und Geistesgeschichte*; Erlangen

- (1981): *Die Wiederentdeckung des Propheten Muhammad. Eine Kritik am «christlichen» Abendland*; Lüling, Erlangen
- (1974): *Über den Urkoran. Ansätze zur Rekonstruktion der vorislamischen Strophenlieder im Koran*; Eigenverlag, Erlangen (32004)
- Luxenberg, Christoph (2000): *Die syro-aramäische Lesart des Korans · Ein Beitrag zur Entschlüsselung der Koransprache*; Das arabische Buch; Berlin
- Ohlig, Karl-Heinz (Hg. 2010): *Der frühe Islam · Eine historisch-kritische Rekonstruktion anhand zeitgenössischer Quellen*; Schiler, Berlin
- Ohlig, Karl-Heinz / Groß, Markus (2014): *Die heilige Stadt Mekka : eine literarische Fiktion*; Schiler, Berlin
- Ohlig, Karl-Heinz / Puin, Gerd-Rüdiger (2010): *Die dunklen Anfänge · Neue Forschungen zur Entstehung und frühen Geschichte des Islam*; Schiler, Berlin (2007)
- O'Neill, John J. (2009): *Holy Warriors. Islam and the Demise of Classical Civilization*; Felibri, o.O. (U.S.A.)

### **Texte in den Zeiteinsparungen**

- Beaufort, Jan (2009): Arianer und Aliden. Über die gnostischen Ursprünge des Christentums und der Shi'at 'Ali; *Zeiteinsparungen* 21 (1) 92-108
- Becker, Ulrich (2002): Hidzra und Hunnen. Ist die muslimische Zeitrechnung als 'phantomzeit-bereinigt' zu sehen; *Zeiteinsparungen* 14 (2) 325-340
- Birken, Andreas (2008): Gegenrede im Namen Alis; *Zeiteinsparungen* 20 (3) 692-701
- (2005b): Das porphyr Fundament der Mittelalterthese; *Zeiteinsparungen* 17 (2) 465-471
  - (2005a): Die Entstehung des Korantextes und der frühen islamischen Geschichtsschreibung; *Zeiteinsparungen* 17 (1) 98-110
  - (2002): Byzantinische Phantomzeit und Islam; *Zeiteinsparungen* 14 (3) 488-511
- Illig, Heribert (2013): Was wissen wir vom frühen Islam? *Zeiteinsparungen* 25 (1) 190-201
- (2003): Zum Zeiteinsprung bei Christen und Moslems; *Zeiteinsparungen* 15 (3) 556-569
  - (2002): Korrekturen, Konsequenzen. Antwort auf Andreas Birken; *Zeiteinsparungen* 14 (3) 512-519
  - (1999): *Wer hat an der Uhr gedreht?* Econ, München, dann Ullstein, Berlin
  - (1992c): Vom Erzfälscher Konstantin VII. Eine 'beglaubigte' Fälschungsaktion und ihre Folgen; *Vorzeit-Frühzeit-Gegenwart* 4 (4/5) 132-139
  - (1992b): Alles Null und richtig. Zum Verhältnis von arabischer und europäischer Kultur; *Vorzeit-Frühzeit-Gegenwart* 4 (4/5) 119-131
  - (1992a): Wann lebte Mohammed? Zu Lülings 'judenchristlichem' Propheten, zur Frühzeit des Islam und zur Orthodoxiebildung in Judentum, Christentum und Islam; *Vorzeit-Frühzeit-Gegenwart* 4 (2) 26-041
- Kögel, Gerd (2003): Was steht wirklich im Koran? Wie steht er zum Christentum? Die Thesen des Islamgelehrten Luxenberg; *Zeiteinsparungen* 15 (1) 191-203
- Lüling, Günter (2014): Urraum und Kleidung; *Zeiteinsparungen* 26 (1) 185-215
- (2013b): Neue Perspektiven für ein neues historisches Geschichtsbild für die in „Palästina“ seit -1150 nach einem Neuanfang suchenden Völkerschaften; *Zeiteinsparungen* 25 (3) 523-538

- (2013a): Das verfälschte Geschichtsbild der Alten Welt im jüdischen Alten Testament; *Zeitensprünge* 25 (1) 34-66
- (2007): Preußen von gestern und der Islam von morgen; *Zeitensprünge* 19 (2) 443-466
- (2004): - [Hinweis auf „A Challenge to Islam for Reformation“]; *Zeitensprünge* 16 (2) 241
- (2001): Leserbrief zu Klaus Weissgerber [zu 3/00]; *Zeitensprünge* 13 (2) 243
- (2000): Das Problem Hebräer; *Zeitensprünge* 12 (2) 180-193
- (1999b): Das Blutrecht (die Blutrache) der archaisch-mythischen Stammesgesellschaft. Zum schriftkulturellen Staatsrecht; *Zeitensprünge* 11 (2) 217-227
- (1999a): Europäische Investitur und archaisches semitisches Maskenwesen; *Zeitensprünge* 7 (4) 432-449
- (1995): Semitisch „Repha'im“ und „Teraphim“ sowie griechisch „Orpheus“; *Zeitensprünge* 7 (1) 31-35
- Müller, Zainab (2003): - [Leserbrief zu Luxenberg]; *Zeitensprünge* 15 (1) 235-237
- (2002): Yesdegird und Djalali. Zu persischen und islamischen Kalendern; *Zeitensprünge* 14 (2) 341-364
- (1992): Karl der Große und Harun al-Raschid. Kulturaustausch zwischen zwei großen Herrschern? *Vorzeit-Frühzeit-Gegenwart* 4 (4) 104-118
- Neukum, Dietmar (2003): - [Leserbrief zum Islam im Frühmittelalter]; *Zeitensprünge* 15 (1) 234-235
- Otte, Andreas (2011): „Holy Warriors“ von John J. O'Neill. Rezension; *Zeitensprünge* 23 (1) 129-133
- Weissgerber, Klaus (2011): Zu Konstantin VII. Porphyrogennitus; *Zeitensprünge* 23 (2) 367-374
- (2010b): Plädoyer für die „Arabische Ära“. Mit Gedanken zur Münzproblematik (Islamica IX); *Zeitensprünge* 22 (3) 648-661
- (2010a): Zur jüngsten Islam- und England-Diskussion. Persönliche Bemerkungen; *Zeitensprünge* 22 (1) 169-176
- (2009b): Mekka, Muhammad und Ali. Chronologische Überlegungen (Islamica VII); *Zeitensprünge* 21 (2) 398-427
- (2009a): Phantomzeit, früher Islam und Zeitären. Alte und neue Thesen (Islamica VI); *Zeitensprünge* 21 (1) 109-139
- (2008): Fundleere gegen Traditionen. Bemerkungen zur islamischen Problematik (Islamica V); *Zeitensprünge* 20 (3) 702-708
- (2007): Zur Felsendom-Inschrift (Islamica IV); *Zeitensprünge* 7 (1) 120-129
- (2002): Ta-shi und Tang. Bestanden zur Tang-Zeit islamisch-chinesische Beziehungen? (Sinaica III-Islamica III); *Zeitensprünge* 14 (3) 455-477
- (2001): Antwort an Günter Lüling (Islamica II); *Zeitensprünge* 13 (2) 250-252
- (2000): Zur islamischen Phantomzeit (Islamica I); *Zeitensprünge* 12 (3) 419-448
- Zeller, Manfred (1994): Zentralasien im frühen Mittelalter. Auswirkungen der Rekonstruktion bis nach China; *Zeitensprünge* 6 (3) 72-92
- (1993b): Der Iran in frühislamischer Zeit (bis zum 10. Jh.); *Vorzeit-Frühzeit-Gegenwart* 5 (3/4) 87-110
- (1993a): Das Kalifat der Omais; *Vorzeit-Frühzeit-Gegenwart* 5 (3/4) 69-86

# Zu den Visionen von Propheten

Otto Ernst

Es ist wohl nichts schwieriger als eine Diskussion über die Richtigkeit oder Wahrhaftigkeit von Religionen. Jeder, der ein überzeugter Anhänger einer Religion ist, muss natürlich alle anderen Religionen für nicht-zutreffend halten oder höchstens für die Vorstufe seiner eigenen, wie es z.B. beim Christentum in Bezug auf das Judentum der Fall ist. Aber auch in diesem Fall kann es Zweifel an Aussagen der Vorgänger-Religion geben. So kann man sich als Christ durchaus fragen, ob es wirklich zutreffend ist, dass Jahwe den Juden Palästina als ihr Land gegeben hat, ob Aussagen des Buches Josua über die Ausrottung der in Palästina angetroffen Urbevölkerung dem Willen Jahwes entsprachen, ob die extremen Bestimmungen über die Einhaltung der Sabbat-Ruhe, gegen die schon Jesus opponierte, oder ob die Bestimmungen bzgl. eines koscheren Essens wirklich noch heute eingehalten werden müssen, weil sie angeblich dem Willen Gottes entsprechen.

Umgekehrt lehnt ein Jude natürlich die Hauptaussage des Christentums ab, dass Jesus nicht nur ein neuer Prophet war, sondern der zur Erlösung der Menschheit herabgesandte Sohn Gottes, der sogar vollwertiger Gott wie der Vater sei und die zusammen mit dem Heiligen Geist eine göttliche Dreifaltigkeit bilden würde.

Auch der Islam widerspricht der christlichen Auffassung, dass Gott einen Sohn haben soll; die wichtigste Aussage des Korans ist sogar ein eindeutiger Monotheismus, womit sich der Islam in Übereinstimmung mit dem Judentum befindet. Auch die meisten Aussagen der Tora, des sog. Alten Testaments, werden vom Islam akzeptiert, und damit auch die Propheten des Judentums, genau wie dies auch das Christentum tut.

Umgekehrt wird jedoch der Begründer des Islams, Mohammed, von Juden- und Christentum abgelehnt, oft sogar als Betrüger dargestellt, der seine Visionen und Offenbarungen nur vorgetäuscht habe. Diese Annahme ist in meinen Augen jedoch nicht haltbar; es spricht im Gegenteil vieles dafür, dass Mohammed von der Richtigkeit seiner Visionen überzeugt war.

Allerdings muss die Frage offen bleiben, ob seine Visionen wirklich göttlichen Ursprungs waren, wie es nach Ansicht der Muslime unbezweifelbar der Fall ist. Von diesen wird der Koran meist sogar als eine ewige Offenbarung Gottes angesehen, in dem er für alle Zeit seinen Willen und seine Gesetze ausgedrückt hat. Für die Muslime ist Mohammed somit der wichtigste Prophet Gottes, für Angehörige anderer Religionen höchstens der Verkünder von persönlichen Visionen; ein Problem, das grundsätzlich auch für Verkündigun-



gen *anderer* Propheten besteht. Man darf ihnen allerdings keinen bewussten Betrug vorwerfen, denn es ist möglich, dass Visionen von Propheten aller Religionen eventuell auf Besonderheiten des menschlichen Gehirns zurückzuführen sind.

Visionen waren oft von anderen Effekten, von anderen Ereignissen begleitet. Bei Mohammed ist z.B. überliefert, dass er im Zusammenhang mit seinen Offenbarungen so etwas Ähnliches wie epileptische Anfälle hatte, bei denen ihm seine Frauen oder andere Anwesende ein Stück Leder oder Holz in den Mund steckten, damit er sich nicht während des Anfalles seine Zunge zerbeißen würde. Die überlieferten epileptischen Anfälle brauchen jedoch nicht zu bedeuten, dass Mohammed geisteskrank war, zumindest nicht in dem Sinne, wie eine Epilepsie heute meist interpretiert wird. Solche epileptischen Anfälle traten mitunter auch bei *besonders begabten Menschen* auf, d.h. bei Menschen mit besonders leistungsfähigen oder sensiblen Gehirnen. Im Altertum wurden derartige Anfälle deshalb oft als „Krankheit der Lieblinge der Götter“ bezeichnet; das bekannteste Beispiel solcher „Götterlieblinge“ war Caesar.

Epilepsie tritt auch heute sehr oft auf. Laut *Focus*-Artikel [47/1999] *Im Gewitter der Neuronen* leiden weltweit fast so viele Menschen an Epilepsie wie an Diabetes, demnach rund ein Prozent der Menschheit. In Deutschland sind es mindestens 600.000 Menschen, bei denen sie sich in unkontrollierten Bewegungen, in Bewusstseinsstörungen oder auch nur in einer bloßen Starre äußern kann. Bei rund der Hälfte aller Patienten liegt der Ursprung derartiger Anfälle in eng begrenzten Hirnarealen, wodurch eine chirurgische Heilung möglich ist, indem das gestörte Areal millimetergenau herausgeschnitten wird.

Der medizinische Hintergrund einer epileptischen Störung, ob ererbt oder krankheitshalber, kann sein, dass die Verbindung zwischen den beiden Gehirnhälften des sog. Großhirns oder zwischen einzelnen Bereichen des Gehirns gestört ist und somit die normale Funktion des Organs eingeschränkt ist.

Sind die verbleibenden Nerven-Verbindungen dann durch irgendetwas überfordert, z.B. bei der Weitergabe von Steuerungsbefehlen oder durch Verarbeitung von Informationen, kann das gesamte Gehirn so stark aus dem Gleichgewicht geraten, dass es den menschlichen Körper nicht mehr richtig lenken kann; es kommt zu epileptischen Anfällen – ähnlich dem Zusammenbruch eines Elektroniksystems, bei dem ein Teil überlastet wird. Oder es werden mitunter Bereiche derart erregt, dass sie dann das Funktionieren anderer Steuerungs-Bereiche stören, so dass das Gehirn in seiner Gesamtheit nicht mehr normal arbeiten kann.

Spinnt man diesen Gedanken weiter, so kann es durchaus unterschiedliche Ursachen für Gehirn-Störungen und damit für einen epileptischen Anfall

geben: Einmal und wohl *vor allem* durch *Erkrankung* von Verbindungs-Nerven zwischen den beiden Gehirnhälften oder zwischen Gehirn-Teilbereichen, zum anderen aber auch durch nur *zeitweilige Überlastung* eines Gehirn-Komplexes oder von Nervenbahnen, was z.B. bei Weitergabe von für den 'Bewusstseins-Teil' des Gehirns besonders wichtigen Informationen auftreten kann. Derartiges kann sich auch bei ansonsten normal funktionierenden Gehirnen ereignen.

Besonders wichtig dürfte vor allem eine plötzliche Lösungs-Idee für Probleme sein, mit denen sich ein Mensch, konkret sein Gehirn oder sein Bewusstsein, schon seit längerem beschäftigt. Häufiger ist die Lösung von Kleinigkeiten, wenn man sich z.B. nach dem Namen eines Menschen fragt, den man vor einiger Zeit, z.B. im letzten Urlaub, kennengelernt hat. Trotz intensiven Nachdenkens will einem dieser nicht einfallen; doch plötzlich ist er da, z.B. nach dem Aufwachen am Morgen oder wenn sich das Gehirn oder sein Bewusstsein eigentlich mit etwas ganz anderem beschäftigt. Ein Teil unseres Gehirns dürfte also eine Art Speicher sein, der mitunter erst mal durchsucht werden muss wie der Speicher eines Computers; ein solches Durchsuchen des Gehirnspeichers geht anscheinend oft am besten, wenn das Gesamt-Gehirn oder der Bewusstseins-Teil nicht noch zusätzlich mit anderem beschäftigt ist.

In ähnlicher Weise dürfte es sich auch bei der Lösung von **Problemen** verhalten: Kommt der Bewusstseins-Teil des Gehirns nicht zu einer Lösung, kann das Problem auch im Unterbewusstsein behandelt werden, das dann seine gefundene Lösung an das Bewusstsein weiterleitet. Im Regelfall sind bei normalen Menschen derartige plötzliche Einfälle, derartige Lösungen nicht mit Komplikationen wie mit Anfällen verbunden; es gibt jedoch Ausnahmen.

Es gibt auch die sog. **Schizophrenie**. Betroffene haben optische oder akustische **Halluzinationen**. Sie sehen Dinge, die in Wirklichkeit gar nicht vorhanden sind, und oder sie hören ständig oder wiederholt Stimmen, deren Herkunft sie sich nicht erklären können, weil sie eindeutig *nicht von außen* kommen. Die Herkunft dieser Halluzinationen liegt in ihrem eigenen Gehirn. So sollen völlig übermüdete Autofahrer mitunter völlig unmögliche Hindernisse auf der Autobahn 'gesehen' haben, z.B. ein Schiff oder einen Baum. In Wirklichkeit handelt es sich um eine Illusion, die irgendein Segment des Gehirns dem Bewusstseins-Teil vorgegaukelt hat, um den übermüdeten Fahrer zum Anhalten zu veranlassen und so einen Unfall zu vermeiden.

Dass unser Gehirn uns Irreales, Nicht-Vorhandenes vortäuschen kann, erlebt man z.B. ja auch im Traum; manche Menschen erwachen sogar schweißgebadet daraus und glauben zunächst an eine durchaus reale Traum-Vision.

Andere Visionen können sogar wachen Menschen die *Gegenwart von Personen* vortäuschen, die dann mitunter sogar als Dämonen, Teufel, Engel oder göttliche Wesen gedeutet werden. Dasselbe gilt für imaginäre Stimmen, als deren Urheber dann mitunter auch übernatürliche Wesen angenommen werden. Derartiges tritt besonders oft auf, wenn der Mensch seinen Körper übermäßig strapaziert, z.B. wie schon erwähnt durch Übermüdung, aber auch durch extremes Fasten, beim Genuss von Rauschmitteln oder bei deren Entzug. Auch Erkrankungen des Gesamt-Körpers können Visionen auslösen.

Interessant ist, dass derartige Erscheinungen auch durch elektrische Reizungen des Gehirns, konkret spezieller Gehirn-Partien, erzeugt werden können, weil dadurch ebenfalls der normale Ablauf der Gehirn-Funktionen gestört wird. Dies gilt auch für epileptische Anfälle.

Eine spezielle Hypothese für **akustische Halluzinationen** lieferte der Psychologe JULIAN JAYNES (1920–1997), Professor an der Princeton-Universität, die er zunächst in Vorlesungen vertrat und dann 1976 in seinem Buch *The Origin of Consciousness in the Breakdown of the Bicameral Mind* veröffentlichte; deutscher Titel *Der Ursprung des Bewußtseins*. Jaynes vertritt die Auffassung, dass in einer früheren Phase der menschlichen Entwicklung die beiden Gehirnhälften des Menschen nicht nur durch direkte Nervenverbindungen miteinander kommunizierten, so wie das heute normalerweise üblich ist, sondern auch durch *Stimmen*. Anders ausgedrückt konnte die eine Gehirnhälfte der anderen Hälfte Ergebnisse oder Ansichten so mitteilen, dass diese als Stimmen wahrgenommen wurden, als Stimmen, die anscheinend von **außen**, z.B. von **Göttern** kamen.

Dieses Hauptwerk von Jaynes ist von verschiedenen *Zeitensprünge*-Autoren kommentiert worden. Heribert Illig stellte es 1988 auf einem Jahrestreffen vor und berichtete 1995 schriftlich darüber. Stefan Diebitz beschäftigte 2006 als Teilaspekt die Psychohistorie des Frühmenschen. Andreas Otte [206 f.] hat Jaynes' These in vier Punkten knapp zusammengefasst und darauf hingewiesen, dass 1997 eine *Julian Jaynes Society* gegründet worden ist, zu deren Zielen es gehört, „die Relevanz der akustischen Halluzinationen für die menschliche Erfahrung“ zu erforschen [Otte, 209]. Ihre jüngsten Publikationen hat Marcel Kuijsten editiert [2006; 2012].

So umstritten und umkämpft Jaynes' Thesen sind, so scheint seine Betrachtung der hebräischen Propheten durchaus weiterzuführen, wie das auch bei Paulus der Fall ist, der die Stimme Jesu zu hören glaubte. Nach der These von Jaynes könnte das Unterbewusstsein des Saulus/Paulus zu der Erkenntnis gekommen sein, dass die Verfolgung der Christen eventuell doch nicht im Sinne Gottes wäre, und hätte diese Erkenntnis dann in Form der überlieferten Vision weitergegeben.

**Mohammed**, der Prophet des Islams, ist ein Parade-Beispiel für die Annahme von Jaynes, auch wenn dieser ihn seltsamerweise gar nicht anführt: Mohammed hatte Visionen, z.B. dass ihm der Erzengel Gabriel erschienen sei, er hörte Stimmen, die ihn zum Propheten bestimmten und die ihm Offenbarungen verkündeten, und all das war wiederholt von einer Art von epileptischen Anfällen begleitet. Manche seiner Verkündigungen sind ganz eindeutig Lösungen für Probleme, die ihn sehr beschäftigt hatten.

Als z.B. seine Lieblingsfrau Aischa unter nicht-eindeutigen Umständen des Ehebruchs beschuldigt wurde und er sie daraufhin zunächst verstieß, aber bald darauf vermisste, bekam er der Überlieferung zufolge eine Offenbarung, die die Beschuldigungen gegen Aischa zurückwies, und zusätzlich noch die später in den Koran aufgenommene Bestimmungen von Sure 24: 4:

„Diejenigen, welche züchtige Frauen verleugnen und danach nicht vier Zeugen beibringen, die geißelt mit 80 Hieben und nehmt nie mehr ihr Zeugnis an, denn es sind Frevler.“

Ein noch krasserer Beispiel ist die sog. **Zainab-Affäre**: Mohammed hatte seinem Adoptivsohn Zaid eine Frau besorgt, sie dann aber selbst begehrt, nachdem er sie zufällig nur leicht bekleidet gesehen hatte. Als Zaid dies erfuhr, wollte er seine Frau an den verehrten Adoptiv-Vater und Propheten abtreten. Dieser konnte sie jedoch nicht annehmen, weil es verboten war, ehemalige Frauen von Söhnen zu heiraten, und als Söhne galten damals auch *Adoptiv-Söhne*. Nach einigen Tagen erhielt Mohammed jedoch eine Offenbarung, die in Sure 33: 4 zu finden ist:

„Allah hat weder den Menschen zwei Herzen in seinem Innern gegeben, noch hat er die Frauen, von denen ihr euch scheidet, zu euren Müttern gemacht, noch eure Adoptivsöhne zu leiblichen Söhnen.“

Es folgt dann in den Abschnitten 37 und 38 derselben Sure:

„Und als Zaid die Sache mit dir erledigt hatte (dir Zainab abgetreten hatte), verheirateten wir dich mit ihr, damit es für die Gläubigen keine Sünde sei, die Gattinnen ihrer Adoptivsöhne zu heiraten, wenn sie die Sache mit ihnen erledigten, (d.h. sich von ihnen getrennt haben) [...]

Der Prophet begeht keine Sünde in dem, was Allah ihm verordnet hat.“

Natürlich sind derartige Offenbarungen nicht ohne Widerspruch geblieben; typisch hierfür ist ein dazu überlieferter Ausspruch der Aischa: „Dein Allah hat es ja sehr eilig gehabt, Dir eine Offenbarung gemäß Deinen Wünschen zu schicken!“ Die Fortsetzung des Falles Zainab ist ein weiteres gutes Beispiel für einen Erklärungs-Versuch ‘à la Jaynes’, denn bald darauf erhielt er folgende Offenbarung:

„Hinfort sind Dir *keine weiteren Frauen* erlaubt, noch dass Du Gattinnen gegen sie austauschst, mag Dir auch ihre Schönheit gefallen; es sei denn Sklavinnen“ [Sure 33,52; nach Henning, leicht verändert].

Es könnte dann eventuell so gewesen sein, dass Mohammed selbst zu der Auffassung gekommen war, im 'Falle Zainab' irgendwelche Grenzen überschritten zu haben. Und so kam dann die neue Offenbarung mit dem Inhalt: 'Bis hierhin und nicht weiter!'

Nach der Hypothese von Jaynes ließe sich auch das Zustandekommen der sog. „*Satanischen Verse*“ erklären, die durch das gleichnamige Buch von Salman Rushdie [2008] bekannt wurden. Hierunter versteht man, dass Mohammed für kurze Zeit auch drei Göttinnen, die in Mekka besonders verehrt wurden, als Töchter Allahs akzeptierte. Ein Perser namens Tabari, einer der bekanntesten älteren Koran-Kommentatoren (gest. 923), dessen Kommentare in heutiger Bücherform 39 Bände füllen, berichtet darüber:

Eines Tages sprach Mohammed im Heiligtum von Mekka, in Gegenwart von Anhängern und Gegnern des neuen Glaubens, über diese drei mekkanischen Gottheiten: „Was meint ihr denn, von Lat und al-Uzza und von Manat, der dritten?“ [Sure 53, 19-20] Da flüsterte ihm der Satan, während Mohammed noch glaubte, die Stimme Gottes oder seines Engels zu hören, die folgenden Worte zu, die Mohammed dann auch guten Glaubens weitergab: „*Das sind die hochehrhabenen Kraniche, auf deren Fürsprache bei Gott man hofft.*“

Mit diesem Spruch wären die drei Göttinnen anerkannt gewesen. Bald sei jedoch Mohammed klar geworden, dass dieser Zusatz nicht von Gott hatte kommen können, weil damit der Monotheismus aufgehoben worden wäre, worauf ihm Gabriel erschien und diesen Satz annulliert hätte. Folgt man der Deutung von Jaynes, dann hat Mohammed zunächst darüber gegrübelt, wie er den Glauben an Allah mit Vorstellungen der Mekkaner verbinden könnte, und als es dann im Unterbewusstsein zu einer Lösung kam, wurde sie in Stimmenform weitergegeben. Diese Lösung konnte dann jedoch von dem 'Vernunft-Teil' des Gehirns nicht akzeptiert werden.

Das generelle Problem der sog. *Satanischen Verse* ist für den Islam, dass Mohammed eventuell auch andere Irrtümer verkündigt bekommen und weitergegeben haben konnte und damit eventuell *falsche* Offenbarungen im Koran stehen könnten. Das kann und will der Islam nicht akzeptieren. Noch weniger allerdings, dass angeblich von Allah an Mohammed ergangene Verkündigungen lediglich Produkte seines eigenen Gehirns waren. Aber folgender Gedanke ist auch für den Gläubigen zulässig:

Selbst wenn sich Mohammeds Visionen oder Botschaften tatsächlich aus einer besonderen Veranlagung seines Gehirns erklärten, schließt dies nicht aus, dass trotzdem dahinter der *Wille Gottes* stand: Allah kann diese nicht-unnatürliche Form gewählt haben, um seine Botschaft an Mohammed und dann weiter an die Menschheit zu übermitteln.

## Verwendete Literatur

- Diebitz, Stefan (2006): Versuche einer Psychohistorie des Frühmenschen; *Zeitensprünge* 18 (1) 239-250
- Illig, Heribert (1995): Die Entstehung des Bewußtseins nach Jaynes. Eine runderneuerte Rezension; *Zeitensprünge* 7 (5) 208-212
- Jaynes, Julian (1993): *Der Ursprung des Bewußtseins*; Rowohlt, Reinbek (Taschenbuchausgabe, deutsch <sup>1</sup>1988, engl. <sup>1</sup>1976)
- Koran = *Der Koran* (1960), übersetzt von Max Henning, Einleitung und Anmerkungen von Annemarie Schimmel, Reclam, Stuttgart
- Kuijsten, Marcel (Hg. 2012): *The Julian Jaynes Collection*; Julian Jaynes Society
- (Hg. 2006): *Reflections on the dawn of consciousness · Julian Jaynes's bicameral mind theory revisited*; Julian Jaynes Soc., Henderson
- Otte, Andreas (2013): Neues von der bikameralen Psyche. Die Aktivitäten der Julian Jaynes Society; *Zeitensprünge* 25 (1) 206-210
- Rushdie, Salman (1989): *Die Satanischen Verse* · Roman; Artikel 19 Verlag (engl. <sup>1</sup>2008)

Dr. Otto Ernst, 51373 Leverkusen, Georg-von-Vollmar-Str. 23

# *Hallucigenia* – avers, revers, dorsal, ventral Zur Evolution im Kambrium

Heribert Illig

Burgess Shale und Alvarez-Impakt mit Chicxulub-Krater: „Sie stehen einander an Bedeutung in nichts nach, und im Grunde erzählen sie dieselbe Geschichte: daß nämlich die Geschichte des Lebens äußerst riskant und kontingent ist.“ Stephen Jay Gould = G. [313].

Es geht um ein kleines Tier aus dem kambrischen Versuchslabor der Evolution, das sich vor 570 Mio. Jahren zeigt, dem vor 400 Millionen Jahren der Garaus gemacht worden ist, und das gegenwärtig wieder Schlagzeilen macht:

„Jetzt hat sich herausgestellt, dass der vermeintliche Kopf das eigentliche Hinterteil ist. Die ballonartige Verdickung, die bei einem gut erhaltenen Fossil zu sehen ist und die man bisher für den Kopf gehalten hatte, offenbarte sich im Elektronenmikroskop als Darminhalt, der vermutlich nach dem Tod ausgetreten war.“ [hka].

Kopf und After verwechselt! Wenn man sich außerdem daran erinnert, dass dieses Tier vor nicht allzu langer Zeit umgedreht worden ist und nun auf Beinchen läuft, die anfangs als Rücken-Tentakel interpretiert wurden, während es seine vermeintlichen Stachelbeine nun als echte, schützende Stachel auf dem Rücken trägt, könnte man über die vermeintlichen Bestimmungschwächen lächeln. Aber es geht doch um viel mehr.

Das erste Mal ist mir *Hallucigenia* 1991 bei dem schon mit 60 Jahren verstorbenen Stephen Jay Gould (1941–2002) begegnet, als er über die regelrechte Explosion berichtete, mit der im Kambrium ungeahnte Lebensformen entstanden. Dazu öffnete er die Schatztruhe des Burgess Shale, die zwar schon 1909 in den Rocky Mountains von British Columbia gehoben worden war, aber lange kaum Beachtung fand. Charles Doolittle Walcott (1850–1927) fand dort mehr als 12.000 Fossilien in der Größenordnung bis zu zehn Zentimetern und stand vor einem schwer löslichen Problem [G. 117]. Diese Tiere passten nicht in die traditionellen ‘Schubladen’. Die Biologen konnten bis dahin alle ihnen bekannten Arthropoden, d.h. Gliederfüßler vier Gruppen zuordnen: Trilobiten, Crustacea (Krebstiere) und Uniramia/Antennata. Bezeichnenderweise sind heute vier andere Unterstämme bekannt: Crustacea, Hexapoda (Sechsfüßler), Chelicerata (Kieferklauenträger) und Myriapoda (Tausendfüßler), die ausgestorbenen Trilobiten werden hier nicht geführt [wiki → Gliederfüßler]:

„Taxonomen haben annähernd eine Million Arten von Arthropoden beschrieben, und alle passen in die vier Hauptgruppen; und eine einzige Grabungsstätte in Britisch-Kolumbien, welche die erste Explosion des vielzelligen Lebens repräsentiert, enthüllt über zwanzig zusätzliche Arthropoden-Strukturen! Die Geschichte des Lebens ist eine Geschichte der massenhaften Beseitigung, gefolgt von einer Differenzierung innerhalb weniger überlebender Stämme, und eben nicht die altbekannte Erzählung von stetig zunehmender Leistung, Komplexität und Vielfalt“ [G. 23].

Es genügt, einige dieser rätselhaften Tiere in Rekonstruktionszeichnungen vorzustellen, um sich die Schwierigkeiten der Bestimmungen vorzustellen [G. 124, 161, 179 etc.]. Die Gattung *Hallucigenia* stach besonders heraus:

„Erstens ist sie, im heutigen Jargon ausgedrückt, wirklich irre. Zweitens hat Simon, weil es bei Symbolen sehr auf den Namen ankommt, eine höchst ungewöhnliche und wirklich schöne Bezeichnung für seine merkwürdigste Entdeckung gewählt. Er nannte dieses Geschöpf *Hallucigenia*, um »die bizarre und traumhafte Erscheinung des Tieres« (1977c, S. 624) zu würdigen, vielleicht aber auch als ein Denkmal für ein unbeweintes Zeitalter sozialer Experimente“ [...]

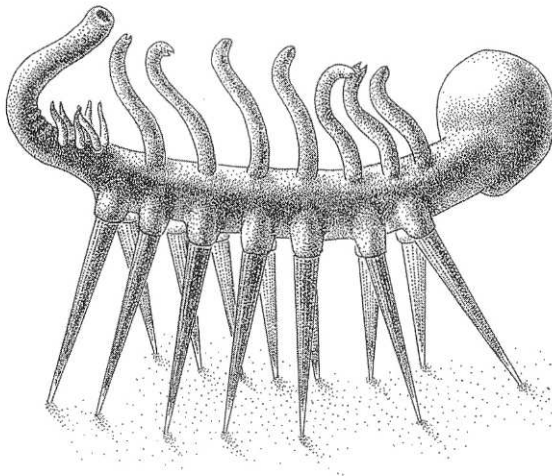
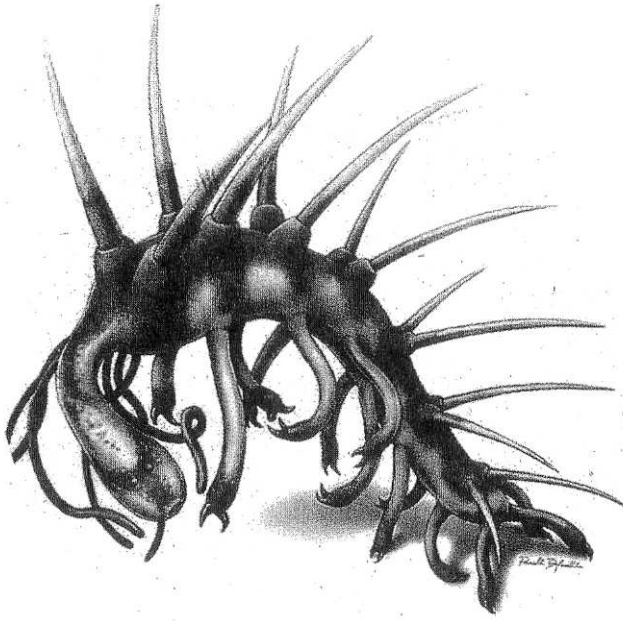
Wie kann man ein Tier beschreiben, wenn man nicht einmal weiß, wo oben, wo vorne und wo hinten ist? *Hallucigenia* ist, wie die meisten mobilen Tiere, bilateral symmetrisch, und sie trägt, im Einklang mit dem gängigen Bauplan zahlreicher Stämme, verschiedene, sich wiederholende Strukturen. Die größten Exemplare sind ungefähr einen Zoll lang. Jenseits dieser überaus vagen bekannten Wegweiser betreten wir eine wahrhaft untergegangene Welt“ [G. 170].

Insofern gab es schon damals erhebliche Zweifel, ob das Tier richtig gesehen wird. Sein Entdecker Walcott beurteilte es als einen Wurm und benannte ihn auf *Canadia sparsa* [G. 170]. Zu Zeiten von Goulds Bucherscheinen galt es als „neuer Stamm“ [G. 232]. Gould selbst wäre wohl nicht überrascht, dass man nun einen „bizarren, daumengroßen Urahn der Insekten aus dem Kambrium“ erkennt, der noch keine Facettenaugen besaß und wohl nur hell und dunkel unterscheiden konnte, dafür aber spitze Zähne im Maul wie im Rachen besaß. Die ‘Tentakel-Füße’ dienten aus heutiger Sicht wohl eher dem Festhalten im Wasser [hka]. *Hallucigenia* rangiert nun unter dem Überstamm Häutungstiere – Resultat des Einsatzes von deutlich verbesserten Elektronenmikroskopen in Toronto. Mittlerweile kennt man die Burgess-Shale-Fauna von der ganzen Welt, auch aus älteren Gesteinen [G. 247].

Gould als Evolutionsforscher lernte hier sehr viel. Ihn interessierte, warum nur im Verlauf des Kambrium so viele Tierstämme entstanden sind:

„Obwohl das Leben seit dem Kambrium wiederholt Opfer eines massenhaften Aussterbens geworden ist – in der Katastrophe der [sic] Perm





Hallucigenia: oben aktuelle Sicht mit Greifbeinen unten, Rückenstacheln und kleinem Kopf links [hka]; unten frühere Sicht mit Stachelbeinen, Rückententakeln und großem Kopf rechts [Gould, 171]

könnten 95 oder mehr Prozent aller marinen Arten ausgelöscht worden sein –, hat sich das Burgess-Phänomen der sprunghaft ansteigenden Verschiedenartigkeit doch niemals wiederholt. Nach dem permischen Aussterben hat sich das Leben rasch wieder diversifiziert, aber es sind keine neuen Stämme entstanden; alles, was anschließend die entvölkerte Erde wieder besiedelte, hielt sich an die engen Grenzen der bislang schon existierenden Baupläne. Dabei war die Welt des frühen Kambriums von der nachpermischen grundverschieden“ [G. 253].

Demnach verläuft die Evolution nicht wie in einem sich stetig erweiternden „Kegel der Vielfalt“. Tatsächlich gab es anfangs große Vielfalt; später verschwanden viele dieser Varianten, während die Variation innerhalb der Unterstämme bis hin zu den Arten erhalten blieb.

„Viele kambrische Tiere scheinen bahnbrechende Experimente verschiedener Metazoengruppen zu sein, dazu bestimmt, zu gegebener Zeit durch besser angepasste Organismen ersetzt zu werden. Nach der kambrischen Radiation geht die Tendenz offenbar zum Erfolg und zur zahlenmäßigen Ausweitung der Arten relativ weniger Gruppen auf Kosten vieler anderer Gruppen, die aussterben (1979, S. 133)“ [Conway Morris/Whittington lt. G. 261].

Gould wendet sich gegen den einstigen „Determinismus des vorhersagbaren Fortschritts“ [G. 49] und gegen die Alternative des reinen Zufalls [G. 50].

„Ich schreibe dieses Buch, um eine dritte Alternative, und zwar außerhalb der Linie, zu empfehlen. [...] Diese dritte Alternative stellt nicht mehr und nicht weniger als das Wesen der Geschichte dar. Ihr Name ist Kontingenz, und Kontingenz ist eine Sache für sich und nicht etwa eine Mischung von Determinismus und Zufall“ [G. 50].

Könnten wir „das Band des Lebens bis zum Burgess zurückspulen“, könnte sich auch ganz anderes ergeben.

„Vielleicht würden diesmal alle überlebenden Linien am Ende mit zweiseitigen Gliedmaßen ausgestattet sein, die sich sehr gut für das Leben im Wasser eignen, nicht aber für die erfolgreiche Eroberung des Landes. In dieser alternativen Welt würde es dann möglicherweise keine Küchenschaben, keine Moskitos und keine Kriebelmücken geben, aber auch keine Bienen und letzten Endes keine hübschen Blumen“ [G. 265].

Und wohl auch keine Menschen [etwa G. 324].

## Literatur

Gould, Stephen Jay (1991): *Zufall Mensch. Das Wunder des Lebens als Spiel der Natur*: Hanser, München

hka (2015): Der stachelige Urahn der Insekten; *F.A.Z.*, 01. 07.

wiki = *Wikipedia Die freie Enzyklopädie* <http://de.www.wikipedia.org/wiki/> → Artikel

# Electric Universe 2015 – Paths of Discovery

## Ein Konferenzbericht

Andreas Otte

Entgegen den im letztjährigen Bericht [Otte 2014] geäußerten Befürchtungen brachte die diesjährige Konferenz zum Elektrischen Universum (25.–29. 06.) keine erwähnenswerten ‘Ausrutscher’. Konferenzort war wie angekündigt die Stadt Phoenix in Arizona, so ziemlich der heißeste Punkt in den USA zu dieser Jahreszeit. Die Klimaanlage im Hotel sorgte jedoch eher für Frostbeulen statt der erwarteten Schweißausbrüche. Ca. 220 Teilnehmer verfolgten die Konferenz vor Ort, weitere 165 schauten per Online-Streaming aus der Ferne zu. Zu verfolgen waren ca. 35 Vorträge im Hauptsaal und nur vor Ort ca. 15 Sonderbeiträge im sogenannten ‘Breakout-Room’.

Dieser Bericht soll einen Überblick über die Themen der Konferenz geben und die wichtigsten Beiträge mit einigen Details darstellen. Es kann aber nicht jeder Vortrag besprochen werden.

### Vorspiel

Der Donnerstag Abend begann mit der Begrüßung durch David NOWACK. Sein Talent als ‘Master of Ceremonies’ bestätigte sich auch dieses Mal wieder eindrucksvoll.

Gerald POLLACK gab die Keynote der Konferenz. Sein Thema war *Jenseits des Wassers: Was die Welt zum Drehen bringt?* Prof. Dr. POLLACKS Untersuchungen in seinem Labor an der Universität von Washington in Seattle haben gezeigt, dass es eine weitere Art Wasser gibt, nämlich sogenanntes strukturiertes Wasser ( $H_3O_2$ ). Es ist ein Übergangsstadium zwischen normalem Wasser und Eis. Doch darum ging es nicht in erster Linie in seiner Keynote, sondern um mögliche Auswirkungen der Entdeckung und daraus gestaltete neue Erklärungsansätze. Ob aber nun gerade die Erdrotation hierzu gezählt werden sollte, konnte der Vortrag nicht ausreichend belegen. Als Keynote war der Vortrag etwas schwach, aber deutlich besser als die Keynotes der vergangenen Jahre.

Den diesjährigen Einführungsvortrag hielt Annis SCOTT, die Frau von Donald SCOTT. Sie stellte die Haupt-Protagonisten und ihre Themen vor.

## Birkeland-Ströme und Gravitation

Donald SCOTT führte in seinem zweiteiligen Vortrag zu den *Cosmic Power Lines* seine im letzten Jahr begonnenen Überlegungen zu den Birkeland-Strömen weiter aus [Otte 2014, 502]. Insbesondere ist nunmehr in seinem Modell deren innere Struktur als gegeneinander rotierende Ringe, die Materialien aggregieren, klar erkennbar. Dieses Verhalten zeigt z.B. der hexagonal wirkende Sturm am Nordpol des Saturns, es zeigt sich aber auch auf Filmaufnahmen der irdischen Aurora Borealis.

Ein anderer möglicher Anwendungsfall ergibt sich aus der Überlegung, dass auch unser Sonnensystem mit der Sonne im Zentrum einen z-Pinch eines Birkelandstromes darstellt. SCOTT hat mit recht interessanten Ergebnissen untersucht, ob sich nicht auch die Positionierung der Planetenbahnen auf rotierende Ringe seines Birkeland-Strom-Modells zurückführen lässt. Dabei wäre dann aber nur die eine Rotationsrichtung mit Planeten belegt. Zum aktuellen Zeitpunkt ist das nicht mehr als ein Gedankenspiel, aber immerhin eine interessante Alternative zum 'Titus-Bode-Gesetz'.

Wallace THORNHILL führte seine Überlegungen zu einer elektromagnetischen Basis der Gravitationskraft weiter aus. Es mag überraschen, aber bis heute kann niemand erklären, was Gravitation eigentlich ist. Wir haben ein mathematisches Modell für ihre Berechnung, eine Beschreibung, welche im Wesentlichen – abgesehen von ein paar Anomalien – recht gut funktioniert. Das ist es dann aber auch. Die physikalischen Fragen zur Gravitation sind weiterhin offen. Hierzu gehört auch: Warum hat Materie Masse? Was bedeutet  $E = m \cdot c^2$  wirklich? Warum hat  $G$  diese merkwürdigen Dimensionen:  $m^3/(kg \cdot s^2)$ ? Ist  $G$  wirklich konstant? Ist  $G$  wirklich universell?

Gegen die Konstanz von  $G$  könnte z.B. sprechen, dass Raumfahrzeuge, wie auch Kometen anormale Beschleunigungen zeigen. Auch die Megafauna vergangener Erdzeitalter erscheint unter den Bedingungen der heutigen Gravitation nicht denkbar. Und die Universalität von  $G$ ? Letztlich ist  $G$  auf der Erde gemessen worden. Wenn wir diesen irdischen Maßstab nehmen und z.B. auf den Kometen 67P (besucht durch *Rosetta/Philae*) anwenden, dann errechnet sich seine Dichte zu einem Wert, der nur zu einem Drittel dem von Wasser entspricht. Auf den Rosetta-Bildern sieht man jedoch Gestein, keinen Schneeball. Ein variables  $G$  würde eine alternative Erklärung bieten können. Gleichgültig, ob wir nun den Saturn, die Sonne oder gerade frisch den Pluto (durch die Sonde *New Horizons*) anschauen, ein variables  $G$  würde es uns erlauben, unseren Augen wieder zu trauen.

THORNHILL sieht sich auf dem langen Pfad zum Verständnis der Gravitation in bester Gesellschaft mit Forschern wie Michael FARADAY (1791–1867) und Sir Oliver LODGE (1851–1940). Bereits FARADAY suchte nach der experi-

mentellen Verknüpfung von Gravitation und Elektrizität. Wenn es diese Verknüpfung geben sollte, warum ist dann die Gravitation im Gegensatz zu der elektromagnetischen nur eine anziehende Kraft? Eine mögliche Lösung findet sich als Analogie zur sogenannten London-Kraft (nach Fritz LONDON, 1900–1954). Diese ist eine schwache Anziehungskraft zwischen elektrisch neutralen Molekülen und Atomen, die durch oszillierende elektrische Dipole in benachbarten Teilchen entsteht. Eine leichte Deformation der Atome und Moleküle sorgt für die Entstehung der Dipole, die sich entsprechend anordnen, so dass sie sich gegenseitig anziehen.

LODGE sah in der Struktur des Elektrons den Schlüssel zum Verständnis der Gravitation. In der Struktur des Elektrons? Das mag befremdlich erscheinen, wird doch gelehrt, dass das Elektron ein unteilbares punktförmiges Elementarteilchen ist. THORNHILL ist hingegen der Meinung, dass Elektronen Struktur haben müssen, sonst hätten sie keine Masse. Die Masse eines Teilchens ist hiernach ein Maß dafür, wie viel Energie intern in seiner Deformation absorbiert wird, statt zu einer Beschleunigung zu führen. Oder anders ausgedrückt: Elektromagnetische Energie wird in den resonanten Orbitalstrukturen der subatomaren Teilchen gespeichert und manifestiert sich als ihre Masse. Dieses Argument lässt sich genauso auf die Teilchen anwenden, die das Elektron ausmachen. Das atomare Modell wiederholt sich 'fraktalartig' für die subatomaren Strukturen.

Wie also könnte Gravitation entstehen? Wenn die meisten Atome innerhalb der Erde tatsächlich atomare elektrostatische Dipole mit einem positiven inneren Pol und einen negativen äußeren Pol formen, dann wird das im Inneren der Atome erzeugte elektrische Feld die subatomaren Teilchen ebenfalls zu Dipolen deformieren. Die Summe dieser ausgerichteten subatomaren Dipole würde dann die äußerst schwache Gravitationskraft erzeugen. Weil diese Dipol-Kraft durch die Materie verkettet ist, kann sie auch elektrisch nicht abgeschirmt werden. Das bedeutet aber auch, dass Gravitation quasi zwei Pole hat, wie ein Stabmagnet. Und es bedeutet, dass durch Gravitation induzierte atomare Dipole ein schwach *abstoßendes* Gravitationsfeld erzeugen. Letztlich hätte die Anziehungskraft eine begrenzte Reichweite, und alle Sonnen und Planeten würden einander abstoßen.

Wir sind mit der Erde verbunden durch die Dipole, welche sie in uns induziert. Wir nehmen deshalb an, dass die Gravitation immer anziehend ist. Das aber ist in diesem Modell eine erdzentristische Sicht, wie auch die Annahme, dass das auf der Erde gemessene  $G$  konstant und universell ist. Stattdessen wäre die Masse eines Körpers, z.B. die eines Planeten, abhängig von seiner elektrischen Oberflächenladung. Wenn sich die Masse eines Planeten verdoppelt, dann muss sich auch sein Orbit in etwa verdoppeln (Erhaltung der Orbitalenergie). Wenn die Planeten Kathoden mit einem Plasmaschweif

im positiven Feld der Sonne (Anode) darstellen, dann würde unter bestimmten Bedingungen Ladung von den inneren zu den äußeren Planeten transferiert. Im Normalfall 'sehen' sich die Planeten jedoch elektrisch nicht; sollte das neutrale Bahnsystem der Planeten aus dem Gleichgewicht geraten, dann würde der sofort ausgelöste Ladungstransfer sehr schnell wieder ein Gleichgewicht herstellen.

Die Frage, warum träge Masse und schwere Masse äquivalent sind, ist in diesem Modell einfach erklärbar. Beide Effekte erzeugen eine äquivalente Verschiebung des schweren Nukleus innerhalb des Atoms (Deformation).

Passend hierzu philosophierte A.P. DAVID über die Metaphysik FARADAYS. Es ging obendrein um die Metaphysik Isaac Newtons, unterschiedliche Atommodelle und weitere Zitate griechischer Philosophen, die natürlich – wie es sich für einen klassisch ausgebildeten Hellenisten gehört – auch auf Altgriechisch vorgetragen wurden. Das Ergebnis seines Philosophierens war: 'Ladungstrennung ist', oder auch 'Existenz ist Ladungstrennung'.

### Ersatzvortragende

Sowohl Dwardu CARDONA (*Ordnung aus dem Chaos*) als auch Michael STEINBACHER konnten krankheitsbedingt ihre Vorträge nicht selbst halten. CARDONAS Vortrag hielt THORNHILL über das Thema, ob es in den Schöpfungsgeschichten der unterschiedlichen Völker um eine Entstehung aus dem Nichts oder aus einer vorher existierenden chaotischen Substanz gehe. CARDONA plädiert für letzteres.

Bei Michael STEINBACHERS Vortrag war es der Autor dieser Zeilen selbst, der kurzfristig einsprang. Es ging – natürlich – um die *Geologie des Elektrischen Universums*. In den letzten Jahren hat das ursprüngliche Modell [Otte 2012] einige Änderungen erfahren. So ist insbesondere der Dünen-Prozess in den Hintergrund getreten und durch einen der Bildung von verschweißtem Tuff ähnlichen Prozess ersetzt worden, der aber in diesem Modell für viele andere Gesteinsarten ebenso gilt. Hierüber wird demnächst im Detail zu berichten sein.

### SAFIRE

Der Fortschritt im SAFIRE-Projekt nahm einen breiten Raum in der Konferenz ein. Zunächst wurde am Samstag Abend der Rohschnitt des Films *SAFIRE – The Documentary* gezeigt. Zur Erinnerung: Das SAFIRE-Projekt hat das Ziel, das Konzept der elektrischen Sonne im Labor nachzustellen. Zu diesem Zweck wurde in der Phase I ein Testaufbau erstellt und erste Experimente durchgeführt. Der Film zeigt diese Entwicklung bis hin zur Anlieferung der Testkammer für die Phase II, das eigentliche Experiment, das im Herbst

beginnen soll. Wie schon im letzten Bericht angedeutet [Otte 2014, 502], hat bereits die Phase I Ergebnisse erbracht, welche die Erwartungen weit überstiegen haben. Der Film bestätigt diesen Eindruck, ohne zu sehr in die Details zu gehen. Man hat den Eindruck, dass es inzwischen um sehr viel Geld bei der Sache geht und bereits Ideen für eine kommerzielle Nutzung existieren.

Am Sonntag Nachmittag berichteten dann die Mitglieder des SAFIRE-Teams von ihren Aktivitäten. Montgomery CHILDS gab erneut den Projektüberblick, Jano ONDERCO berichtete von der eingesetzten Technik, und Paul ANDERSON legte den Schwerpunkt auf die Auswertung der Daten und das Design der Experimente. Michael CLARAGE ist verantwortlich dafür, die Brücke zwischen den NASA/ESA-Daten von der Sonne und den Labordaten zu schlagen, während der Plasmaphysiker Lowell MORGAN bereits ein erstes Paper über die Ergebnisse der Phase I vorgelegt hat und davon berichtete. Wer den Vortrag MORGANS vom letzten Jahr im Kopf hatte, erwartete diesen Vortrag mit großer Skepsis. Jedoch: Er war wie ausgewechselt, keine Überziehung der Redezeit, keine unnötigen sexistischen Auftritte.

An dieser Stelle macht es Sinn, anzumerken, dass Wallace THORNHILL im Juli 2014 endlich auf den Vortrag von Bob JOHNSON von der 2013er Konferenz reagiert hat [Otte 2013, 236-240]. Der Niederschlag dieser Korrespondenz findet sich in einem Vortrag, den Bob JOHNSON im Oktober 2014 beim Herbsttreffen der SIS gehalten hat [Johnson]. Einige Kritikpunkte konnten ausgeräumt werden, aber es wird deutlich, dass JOHNSON insgesamt noch nicht zufrieden ist mit THORNHILLS Antworten. Trotz oder vielleicht auch gerade wegen dieser immer noch existierenden Dissonanzen sind beide auch als Berater für das SAFIRE-Projekt tätig. Insgesamt eine erfreuliche Entwicklung. Das lässt Gutes hoffen für die andere 'offene Baustelle', die von Rens van der SLUIJS aufgeworfene Frage [Otte 2013, 234-236] nach Anzahl und Ausrichtung der 'Himmelssäulen' in den Mythen der Völker.

### **Wissenschaftler, Pseudowissenschaftler, Skeptiker ...**

Der Montagmorgen war der Wissenschaftstheorie gewidmet und der Frage, wie man Wissenschaft von Pseudo-Wissenschaft unterscheiden kann. Der Soziologe Dr. Andrew BARTLETT von der Universität Cardiff trug zu dem Thema vor, wie Konsensus in der Wissenschaft entsteht und wie Kontroversen auftreten und gelöst werden. Der Besuch der Konferenz ist Teil seiner fortgesetzten Studien, der Schwerpunkt liegt dabei auf der Untersuchung von Gruppierungen von Physikern jenseits des Mainstreams. Wie bilden sich solche Gemeinschaften? Wie interagieren solche Gruppierungen untereinander? Bartlett leitete auch ein Panel, an dem die Vortragenden des Vormittags, sowie TALBOTT und THORNHILL teilnahmen.

In diesen Zusammenhang gehört auch ein Vortrag von Dr. Tom WILSON vom Freitagvormittag. Ihn beschäftigte die Frage, warum es üblich ist, in den Wissenschaften Aussagen mit absoluter Sicherheit zu treffen, nur um dann alsbald von den nächsten neuen Daten total überrascht zu werden. Oft, so wird gesagt, müsse man zurück ans Reißbrett. Eigentlich müssten solche Vorfälle – wenn sie gehäuft auftreten – zu einer Debatte, zu einer Überprüfung der Annahmen und Theorien führen, aber nichts dergleichen passiert. Stattdessen bleiben die obigen Aussagen Lippenbekenntnisse und die Erklärungsmodelle unverändert ohne irgendwelche merklichen Erschütterungen in ihren Grundfesten. Es gibt inzwischen einige psychologische Untersuchungen, die nahelegen, dass wir eine Gefährdung unserer Ansichten im Rahmen des wissenschaftlichen Diskurses genauso auffassen, wie eine echte körperliche Bedrohung – und dementsprechend auch reagieren. Wenn das stimmt, dann braucht man sich keinen Illusionen zum tatsächlichen Ablauf des Wissenschaftsbetriebs mehr hinzugeben.

Dr. Gary SCHWARTZ von der Universität Arizona brachte einen Fünf-Finger-Test in die Diskussion, mit dem er prüft, ob eine Idee es wert ist, genauer untersucht zu werden. Das Beispiel, an dem er seine Technik verdeutlichte, war allerdings etwas esoterisch und daher nicht unbedingt überzeugend für die Mehrzahl der Anwesenden.

Den Gegenpart übernahm Michael SHERMER. Der Wissenschaftsjournalist ist Gründer der *Sceptic-Society*. Seit 2001 schreibt er die Skeptiker-Kolumne im *Scientific American* (Spektrum der Wissenschaft). Für ihn ist die Unterscheidung zwischen Wissenschaft und Pseudo-Wissenschaft im Wesentlichen davon geprägt, was ein Wissenschaftler macht oder eben auch nicht macht. Er definiert das so: Wenn eine Gruppe von Wissenschaftlern aktiv eine neue Idee übernimmt, wenn sich diese Idee dann im Forschungsgebiet verbreitet, in Forschungen integriert wird und nützliches neues Wissen erbringt, welches sich in Präsentationen und Publikationen widerspiegelt und neue Forschungen anregt, dann handelt es sich höchstwahrscheinlich um Wissenschaft. Wenn das nicht alles passiert, dann ist es sehr wahrscheinlich Pseudo-Wissenschaft. Ganz weit oben auf der Liste der Kennzeichen für 'richtiges' Verhalten von Wissenschaftlern steht dabei die Veröffentlichung in anerkannten Journalen, die ein Peer-Review durchführen.

Hierzu ist anzumerken: Das mag ja in der ursprünglichen Theorie korrekt sein, in der Praxis aber ist das **Peer-Review-System** am Ende. Kaum ein Monat vergeht inzwischen ohne einen Skandal im Zusammenhang mit Peer-Reviews. Wer das nicht mitbekommt, der will es wohl auch nicht mitbekommen. Peer-Review sollte eigentlich unabhängig von den Ergebnissen eines Beitrags die korrekte Präsentation der Annahmen, die Logik der Argumenta-



tion und allgemein die Einhaltung von Formalien prüfen. Stattdessen dient der Peer-Review nunmehr dazu, den Kreis der Personen, die sich gegenseitig für Wissenschaftler halten, von anderen abzuschotten (den sogenannten Pseudowissenschaftlern, die aber oft nur andere Meinungen vertreten). Es geht bei der Beurteilung von Beiträgen nicht mehr um eigentlichen Inhalt und Logik, es geht um die wichtigen Namen, es geht um die 'richtigen' Inhalte.

### *Zwischenspiel: Die Schokoladendiät*

Kaum ein Fall aus den letzten Monaten illustriert wohl besser das aktuelle Problem wissenschaftlicher Veröffentlichungen und des Peer-Review im Besonderen als die Story von der sog. Schokoladendiät [vgl. etwa Langenau]. Die Geschichte hat mehrere Facetten: Einerseits geht es darum, wie Medien (darunter auch die BILD-Zeitung) auf spektakuläre Überschriften anspringen und jeden wissenschaftlich aussehenden Text für bare Münze nehmen. Andererseits geht es natürlich auch darum, dass ein renommiertes medizinisches Online-Magazin den Beitrag angenommen und veröffentlicht hat [Bohannon et al.]. Heute findet sich dort nur noch die Meldung, dass der Beitrag zurückgezogen wurde. Wer den Artikel trotzdem lesen möchte: Er wurde inzwischen alternativ veröffentlicht [*scribd*].

Tatsächlich wurde eine authentische Studie durchgeführt. Menschliche Versuchsobjekte wurde rekrutiert und unterschiedliche Diätvarianten einschließlich einer Kontrollgruppe ohne Diätvorgaben ausgesetzt. Die präsentierten, statistisch signifikanten Vorteile der Schokoladen-Diät wurden auf Basis der tatsächlich aufgenommenen Daten ermittelt. Im Prinzip handelt es sich um eine Studie, wie sie im Bereich der Diät-Forschung üblich ist: Die Ergebnisse sind sinnlos und die Gesundheitsratschläge, welche die Medien an Millionen von Personen geliefert haben, sind komplett unbegründet. Statistisch signifikant und trotzdem sinnlos? Des Rätsels Lösung ist: Alles Mögliche an einer kleinen Testgruppe messen ... und der *p*-Wert [Otte 2015]. Irgendetwas Signifikantes wird sich in einem solchen 'Versuchsaufbau' mit hoher Wahrscheinlichkeit zeigen. Dann 'massiere' man die Daten noch ein wenig und fertig ist ein wissenschaftlicher Beitrag mit einen *p*-Wert von  $<0,05$ . Peer-Review durch die Journale? Fehlanzeige! Einige der zwanzig angeschriebenen Journale akzeptierten den Beitrag innerhalb von 24 Stunden. Und bereits zwei Wochen nach Einzahlung des Veröffentlichungsentgelts von 'nur' 600 € wurde der Beitrag in den *International Archives of Medicine* veröffentlicht [Bohannon 2015a].

Nachdem BOHANNON sein Experiment mit den Medien öffentlich gemacht hatte, wurde zunächst von den Herausgebern des Journals behauptet, der Beitrag wäre niemals wirklich veröffentlicht worden [Bohannon 2015b]. Nunmehr also die bereits erwähnte Meldung, dass der Beitrag zurückgezogen wurde.

### *... und Pseudo-Skeptiker*

Bei SHEMERS Vortrag habe ich mir jedenfalls sofort die Frage gestellt, ob sich die sogenannten Skeptiker eigentlich selbst einmal im Spiegel betrachten und an ihre eigene Arbeit und die der Wissenschaftler die Maßstäbe anlegen, mit denen sie andere als Pseudo-Wissenschaftler (ab-)klassifizieren. Würden sie das tatsächlich tun, müssten sie sich wohl selbst als *Pseudo-Skeptiker* klassifizieren. Das gilt gerade auch für SHERMER.

### **Allgemeine Relativitätstheorie, Kirchhoff und Planck**

Den frühen Montagnachmittag bestritten Stephen CROTHERS und Dr. Pierre-Marie ROBITAILLE, beide zum wiederholten Male Vortragende auf den EU-Konferenzen [Otte 2014, 502]. CROTHERS Thema war wenig überraschend: Die logischen Inkonsistenzen von Einsteins Relativitätstheorien und den Theorien zu den unterschiedlichen Versionen von Schwarzen Löchern. Diesmal demonstrierte er in einem überwiegend mathematischen Mittelteil seines Vortrags, mit welchen Tricks die Verfechter der angesprochenen Theorien die logischen Inkonsistenzen zu verstecken versuchen. Wesentliche Teile des Vortrags lassen sich in seinem Paper zu 'Ehren' von Professor Gerardus 't HOOFT nachlesen [Crothers].

Auch ROBITAILLE erweiterte seinen letztjährigen Vortrag zum Thema Kirchhoff'sches Strahlungsgesetz. Damals hatte er sich KIRCHHOFFS Beitrag vorgenommen. Weitere Untersuchungen haben nun gezeigt, dass auch Max Planck bei seinem Beweis von Kirchhoffs Gesetz – höflich gesagt – geschludert hat. Die Ergebnisse dieser Untersuchung sind bereits veröffentlicht [Robitaille/ Crothers]. Es zeigte sich, dass PLANCK in Wahrheit enorme Probleme hatte, das Kirchhoff'sche Gesetz zu bestätigen. Überall traf er auf Hinweise, dass Material frequenzabhängig unterschiedlich absorbiert und reflektiert. Er ignorierte diese Hinweise und nutzte polarisiertes Licht zum Nachweis des Kirchhoff'schen Gesetzes, wohl wissend, dass Schwarzkörperstrahlung nicht polarisiert ist. Mit diesem Trick definierte er hinfort die Reflexion – natürlich sind dann alle Hohlkörper 'schwarz'.

Als direkte Konsequenz hat z.B. die Konstante  $h$  (Wirkungsquantum) keine fundamentale Bedeutung mehr und verliert gemeinsam mit 'Planck-Länge', 'Planck-Zeit', 'Planck-Masse' und 'Planck-Temperatur' ihre hervorgehobene Stellung in der Physik. Damit bricht ein wesentlicher Pfeiler der Quanten-Theorie weg. Das ist natürlich nicht einfach zu verdauen und man merkte auch ROBITAILLE die innerliche Bewegung an, als er im Vortrag mit PLANCK eines seiner Idole des unsaubereren Arbeitens überführte. Man kann vermuten, dass PLANCK bereits ein Teilziel vor Augen hatte und dieses Ergebnis erzwingen wollte, koste es was es wolle – weil er es brauchte. Vermutlich

handelt es sich um ein nahezu allgemeines Problem in den Wissenschaften, und auch im Bereich der Chronologie-Kritik ist derartiges Verhalten nicht gänzlich unbekannt.

### Sonstiges

Erwähnenswert sind noch die Beiträge von Dr. Franklin ANNARIBA mit einem *Update zur Elektrochemie der Kometen*, Ben DAVIDSON (*Suspicious Observers*) zu der Frage, ob die Sonne für die größeren Erdbeben verantwortlich ist, Michael ARMSTRONG mit einem Rundumschlag zu der Frage, auf welche Lebensbereiche der Menschen und ihrer Kultur sich planetare Katastrophen auswirken würden, und Ev COCHRANE mit dem Argument, dass die Entdeckungen der letzten Jahre in unserem Sonnensystem sich am besten aus der katastrophistischen Sicht verstehen lassen.

Für den 'Breakout-Room' ist die Vorstellung der fortgeführten Arbeiten von Billy YELVERTON zur Nachstellung geologischer Formationen im Labor mittels Elektrizität durch Roger POISSON zu erwähnen, sowie eine interessante Runde unter der Leitung von David NOWACK, bei der die Teilnehmer Abschnitte aus den Schöpfungsmythen der unterschiedlichsten Völker vorlasen. Höhepunkt war der Vortrag des Geschichtenerzählers eines lokalen Indianerstammes.

### Abschluss

Den Abschluss der Konferenz bildete ein Vortrag von Dave TALBOTT, in dem er den Bogen über die verschiedenen wissenschaftstheoretischen Vorträge des Vormittags spannte. Besonders amüsant: ein Vergleich zwischen Überschriften der Boulevard-Presse zu diversen Verschwörungstheorien und Überschriften der wissenschaftsaffinen Presse. Ein Unterschied war nicht wirklich feststellbar. Aber natürlich landete er auch wieder bei seinem Lieblingsthema, den zwei großen Archetypen in der Mythologie: das verlorene goldene Zeitalter und die Befürchtung der Rückkehr des jüngsten Tages (Weltuntergang). Der Vortrag wurde allerdings empfindlich dadurch gestört, dass den Organisatoren nicht der letzte Stand von TALBOTTS Präsentation vorlag, sondern offenbar nur ein Zwischenstand. Aber Dave TALBOTT meisterte die Situation gut.

Es folgte das übliche Bankett mit offenem Mikrofon und der Vorstellung der diesjährigen Stipendiaten. Insgesamt hat die EU-Konferenz – gerade auch im direkten Vergleich mit 2014 – deutlich überzeugt. Möglicherweise finden Forscher wie der empfindlich vermisste Mel ACHESON und einige andere Abwesende zurück.

## Literatur

- Bohannon, Johannes (2015a): *Chocolate Diet Paper Won't Be Retracted, Because It Was Never Published*;  
<http://io9.com/chocolate-diet-paper-wont-be-retracted-because-it-was-1707531513>
- (2015a): *I Fooled Millions Into Thinking Chocolate Helps Weight Loss. Here's How*;  
<http://io9.com/i-fooled-millions-into-thinking-chocolate-helps-weight-1707251800>
- Bohannon, Johannes et al. (2015): Chocolate with high Cocoa content as a weight-loss accelerator; in *International Archives of Medicine*, Vol. 8, No. 55;  
<http://imed.pub/ojs/index.php/iam/article/view/1087/728>
- Crothers, Stephen J. (2014): General Relativity: In *Acknowledgement Of Professor Gerardus 't Hooft, Nobel Laureate*; <http://vixra.org/pdf/1409.0072v6.pdf>
- Johnson, Bob (2014): The Nature of the Sun Reconsidered (Updated Version), SIS Autumn Meeting, 25 October 2014, Watford, UK;  
<https://drive.google.com/file/d/0B45V9V-NrtCIX1Y1d2FVZkNOOVk/view>
- Langenau, Lars (2015): Eine süße Lüge. „Schokolade macht schlank“ und „Abspucken mit Schokolade“ verspricht eine neue Diät. Die Meldung geht um die Welt. Doch die entsprechende Studie haben sich Journalisten ausgedacht; *SZ*. 28. 05.
- Otte, Andreas (2015): Statistische Fallstricke. Welche Bedeutung hat der  $p$ -Wert?; *Zeitensprünge* 27 (1) 238-245
- (2014): Electric Universe 2014 – All About Evidence. Ein Kurzbericht; *Zeitensprünge* 26 (2) 502-503
- (2013): Electric Universe 2013 – The Tipping Point. Ein Konferenzbericht; *Zeitensprünge* 25 (1) 232-241
- (2012): Geologie im Elektrischen Universum. Eine Übersicht; *Zeitensprünge* 24 (2) 475-504
- Robitaille, Pierre-Marie / Crothers, Stephen J. (2015): “The Theory of Heat Radiation” Revisited: A Commentary on the Validity of Kirchhoff's Law of Thermal Emission and Max Planck's Claim of Universality; *Progress in Physics*, Vol. 11 (2) 120-132; [http://www.ptep-online.com/index\\_files/2015/PP-41-04.PDF](http://www.ptep-online.com/index_files/2015/PP-41-04.PDF)  
*scribd* = <http://de.scribd.com/doc/266969860/Chocolate-causes-weight-loss>

Andreas Otte, 33813 Oerlinghausen, Dalbker Str. 54 a,  
[andreas.otte@chrono-rekonstruktion.de](mailto:andreas.otte@chrono-rekonstruktion.de)

\* \* \*

MICHAEL STEINBACHER verstarb kurz nach Abschluss der Arbeiten an diesem Beitrag, am 21. 07. 2015 im Alter von 68 Jahren.

# Bernhard von Gudden und Ludwig II.

## Eine ergänzende Rezension von Heribert Illig

S. = Schweiggert, Alfons (2014): *Der Mann, der mit Ludwig II. starb. Dr. Bernhard von Gudden, Gutachter des bayerischen Königs*; Husum Verlagsgesellschaft, Husum, 224 S., 8 Abbildungsseiten.

„Nachdem Seine Majestät der König seit der Ankunft in Schloß Berg den ärztlichen Rathschlägen ruhige Folge geleistet hatte, machten Allerhöchstdieselben gestern Abend 6.30 Uhr in Begleitung des Obermedizinalrathes Dr. von Gudden einen Spaziergang in den Park, von dem Allerhöchstdieselben und Dr. von Gudden längere Zeit nicht zurückgekehrt sind. Nach Durchsuchung des Parks und des Seeufers wurden seine Majestät mit dem Obermedizinalrath Dr. von Gudden im See gefunden ... Um 12 Uhr Nachts wurde der Tod Seiner Majestät konstatiert. Gleiches war bei Dr. Gudden der Fall“ [Fried, 36].

Soweit der Polizeibericht in den Münchener *Neuesten Nachrichten* am Morgen nach dem Unglücksfall, am 14. 06. 1886.

In dieser Zeitschrift ist bereits von Alfons Schweiggert und Erich Adami das Buch über den Tod Ludwigs als verlässlicher Seismograph bei den hier ins Kraut schießenden Verschwörungstheorien rezensiert worden [ZS 3/2014]. Schweiggert hatte zugleich das Bedürfnis, dem Obermedizinalrat Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, indem er weiteren Verschwörungstheorien entgegentrat. Zwar schien klar, dass der kleine, 62 Jahre alte Mann vom hünenhaften, 22 Jahre jüngeren Monarchen getötet worden war, aber von ihm stammte das medizinische Gutachten, das den Tod Ludwigs zur indirekten Folge hatte. Wer also war dieser Arzt?

In Kleve geboren, in Bonn, Halle und Berlin studierend und mit einer Arbeit über Neuro-Anatomie promoviert, Hilfsarzt in der Irrenheilanstalt Siegburg, Assistenzarzt in der Irrenheilanstalt Illenau, Leiter der unterfränkischen Kreisirrenanstalt Werneck, Leiter der Schweizer Kantonsirrenanstalt Burghölzli bei Zürich, Leiter der Oberbayerischen Kreisirrenanstalt bei München, Lehrstuhlinhaber in München und „Kopf der Prinzenärzte“ [S. 18], die Ludwigs entmündigten Bruder Otto betreuten. Das ist in dürren Worten der Werdegang jenes Arztes, der in die Sphäre der Politik geriet. In den Hintergrund trat der Familienvater, der in 31-jähriger Verbundenheit mit seiner Frau Clarissa neun Kinder großzog, die sich teils der Medizin, teils der Malerei widmeten [S. 16].

Gudden ist hoch anzurechnen, dass er sich als Psychiater für einen menschenwürdigen, gewaltfreien Umgang mit den Patienten eingesetzt hat. Da etliche Psychiater Geisteskrankheit als Folge sündhafter Lebensweise ansahen, kamen noch im 19. Jh. pervertierte, ja geradezu perverse 'Heilmethoden' zum Einsatz:

„Übliche Maßnahmen in den Anstalten waren deshalb die ›Behandlung‹ mit Folterwerkzeugen wie Ruten, Stöcken und Peitschen. Auf dem Drehstuhl wurden die Kranken so lange gedreht, bis ihnen Blut aus Mund und Nase lief oder sie das Bewusstsein verloren. Auch Schockkuren kamen zum Einsatz, etwa das Schnee- oder Sturzbad, d. h. Eintauchen in eiskaltes Wasser, das Zwangsstehen bis zur Erschöpfung, außerdem Brech- und Abführmittel oder Hungerkuren, das Auspeitschen mit Nesseln oder die Einreibung der Kopfhaut mit Substanzen wie z. B. Brechweinstein, die schmerzhaft eitrige Geschwüre hervorriefen. Auch Senfpflaster und glühende Eisen kamen zum Einsatz“ [S. 21].

Guantanamo als Klinik. Erst im 19. Jh. versuchten Ärzte wie Langermann oder Griesinger einen humaneren Umgang mit den Kranken. 1856 präsentierte John Conolly die „No restraint“-Bewegung. „Gudden war sofort ein Anhänger des »Zwangsfreien Umgangs mit geistig Kranken«, der seither sein psychiatrisches Handeln bestimmte“ [S. 23]. Schweiggert präsentiert ihn als fortschrittlichen Psychiater, gewissenhaften Forscher, humanitären Anstaltsleiter und geschätzten Lehrer, den allerdings einige Schüler wie Oskar Panizza, damals Assistenzarzt (später Schriftsteller und selbst Patient), oder August Forel hart kritisierten [S. 24-29].

Mit seiner Berufung nach München, 1872, wünschte Ludwig den Arzt auch als Betreuer für seinen geisteskranken Bruder, wofür er rasch den Verdienstorden der Bayerischen Krone, den Titel eines Obermedizinalrates und den Adelstitel erhielt [S. 31]. Aber er scheint zugleich den Auftrag erhalten zu haben, auch den König selbst zu beobachten, da es schon damals Befürchtungen gab, auch der könne der Geisteskrankheit verfallen [S. 36 f.]. Im Frühjahr 1886 zog der Kronrat, den die Bau-Schulden in der Privatschatulle des Königs zunehmen ängstigten, den Arzt bei. Da „sagte Gudden, ohne zu zögern, dass er den König für ›originär verrückt‹ halte und bereit sei, ein ärztliches Gutachten über ihn abzufassen“ [S. 38]. Mit dieser Zusage konnten Ministerpräsident Johann v. Lutz, Prinz Luitpold und der zwielichtige Graf Maximilian von Holstein (Oberstallmeister, „Rossober“) aktiv werden; sie erteilten im Mai den Auftrag für das Gutachten.

Zusammen mit Gudden wurde hier von der „Königlich-bayerischen Viererbande“ gesprochen [S. 41]. In der Nacht zum 8. Juni schrieb Gudden das Gutachten nieder, ohne Beteiligung der 'blind' unterschreibenden drei Co-Gutachter [S. 38 f.]. Der Autor stellt auch zahlreiche weitere Beteiligte an der

„Königskatastrophe“ vor [S. 40-47], die am 13. 06. 1886 passierte. Die Obduktion durch 12 Ärzte sollte dann keine Todesursache feststellen, sondern Diagnose und Gutachten bestätigen. Schweiggert [48] fasst die sinnlose Bemühung, von anatomischen Schädelbefunden auf Krankheitserscheinungen zurückzuschließen, süffisant zusammen. „Eigentlich haben wir zwar nichts Konkretes gefunden, aber das, was wir nicht gefunden haben, reicht aus, die Geisteskrankheit des Königs zu bestätigen.“

Bei der Verbringung des entmündigten Königs nach Schloss Berg hielt sich Gudden an die 'Isolierungstheorie' seines Lehrers Roller von 1831:

„Die Ursachen für Geisteskrankheit sah Roller ›in fehlgeleiteter Erziehung, ungeordnetem Umgang mit Familie und Umwelt und ausschweifender Lebensführung.‹ Deshalb müsse ›jeder Seelengestörte [...] von den Personen getrennt werden, mit welchen er früher Umgang pflegte. Er muß an einen anderen, ihm unbekanntem Ort verbracht werden, die welche ihn pflegen, müssen ihm fremd sein. Er muß mit einem Wort gesagt, ISOLIERT werden.‹ Gudden, ein Schüler Rollers, richtete sich danach“ [S. 71 f.].

Anschließend schildert Schweiggert die Motive Guddens für das Gutachten und bricht eine Lanze für den Arzt:

„Doch eines sollte nicht mehr geschehen, diesem Psychiater ausschließlich nur negative Motive zu unterstellen und alle anderen denkbaren Beweggründe strikt auszublenden. Was man bei der Beurteilung Ludwigs II. zu Recht beachtet, nämlich bezüglich aller ihn betreffenden Aspekte immer das Für und Wider zu berücksichtigen, das sollte man künftig auch Dr. Gudden nicht mehr verweigern“ [S. 79].

Denn er sieht ihn gewissermaßen von allen vorverurteilt, sein „Grab an den Rand der Stadt in den Ostfriedhof verbannt“ [S. 160] und seine Totenmaske bis 1999 völlig unbeachtet [S. 152]. (Sie wurde 2014 erstmals durch Schweiggert in der von-Gudden-Ausstellung in Benediktbeuern gezeigt.)

Gudden steht für zwei weitere Probleme. Da ist einmal die Homosexualität des Königs, „Ausschweifungen“, die vom „ethischen Standpunkte schrecklicher nicht gedacht werden können“, vorm Gesetz strafbar (in Bayern nicht mehr?) und „von der Kirche als Todsünde gebrandmarkt“ [S. 123]. So etwas Grauenhaftes durfte nicht einmal im Entmündigungs-Gutachten stehen.

Homosexualität galt für den gläubigen Bürger als anomal. Doch was ist anomal, was normal? Hier ist auch der Arzt Kind seiner Zeit. Die Zeit aber war gegen Schwulsein und zugleich wissenschaftsgläubig; wenn eine Koryphäe etwas verlauten ließ, „dann war das nach der damaligen Auffassung auch richtig“ [S. 124]. Das gab den großen Ärzten sehr viel Macht. Sie konnten Menschen wegsperren lassen. Gudden kannte derartiges Prozedere.

„Während seiner Tätigkeit als Assistenzarzt in der Irrenanstalt Illenau von 1851 bis 1855 erlebte er bei seinem Lehrer Dr. Christian Roller erstmals,

wie ein Ludwig II. – es war allerdings der Erbgroßherzog Ludwig II. von Baden, der 1844 an einer Psychose erkrankt war – durch das psychiatrische Gutachten Rollers 1852 für dauerhaft regierungsunfähig erklärt und daraufhin entmündigt wurde“ [S. 76].

Wofür Napoleon noch Kriege benötigte, das konnte nun ein Psychiater vom Schreibtisch aus erledigen. So war dieser Ludwig II. nominell von 1852 bis 1856 Großherzog, wurde aber von seinem Bruder Friedrich I. als Regent vertreten, der dann bis 1907 Baden als Großherzog regierte. Und noch im Jahr des doppelten Todes im See wurde

„Ludwigs ehemalige Braut Sophie [...] 1886 beispielsweise nur deshalb in die Irrenanstalt Mariagrün bei Graz eingeliefert, weil sie nach ihrer Heirat mit Herzog Ferdinand von Alençon ein Verhältnis mit ihrem Arzt begonnen hatte. Ehebruch galt 1886 nämlich noch als Zeichen geistiger Verwirrtheit“ [S. 112].

Die Diagnose lautete wie bei Ludwig auf „moral insanity“. Der zuständige Arzt schrieb an den Ehemann: „Erwarte Befehle“. „Erst als sich Sophie wieder in die ungeliebte Ehe einfügte, erklärte Krafft-Ebing sie 1887 von der ›Perversität des Instinkts‹ geheilt“ [S. 85].

Mariagrün war übrigens die von Hofrat Prof. Richard von Krafft-Ebing 1885 eröffnete private Irrenanstalt. Dessen berühmtestes Buch erschien im Todesjahr Ludwigs von Bayern.

„In *Psychopathia Sexualis* (1886) definierte er die Homosexualität als angeborene neuropsychopathische Störung – also als eine erbliche Nervenkrankheit. Diese Diagnose erlaubte es ihm, sich für eine vollkommene Straffreiheit der Homosexualität auszusprechen, da Homosexuelle für ihre ›Missbildung‹ nicht selbst verantwortlich seien und die Homosexualität nicht ansteckend sei. Allerdings wurde Homosexualität dadurch erst pathologisiert und homosexuelle Menschen für unzurechnungsfähig erklärt“ [wiki ↔ Richard von Krafft-Ebing].

Von Krafft-Ebing lag damals auch schon das *Lehrbuch der gerichtlichen Psychopathologie* vor. Nachdem er wie Gudden ein Schüler Rollers war, lässt sich Ludwigs Entmündigung als zwangsläufige Folge der damaligen medizinischen Einschätzung sehen: nicht strafbar, aber unzurechnungsfähig.

Es ist nicht auszuschließen, dass sich mit Gudden und Ludwig zwei Menschen begegneten, die sich geistig so fern nicht standen. Der friedliche Forscher tötete gleichwohl Hekatomben von Kaninchen für Hirnuntersuchungen und „in der Praxis war er von einer ungeheuren Unordnung und ließ alles gehen, wie es wollte“ [S. 29]. Eine Karikatur noch zu seinen Lebzeiten [S. 210]

„zeigt den Psychiater in einer von einem Pferd gezogenen Kutsche hoch in den Wolken, was einerseits auf Guddens Zerstreuung hinweist, der bei



seiner neuroanatomischen Forschungsarbeiten oft wie geistesabwesend wirkte, zum anderen seine Bereitschaft verdeutlicht, utopische Ideen zu verfolgen und wenn möglich auch zu verwirklichen, so etwa kostspielige, aber dringend notwendige Erweiterungsbauten für seine Anstalten.“

Hätte Ludwig nur etwas mehr zugunsten der Allgemeinheit gebaut, ein Siegestor oder einen Friedensengel ...

### Es war einmal

ein „Kasperlgraf“, der im richtigen Leben Franz Graf von Pocci hieß und von 1807 bis 1876 in München lebte. Der Jurist, königliche Zeremonienmeister, Hofmusikintendant und Oberstkämmerer, Musiker, Komponist, Zeichner und Schriftsteller – *Der Staatshämorrhoidarius* – kultivierte in seinen mehr als 40 Kasperlstücken fürs Marionettentheater den Kasperl Larifari, der ein wenig an seinen König erinnert: Er wird in ein goldenes Ei hineingezaubert, kann in keiner Familie aufwachsen und wird zum Blender, Trickser und Narziss. „Larifari weist auch dunkle Seiten auf und ist als ein nie erwachsen gewordener Erwachsener zu verstehen“ [wiki → Franz Graf von Pocci]. 15 Jahre vor Ludwigs Tod schrieb Pocci – wohlweislich nur für den eigenen Nachlass – ein kritisches Gedicht *An den König* [S. 124 f.]. Es kommt ganz ohne Psychopathologie aus. Die letzten acht Verse lauten:

Zum Spielzeug ist der Szepter Dir geworden, ein Zauberstab für eitle Phantasien.  
Nur Wundermärchenbilder zu gestalten, scheint Dir die königliche Macht verlieh'n.  
Du schwelgest in romant'schen Irrsals Gärten, träumst nur Dich selbst wie im ver-  
wünschten Schloß  
Und Pflicht und Volk sind Dir allein Phantome. Du schlummerst in der Feen und  
Nixen Schoß.  
Den Louis quatorze gefällt es Dir zu spielen. Du läßt Dir gold'ne Siegeswagen bauen  
Und pflegest wie Narziß im Quellenspiegel voll Selbstsucht nur Dein eigen Bild zu  
schauen.  
Weh Dir! Weh uns! Will sich der Spruch bewähren des weisen Salomo: ›Weh Dir, o  
Land,  
Ist Dir ein Kind zum Könige gegeben.‹ – Fürwahr: es rettet uns nur Gotteshand...

### Literatur

- Fried, Johannes (2004): *Der Schleier der Erinnerung. Grundzüge einer historischen Memorik*; Beck, München
- Illig, Heribert (2014): Königliche Verschlussache. Verschwörungstheoretisches Beispiel Bayern; *Zeitensprünge* 26 (3) 731-745
- Schweigert, Alfons / Adami, Erich (2014): *Ludwig II. Die letzten Tage des Königs von Bayern*; MünchenVerlag, Stuttgart
- wiki = *Wikipedia Die freie Enzyklopädie* <http://de.wikipedia.org/wiki/> → Artikel

# Zeitsprünge von Tut bis Karl

**Suter, Martin (2012): *Die Zeit, die Zeit*. Roman; Diogenes, Zürich [= S.]**

Der Schweizer Schriftsteller musste 2009 den Tod seines Adoptivsohnes betrauern. Vielleicht entstand daraus sein zehnter Roman. Er schildert darin zwei Verwitwete, die die Uhr zurückdrehen und damit die Zeit stoppen wollen, ein durchaus eigenwilliges und anspruchsvolles Sujet. Aus dem Roman werden hier einige Zitate gebracht.

„Die Suche führte ihn in die seltsame Welt der Zeitzweifler, Zeitleugner und Zeitabschaffer. Von Aristoteles, für den es weder die Vergangenheit noch die Zukunft gab, über Einstein, dessen Relativitätstheorie die Gegenwart und damit auch Vergangenheit und Zukunft in Frage stellte, bis zu den Anhängern der Gravimotion, die sagten, Zeit existiere nicht, weil sie nicht physisch erfahrbar sei.“ [S. 73 f.]

„Die Zeit vergeht nicht, alles andere vergeht. Die Natur. Die Materie. Die Menschheit. Aber die Zeit nicht. Die Zeit gibt es nicht.“ [S. 58]

„Die Zeit ist wie eine Krankheit.. Man erkennt sie nur an ihren Symptomen. Wenn die weg sind, dann ist auch die Krankheit weg.“ [S. 59]

Es gibt keine Zeit. „Es gibt nur Veränderungen. Wenn diese alle ausbleiben, steht das, was wir Zeit nennen, still.“ [S. 95]

„Haben Sie sich noch nie gewundert, weshalb die Uhren, die uns die Zeit angeben, nicht auch von der Zeit betrieben werden, sondern von Federn, Zahnrädern oder Batterien?“ [S. 120]

„Es existiert also keine irgendwie geartete Wechselbeziehung zwischen unserer Zeitauffassung und irgendeinem physischen Phänomen. Folglich können wir Zeit nicht physisch wahrnehmen und sie deshalb auch nicht beschreiben. Die Zeit erfüllt keinen Aspekt der zwei Bedingungen, mit denen sie ihre physische Existenz beweisen könnte.“ [S. 120]

Dank Heike Schaffelhuber und Gottfried Ranftl, Gräfelfing

\*

Apropos **Zeit und Vergangenheit**. Am 07. 07. gab es wieder einmal die ständig wiederkehrende und immer wieder aktuelle Schlagzeile: „Ältester Mann der Welt gestorben“ [pwe]. Diesmal traf es Sakari Momoi, seit einem knappen Jahr Inhaber der Spitzenposition, im 113. Lebensjahr. Es lebt also kein im 19. Jh. geborener Mann mehr. Selbst bei den Frauen wird es eng: Nur zwei sind im Jahr 1899 geboren, Susannah Jones aus den U.S.A. und als ‘Nesthäkchen’ die Italienerin Emma Morano-Martinuzzi. Wir wollen aber keinen mathematischen Fauxpas begehen. Selbstverständlich gehört das Jahr 1900 auch noch

zum 19. Jh., womit sich die Zahl der Uralten auf insgesamt sechs erhöht. Unter ihnen ist eine Japanerin, deren Namen niemand mehr weiß [wiki].

pwe (2015): Ältester Mann der Welt gestorben; *F.A.Z.*, 08. 07.

wiki = [https://de.wikipedia.org/wiki/Liste\\_der\\_%C3%A4ltesten\\_Menschen](https://de.wikipedia.org/wiki/Liste_der_%C3%A4ltesten_Menschen)

\*

### **Karl der Große muss deutlich kürzer treten**

Er führt noch die Reihe der *berühmtesten* Karle an: Lagerfeld, May, Dall, Marx, Lehmann, Börne, Schinkel, Liebknecht, Schmidt-Rottluff und nicht zuletzt Karl der Kojote [focus]. Trotzdem sind die schönen Tage des Totengedenkjahres 2014 vorbei. Nüchternheit und Resignation macht sich breit, selbst in Aachen und in der Pfalzkirche. Dort will sogar die Grabsuche nicht mehr weitergehen:

„»Wenn ich es suchen müsste«, sagt Andreas Schaub, der Aachener Stadtarchäologe, »würde ich im Domhof suchen, dem früheren Atrium. Aber es gibt keine Veranlassung, dort zu graben.« Man buddelt heute nicht mehr aufs Geratewohl im Boden. Und wer weiß, ob man das Grab überhaupt erkennen würde. »Es wäre ja«, sagt Andreas Schaub, »wahrscheinlich einfach nur ein Loch.«“ [Holzhaider].

Ein neuerlicher Aachener Schwenk, nun vom zuletzt favorisierten Wandgrab wieder zurück zur glanzlosen Erdbestattung. Wir werden es noch erleben, dass man im Domhof suchen wird.

Heuer gab es eine Ausstellung „Fremde in Franken – Migration und Kulturtransfer“ in der **Erlanger** Hugenottenkirche. Da erfuhren die Franken, dass auch sie ‘Zuagroaste’ in ihrem Heimatland Franken sind und dass noch viele andere Fremde hier eingetroffen sind. Dazu gibt es einen Hinweis: „Stichwort Karl der Große“. Der Größe des Ober-Franken angemessen, wurde die Ausstellung aber nur zwei Tage lang gezeigt (am 4. und vor allem am 5. Juli, dem „Tag der Franken“).

Auch das noch: Ein Jahr nach Karls Tod wird erstmals das hessische **Sterbfritz** (Starcfrideshuson) urkundlich erwähnt. Wieso Sterbfritz und nicht Sterbkarl? Aber nachdem der Festzug zum 1200. ‘Geburtstag’ nicht durch Sterbfritz zog, sondern einfach stand, war es ohnehin egal.

Und schließlich Karl wie der Eigentümer eines 5-Sterne-Hotels in **Essen**, in der Einflugschneise des Flughafens Düsseldorf. Wie mag man seinerzeit diese Immobilie auf lateinisch genannt haben?

„Erstmals als Besitz von Karl dem Großen 780 erwähnt, gehört das heutige »Schlosshotel Hugenpoet« zu den traditionsreichsten europäischen Anwesen. Seit 1880 firmiert es als Hotel. Der Name Hugenpoet bedeutet übrigens Kröten-Tümpel.“ [Horrnann]

Genussschwimmer Karl hat natürlich auch den *Krötentümpel* oft und oft durchquert, stets gefolgt von Horst Bredekamp...

Brekamp, Horst (2014): *Der schwimmende Souverän. Karl der Große und die Bildpolitik des Körpers*; Wagenbach, Berlin

focus = [http://www.focus.de/auto/opel-karl/von-lagerfeld-bis-marx-das-sind-die-beruehmtesten-karls-der-geschichte\\_id\\_4800391.html](http://www.focus.de/auto/opel-karl/von-lagerfeld-bis-marx-das-sind-die-beruehmtesten-karls-der-geschichte_id_4800391.html)

Göll, Wolfram (2015): Tag der Franken. Schon immer von Einwanderung geprägt; *Bayernkurier*, München, 29. 06.

Holzhaider, Hans (2015): Dem Geheimnis auf der Spur. Das verschwundene Grab; *SZ*, 18. 04.

Horrmann, Heinz (2015): Schlafen wie Karl der Große – im Kröten-Tümpel; *Die Welt*, 03. oder 04. 07.

Illig, Heribert (2014): Fluxus - Karl - geschwurbelt. Eine Bredekamp-Rezension; *Zeitenprünge* 26 (1) 45-54

Kelkel, Dietmar (2015): Ein Hoch auf Starcfrideshuson. Stehender Festzug setzt Glanzlicht bei 1200-Jahr-Feier in Sterbfritz; *Osthessen News*, 29. 06.

\*

Die **Bertradaburg** steht oberhalb von Mürlenbach, wurde 1331 erbaut, ist aber urkundlich bereits in jenem 13. Jh. erwähnt, in dem auch die Schildmauer errichtet worden ist. Vorgängerbauten werden nicht ausgeschlossen [wiki → Bertradaburg], ebenso wenig Begegnungen mit 500 Jahre Älteren.

„In einer einstündigen Burgführung wird die interessante Geschichte der markanten und 684 Jahre alten Burganlage anschaulich dargestellt. Die Burg wird mit geschichtsträchtigen Namen wie Bertrada die Ältere, Bertrada die Jüngere, Pippin der Kleine und Karl der Große in Verbindung gebracht. Diese Persönlichkeiten haben die Burggeschichte wesentlich beeinflusst“ [NN].

Der Name Bertradaburg stammt aus nachmittelalterlicher Zeit, die Sage mit Karl und Bertrada entstand im 17. Jh. Die Burg wurde von der Abtei Prüm errichtet; dieses Kloster wäre 721 von Karls Mutter Berta (auch Bertrada) gestiftet worden. Karls Großmutter Bertrada habe sich auf die Burg zurückgezogen; Karl soll u.a. hier geboren worden sein [Losse]. Das alles verlangt innige Gläubigkeit.

Losse, M. (1997): *Die Bertradaburg in Mürlenbach*; <https://www.baufachinformation.de/denkmalpflege/Die-Bertradaburg-in-M%C3%BCrlenbach/1998067131093>

NN (2015): Burgführung mit Knappe Wollibert; *Eifelzeitung*, Daun, 22. 04.

\*

**Carl Philipp Telemann** war wegen seiner komödiantischen Opern bei einigen Nachgeborenen als alberner Effekt-Komponist verschrien. Seine Oper *Emma und Eginhard* erfuhr jetzt eine spezielle Inszenierung:

„Dieser Kaiser Karl kann einem wirklich leid tun: Soeben aus dem Krieg gegen die Sachsen zurückgekehrt und dann im falschen Jahrhundert gelan-

det. Und nicht einmal setzen darf er sich da. Er muss stumm durchs Bühnenbild geistern, steht im Kettenhemd am Rand herum, schaut durchs Fenster herein, wacht an der Bettlade, während sich auf der Matratze die Jugend des neuen Zeitalters vergnügt. Natürlich geht einem dieser stumme Beobachter, der nur ganz am Anfang und ganz am Ende singen darf und ansonsten nur schlechte Laune verbreitet, ein bisschen auf die Nerven. Allein, Eva-Maria Höckmayr fasst in ihrer Inszenierung auf diese Weise recht eindrücklich ins Bild, dass Karl der Große eben die große, graue Eminenz in Georg Philipp Telemanns Oper »Emma und Eginhard« ist: sagt nichts, ist aber immer da. Er verkörpert das Gesetz, das hier gebrochen wird. Und am Ende lässt er Milde walten und hebt das Gesetz zur Freude aller auf.“

Haustein, Clemens (2015): Staatsoper Premiere „Emma und Eginhard“ Ein Stuhl für Karl den Großen! *Berliner Zeitung*, 27. 04.

\*

### „Die Spitzel Karls des Großen“

Unter dieser Kapitelüberschrift bringt *Bernd Ingmar Gutberlet* sein Spezialwissen zu *Spione überall*. Demnach nutzte bereits Karls Vater immer wieder Spione. Bei Karl waren das die sog. Königsboten, die als Vertreter Karls „gleichzeitig als dessen Kundschafter aus allen Gegenden des Imperiums Informationen einholten [...] Augen und Ohren des Herrschers vor Ort“ [Gutberlet, 22]. Als Beleg wird eine Szene aus dem Gedicht *Waltharius* herangezogen, das vielleicht im 10. Jh., wahrscheinlich aber später geschrieben worden ist. Auf jeden Fall gelte:

„Zu den Tugenden eines mittelalterlichen Herrschers gehörte die *custodia*: die stete Aufmerksamkeit und Wachsamkeit zum Wohle seines Volkes. Dafür nach innen und außen Spione, Spitzel und Kundschafter einzusetzen, ließ sich so mühelos legitimieren“ [ebd., 23].

Damit sehen wir klar: Karl als Ahnherr auch von BND und NSA.

Ein Fund von Ulrich Becker, München

Wir sehen außerdem, dass Gutberlet konsequent bleibt, hat er sich doch im Jahr 2002 entschlossen dem *erfundene[n] Mittelalter* entgegengestellt, auch „speziell mittelalterliche Geschichte“ studiert, wie einer Verlagsmitteilung zu entnehmen ist. In seinem Furor als hl. Michael der Mediävisten ist ihm damals allerdings der Lapsus unterlaufen, die Kaiserkrönung Karls in Aachen stattfinden zu lassen [Siepe, 690]. So leistete er einen ganz eigenen Beitrag zu seinem Buch *Irrtümer und Legenden der deutschen Geschichte*.

Gutberlet, Bernd Ingmar (2014): *Spione überall · Wie Agenten, Spitzel und Verschwörer Geschichte schrieben*; Bastei Lübbe, Köln

- (2002): *Irrtümer und Legenden der deutschen Geschichte*; Europa, Hamburg

\*

In **Frankfurt** ist um die alles entscheidende Frage gerungen worden, ob die Kopie einer Karlsstatue flussaufwärts zur Altstadt oder flussabwärts zur neuen Europäischen Zentralbank schauen darf:

„Die beiden Stadträte hätten diese Wahl durchaus mit dem starken Argument verteidigen können, dass Karl der Große der Schöpfer einer neuen Währung war, einer Art Vorläufer des Euro. Auf seinen auf der Synode von Frankfurt im Jahr 794 gefällten Beschluss hin wurden im karolingischen Riesenreich neue Münzen wie der Silberdenar eingeführt.“

Beim Gezerre um den ‘Brückenheiligen’ ging die Übersicht verloren, hatte doch Karl damals nur eine einzige Münze neu eingeführt: den Silberdenar, dem alle anderen Prägungen weichen mussten – wenn es denn stimmte.

Realität ist hingegen, dass der originale Brücken-Karl von 1843 bereits seinen neuen Standplatz bekommen hat: nicht unter der Brücke, sondern im *Historischen Museum*. Der Bau entsteht zwar erst, aber durch die Tür hätte man den 3-Meter-Mann später nicht mehr hineinbekommen.

Riebsamen, Hans (2015): Ein Laserstrahl blendet den steinernen Kaiser; *FAZ Rhein-Main*, 11. 06.

bild (2015): 3-Tonnen-Koloss auf Reisen | Kaiser Karl zieht in Neubau des Historischen Museums; *Bild News*, 08. 07.

\*

**Münsters** unbeirrbare Sehnsucht nach einem karolingischen Ursprung wird immer wieder von Werner Thiel, Greven, aufgespürt:

### **„Ausgrabungen an der Jüdefelderstraße Lag hier Mimigernaford?“**

Die archäologischen Ausgrabungen an der Jüdefelderstraße liefern erste spektakuläre Ergebnisse. Ein Adelshof wurde freigelegt. Zudem gibt es Anzeichen, dass sich hier die Keimzelle Münsters befunden haben könnte. Eine 1000 Quadratmeter große Fläche, die nach dem Weltkrieg nicht wieder bebaut wurde: Für einen Archäologen kann es kaum etwas Schöneres geben. Doch nicht nur die Umstände der Ausgrabung, die derzeit an der Jüdefelderstraße stattfindet, versetzen Stadtarchäologin Dr. Aurelia Dickers in Begeisterung – auch die Fundlage.

In den vergangenen Wochen hat ihr Team auf dem Grundstück, auf dem eine Turnhalle für die Gesamtschule Mitte entstehen soll, nicht nur die Überreste des Steinfurter Hofes freigelegt, der bereits im 13. Jahrhundert existierte und den Grafen von Steinfurt als Stadtwohnsitz diente.

Es gebe zudem Anzeichen, dass hier die Keimzelle Münsters, das sächsische Mimigernaforde (6./7. Jahrhundert) gelegen hat. Dickers: »Eine Super-Grabung!«

Unter anderem haben die Forscher zwölf Gademe, Häuser für weniger Betuchte, aus dem 19. Jahrhundert freigelegt. In den Kellern der kriegszerstörten Gebäude liegen noch Flaschen und Blumentöpfe der früheren Bewohner. Besonders interessant sind die Mauern: Sie enthalten gotische Spolien. »Reste der 1821 abgerissenen Aegidiikirche aus gotischer Zeit«, vermutet Dickers.

Direkt davor: ein sechs Meter tiefer Brunnen. Er wurde nach dem Krieg nicht verfüllt, befand sich seitdem ungesichert unter einem Spielplatz. »Ein Wunder, dass kein Kind hineingestürzt ist«, sagt Dickers.

Zahlreiche Einzelfunde hat ihr Team gemacht, Münzen, Scherben aus dem Frühmittelalter, Haushaltswaren. In Kürze sollen die Überreste des Steinfurter Hofes und der Gademe abgerissen werden.

**Darunter hofft Dickers auf Siedlungsspuren aus der Zeit um 900 und davor zu stoßen.** „Schon jetzt steht fest: Hier lag in vorstädtischer Zeit eine Hofstelle.“ Womöglich jener Hof, zu dem der Heilige Liudger zog, um Münster zu gründen? [HvHg. Thiel]

Hier stellt sich nur eine Frage: Warum überhaupt ausgraben, wenn man so genau weiß, was man finden will und wird?

Kalitschke, Martin (2015): „Ausgrabungen an der Jüdefelderstraße. Lag hier Mimigernaforde? *Westfälische Nachrichten, Lokalteil Münster*, 03.06.

\*

### **Tutanchamun sorgt wieder einmal für Aufregung**

In München wird vom 3. April bis zum 13. 09. die *Ausstellung Tutanchamun · Sein Grab und die Schätze* gezeigt. Das Wesentliche ist: Es sind ausschließlich Repliken zu sehen, rund Tausend an der Zahl. Mit ihnen wird die ursprüngliche Fundsituation in der Grabkammer präzise nachgestellt, weiter werden etwa die verschiedenen, einst ineinander geschachtelten Sarkophage nebeneinander präsentiert und zusammen mit den Wandmalereien der Kammer gezeigt. Nicht zuletzt hielt der auch hier unvermeidliche und unersetzliche Zahi Hawass an zwei Abenden einen Multimedia-Vortrag zum Thema.

Aus meiner Sicht spricht nichts gegen eine solche Ausstellung, die vielen die Reise ins krisengeschüttelte Ägypten ersetzen kann. Empört war nur Sylvia Schoske als Leiterin des hiesigen ägyptischen Museums. „Wir haben die Originale.“ Bereits 2009 gab es in München dieselbe Ausstellung und auch damals war Schoske der Meinung: „Mit nur einem einzigen Original ist man Altägypten näher als mit Hunderten von Kopien.“ Das bleibe dahingestellt. Außerdem ist zu beachten, dass es in einer Zeit des weltweiten, sensationsgie-

rigen Reisens zu wenige Originale gibt, die obendrein dem geballten Publikumsinteresse nicht standhalten werden..

Thielitz, Kati (2009): Das alte Ägypten: Zwei Ausstellungen und ihre gegensätzliche Auffassung von Kunstgeschichte. „Größe sieht man nur am Echten“; SZ, 09. 06.

Zirnstein, Michael (2015): Kritik „Ich bin keine Freundin dieser Ausstellung“; SZ. 30. 03.

\*

### Sensationsfund in Planegg

„Ein Mitarbeiter des Planegger Wertstoffhofes hat einen Helm aus einem Altmittelalter-Container geborgen, der sehr alt aussieht. »Oh, ist der aber schwer, konstatierte Planeggs Archivarin Erika Klemt, als der Leiter des örtlichen Wertstoffhofs [...] ihr diesen Schatz überreichte.“ [mm]

Gegenwärtig prüft das Armeemuseum in Ingolstadt, ob der Container aus der Renaissance-Zeit stammt oder sogar der erste karolingische ist.

mm (2015): Renaissance-Helm entdeckt; *Merkur extra. Nachrichten für das Würmtal*, 11. 07.

\*

1980 hat Alleskenner **Umberto Eco** seinen Mönchsdetektiv William von Baskerville mit dem uralten Alinardus von Grottaferrata sprechen lassen, der mit dem „letzten Gefecht“ die *Internationale* zitiert und um ‘300 Jahre’ weiß:

„Und das Tier, wo habt Ihr das Tier gesehen?“

„Das Tier? Ah, der Antichrist . . . Er wird bald kommen. Das Jahrtausend ist um, wir erwarten ihn . . .“

„Aber das Jahrtausend ist schon vor dreihundert Jahren um gewesen, und da ist er nicht gekommen.“

„Der Antichrist kommt, wenn die tausend Jahre vollendet sind. Wenn die tausend Jahre vollendet sind, beginnt das Reich der Gerechten, danach kommt der Antichrist, um die Gerechten zu verwirren, und dann kommt das Letzte Gefecht . . .“

„Aber die Gerechten werden tausend Jahre regieren“, sagte William. „Entweder haben sie also bereits von Christi Tod bis zum Ende des ersten Jahrtausends regiert, und dann hätte der Antichrist damals kommen müssen, oder aber sie haben noch gar nicht regiert, und dann ist der Antichrist noch fern.“

„Das Jahrtausend zählt nicht seit Christi Tod, sondern seit der Konstantinischen Schenkung. Das ist jetzt tausend Jahre her.“

„Und jetzt endet das Reich der Gerechten?“

„Ach, ich weiß nicht, ich weiß es nicht mehr ...“ [Eco, 202]

Ein Fund von Jens Kämmerer, Mühlhausen

Eco, Umberto (1982): *Der Name der Rose*; Hanser, München [Italienisch 1980]



\*

### 01917 Kamenz - Museum der Westlausitz

„Hunderte Jahre lang war die Lausitz fast ohne Spuren menschlichen Lebens. Im zweiten Jahrhundert nach Christus, in den Zeiten der Germanen, finden wir wieder Zeugnisse menschlichen Lebens in der Lausitz.

Die aktuelle Sonderausstellung »Vandalen, Burgunden und Co. – Germanen in der Lausitz« lädt Sie noch bis 25. Oktober 2015 ein, diese Epoche zu erkunden.“ [http]

Woher kamen sie? Wohin gingen sie nach nur 200 Jahren? Ein Blick zurück in die Völkerwanderungszeit, nicht nur auf den Totenkult und in die Gräber zwischen Polen und Oberfranken, sondern es gibt auch Präsentation von baulichem Alltag, Eisenverhüttung oder Handwerk.

Ein Fund von Georg Dattenböck, St. Martin bei Linz

<http://www.museum-westlausitz.de/ausstellungen/sonderausstellungen/aktuell-sonderausstellung-im-elementarium>

\*

Aus der noch immer lodernden **Fackel von Karl Kraus**:

„Wenn ein Mann der Wissenschaft darauf besteht, daß man ihm den guten Glauben attestiere, so ziemlich die einzige Qualität, die ihn in seinem Fach entwurzelt, so kann ich verlangen, daß man mir den guten Zweifel an einer Persönlichkeit einräume, von der ich nur ein einziges Dokument kennen muß, um auf die Unechtheit aller übrigen zu schließen. [...]

Freilich behauptet Herr Dr. Friedjung, ein gewisses Vertrauen müsse ein Historiker für sich in Anspruch nehmen können. Denn sonst würde niemand glauben, daß Alexander der Große gelebt habe. Wir wüßten es nur, weil es uns die alten Geschichtsschreiber erzählt haben. »Aber wir glauben und vertrauen ihnen.« [Kraus, II f.]

Besagter Dr. Heinrich Friedjung (1851–1920) war Historiker und Politiker. Die heutigen Historiker vertrauen aber den alten Berichten auch dann, wenn sie von Bau- und Bodenfunden nicht bestätigt, ja sogar widerlegt werden. Wie es möglich ist, dass die unverdrossenen Wahrheitssucher der früheren mit denen der heutigen Zeit erfolgreich zusammenarbeiten, wird durch die so genannte Phantomzeit erklärt – eine faszinierende Entdeckung, die Pharisäer und Schriftgelehrte in Unruhe versetzt.

Kraus, Karl (1909): Prozeß Friedjung; *Die Fackel*, Heft 293, Ende Dezember

Roland Welcker, Leipzig

\*

### Tell und Konsorten

In der Schweiz wird wieder einmal um dortige Geschichtsmythen gestritten:

„Denn die Historiker bestehen darauf, dass keine der großen geschichtli-

chen Erzählungen, die von den Ursprüngen der Nation berichten, auch nur von Ferne den Tatsachen entspricht: nicht die Schlacht am Morgarten im Jahr 1315, in der freiheitsliebende Schweizer ein Habsburger Heer geschlagen haben sollen, nicht die verlorene Schlacht von Marignano im Jahr 1515, die zur Neutralität der Schweiz geführt haben soll, nicht die Anerkennung der bewaffneten Neutralität durch den Wiener Kongress und schon gar nicht Rütlichschwur und Apfelschuss.“ [Steinfeld].

Aktuelle Kontrahenten sind der Politiker Christoph Blocher von Rechtsaußen und der in Paris arbeitende Basler Historiker Thomas Maissen. Für Blocher ist der Wahrheitsgehalt gleichgültig: „Eine Nation brauche nun einmal »Mythen«, um sich als solche zu finden und zu verstehen“ [ebd.]. Maissen hingegen legt Wert auf den historischen Gehalt; vielleicht hat er deshalb auch am 08. 11. 1998 mit H. Illig in Burgdorf bei Bern öffentlich diskutiert.

Autor Steinfeld hingegen geht am Kern weit vorbei und zurück in den Elfenbeinturm, wenn er sich wundert, „dass ein Historiker an einer solchen Veranstaltung teilnimmt. Was hat ein Wissenschaftler damit zu schaffen, wenn sich ein Politiker selbst belügen will?“, als wenn der Politiker nicht breite Wirkung in der Öffentlichkeit erreichen könne. Und er moniert, dass es nach altem Wissenschaftsbrauch Mythen nur in der Antike vor ihrer Verschriftlichung gegeben hätte. Auch Etymologie kann vor Denken schützen.

Diesem Problem stellte sich die Gießener Studenteninitiative *Ignis* im universitären Rahmen. Sie wollte wissen, „ob nicht am Ende auch der Mythos nur ein Mythos ist“. „Ein Ergebnis dieser Tagung würde in der Erkenntnis bestehen, dass, wenn man nicht aufpasst, plötzlich alles mythisch ist“, konterkariert von Paul Veyne: „»Glaubten die Griechen an ihre Mythen?« Und muss man an Mythen überhaupt glauben, damit sie ihren Namen verdienen?“ [Ebbinghaus]. Und schon war Er wieder präsent:

„So versuchte sich Julia Wirth aus Frankfurt in ihrem Vortrag die auffällige Dehnbarkeit des Mythos Karls des Großen zu erklären, der schon allein ikonographisch als Projektionsfläche sowohl für den Nationalismus als auch für die europäische Einigungsbestrebung erhalten musste“ [ebd.].

Ebbinghaus, Uwe (2015): Wie wirklich muss ein Mythos sein? *F.A.Z.*, 29. 04.

Steinfeld, Thomas (2015): Welche Mythen? Die Schweizer und ihre Helden; *SZ*, 28. 04.

\*

Werbung für Joseph Mayers *Himmelspferde von Nebra und Stonehenge*:

Sehr geehrter Herr Dr. Illig,

vielen Dank für die Zusendung dieses Buches.

Nach dem ersten neugierigen Anlesen konnte ich nicht mehr aufhören, das Buch ist eine Sensation.

E. W. aus Dortmund

## Mantis Verlag (Preise für Abonnenten inklusive Inlandsporto)

- 2015 Mayer, Joseph M.: **Die Himmelspferde von Nebra und Stonehenge** · *Astronomie und Mythos in der Bronzezeit*; Mantis, Gräfelfing. Ca. 100 S. im DIN A4-Format, Pb., zahlreiche Farbbabb., 22,90 €, für Abonnenten 21,- €
- 2013 Illig, Heribert: **Gräfelfing & Pasing 1250 Jahre? Ein kritischer Streifzug durch Bayerns frühe Geschichte.** 109 S., 16 Abb., Pb., 9,90 €
- 2013 Illig, Heribert: **Meister Anton, gen. Pilgram, oder Abschied vom Manierismus.** 360 S., 167 Abb., Pb., 27,90 €, für Abo. 25,- €
- <sup>3</sup>2013 Illig, Heribert: **Aachen ohne Karl den Großen. Technik stürzt sein Reich ins Nichts.** 208 S., 57 Abb., Pb., 14,90 €, für Abo. 13,90 €
- 2012 Heinsohn, Gunnar: **Die Erschaffung der Götter. Das Opfer als Ursprung der Religion.** 228 S., 30 Abb., 15,90 €, für Abo. 13,90 €
- <sup>3</sup>2011 Illig, Heribert: **Die veraltete Vorzeit. Eine neue Chronologie der Prähistorie** 240 S., 169 Abb., Pb., 17,90 €, für Abo. 15,- €
- <sup>2</sup>2010 Illig, Heribert: **Geschichte, Mythen, Katastrophen. Über Velikovsky hinaus.** 360 S., 62 Abb., Pb., 22,90 €, für Abo. 21,- €
- <sup>6</sup>2010 Heinsohn, Gunnar · Illig, Heribert: **Wann lebten die Pharaonen?** 503 S., 192 Abb., Pb., 27,61 €, für Abo. 24,- €
- <sup>6</sup>2009 Heinsohn, Gunnar: **Wie alt ist das Menschengeschlecht?** 158 S., 42 Abb., Pb., 13,90 €, für Abo. 12,- €
- 2008 Illig, Heribert: **Die Chiemseelöcher. Neue Sicht auf alte Kunst** 150 S., 49 Abb., Pb., 14,90 €, für Abo. 13,50 €
- 2008 Franz, Dietmar: **Rätsel um Potsdams Ersterwähnung. Urkundenfälschungen auf Otto III.** 135 S., 11 Abb., Pb., 12,90 €, für Abo. 5,90 €
- 2007 Kerner, Martin: **Vom Steinbeil zum Pantheon. Kulturgeschichte der Kalenderik.** 197 S., 47 Abb., gebunden, 18,90 €, für Abo. 11,90 €
- <sup>2</sup>2007 Heinsohn, Gunnar: **Die Sumerer gab es nicht** 311 S., 30 Abb., Pb., 19,90 €, für Abo. 18,50 €
- 2005 Thiel, Werner : **Schwert aus Pergament, Roman**, 200 S., Pb., 7,90 €
- 2004 Heidrich, Specht K.: **Mykenische Geschichten.** Von Phoroneus bis Odysseus, von Atlantis bis Troia. 416 S., 15 Abb., Pb., 24,50 €, für Abo. 12,90 €
- 2003 Weissgerber, Klaus: **Ungarns wirkliche Frühgeschichte.** Árpád eroberte schon 600 das Karpatenbecken. 325 S., 42 Abb., Pb., 19,80 €, für A. 9,80 €
- 2002 Illig, Heribert · Anwander, Gerhard: **Bayern in der Phantomzeit** Zwei Bände, 958 S., 346 Abb., 2 Pb., 19,80 €
- 2002 Menting, Georg: **Die kurze Geschichte des Waldes. Plädoyer für eine Kürzung der Waldgeschichte.** 170 S., 34 Abb., Pb., 14,90 €, für Abo. 7,90 €
- 2002 Siepe, Franz: **Fragen der Marienverehrung. Anfänge, Frühmittelalter, Schwarze Madonnen.** 240 S., 16 Abb., 17,90 €, für Abo. 8,90 €
- 1999 Tamerl, Alfred: **Hrotsvith von Gandersheim. Eine Entmystifizierung** 327 S., 17 Abb., Pb., 20,40 €, für Abo. 9,90 €
- 1994 Sonnenschmidt, Reinhard: **Mythos, Trauma und Gewalt** in archaischen Gesellschaften; 131 S., 25 Abb. 11,- €, für Abo. 5,- €

**Zeitensprünge, Interdisziplinäres Bulletin**, 27. Jahrgang, im Inland 44,- €, im Ausland 50,- €, drei Hefte mit zusammen mindestens 450 DIN A5-Seiten

# Zeiten sprünge

Interdisziplinäres Bulletin  
(vorm. 'Vorzeit-Frühzeit-Gegenwart')  
Jahrgang 27, Heft 2, August 2015

- 259 Editorial  
260 Heinitz, Volker: Gedankensplitter zu antikem Glas  
267 Rösler, Veit: Meteorit als Werkzeuglieferant? (Bau der Cheops-  
pyramide)  
271 Illig, Heribert: Meteoreisen-Meißel an Cheops' Pyramide? Eine  
Ergänzung zu Veit Rösler  
277 Otte, Andreas: „Westfalen in der Eisenzeit“. Verhaltene <sup>14</sup>C-Kri-  
tik in einer LWL-Veröffentlichung  
282 Illig, H.: Ein Pferd als Perpetuum mobile? Eine logistische Volte  
286 Glahn, Alexander: Die Sachsen der Normandie  
306 Illig, H.: Großbritannien während der *dark ages*. Erhaltene Bau-  
ten und Siedlungsreste  
336 Illig, H.: Irland und seine Hochkreuze  
362 Illig, H.: Frühmittelalter auf den britischen Inseln. Zusammen-  
führung  
388 Friedrich, Volker: Zum Vortrag von Dr. Haas-Gebhard: „Das  
Rätsel um die Baiuwaren. Die Forschung gibt eine Antwort“  
396 Illig, H.: Genese der Baiern. Das Fortleben römischer Macht im  
Westen nach 476. Ein ausgreifender Rückblick  
413 Illig, H.: Fröttmaning – wie ein schlechter Kirchenscherz  
418 Illig, H.: Altöttings mehr als schwimmende Datierung. Ein  
Abgleich  
425 Hoffmann, Volker: Hölzerne Ringanker in den Kuppeln der  
Hagia Sophia in Istanbul (Teil II)  
440 Illig, H.: Entgegnung auf Volker Hoffmann  
444 Illig, H.: Der Bauherr von Aachens Pfalzkirche  
458 Illig, H.: Gedenken an Günter Lüling oder ein Symposium zur  
Eigen-Exkulpation?  
463 Illig, H.: Zum neuen Bild vom frühen Islam, gezeichnet von Nor-  
bert Pressburg. Eine Rezension  
480 Ernst, Otto: Zu den Visionen von Propheten  
487 Illig, H.: *Hallucigenia* – avers, revers, dorsal, ventral. Zur Evolu-  
tion im Kambrium  
491 Otte, A.: Electric Universe 2015 – Paths of Discovery. Ein Kon-  
ferenzbericht  
501 Illig, H.: Bernhard von Gudden und Ludwig II. Eine ergänzende  
Rezension  
506 Zeitsprünge von Tut bis Karl  
515 Verlagshinweise

ISSN : 0947-7233